Lachendes land, humoresken und anderes

Ernst von Wildenbruch

PT
2615
.T5
1914

HARVARD UNIVERSITY

LIBRARY OF THE

GERMAN DEPARTMENT

GIFT OF

MAURICE SCHLESINGER

1922-1923

TRANSFERRED

Digitized by Google

Lachendes Land

Ernst von Wildenbruch

Grosser und Unbreue

Digitized by Google

Lachendes Land

Digitized by Google

Lachendes Land

Humoresken und Anderes

von

Ernst von Wildenbruch

Dreizehnte vermehrte Auflage der „Humoresken"

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1901

Digitized by Google

50567.51.10

23 Jan., 1903.
Harvard University
Library of the German Dept.
Schlesinger Bequest.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 8 1952

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Das Märchen von den zwei Rosen 1
Vergnügen auf dem Lande 33
Mein Onkel aus Pommern 93
Schlaflose Nacht 119
Das wilde Haustier 131
Mein nervöser Onkel 159
Ein Opfer des Berufs 183
Julius Rodenberg als Berlin-Bummler 231

Digitized by Google

Das Märchen von den zwei Rosen

Vor den Thoren einer großen Stadt, in welcher viele Menschen lebten, reiche und arme, wohnte ein Gärtner, der einen großen herrlichen Rosengarten besaß. Da wuchsen Rosen von allen Farben und allen Arten, denn der Gärtner verstand sein Handwerk; er zog die Rosen mit vieler Kunst auf und hegte und pflegte sie mit aller Sorgfalt, nicht aus Liebe zu den Blumen selbst, sondern um des Verdienstes willen, denn er verkaufte die Rosen an die Leute in der Stadt.

Und sein Fleiß trug reichliche Früchte, denn die Menschen kamen in großer Zahl und kauften seine Rosen und pflanzten sie in ihre Gärten und schmückten damit ihre Zimmer — freilich nur die Reichen; denn der Gärtner forderte viel Geld für seine Blumen, und das konnten die Armen nicht bezahlen.

Einstmals nun, als die Sonne ihren lieben Sohn, den Sommer, wieder an der Hand dahergeführt hatte, damit er auf der Erde spazieren ginge und alles mit Freude erfüllte, da waren mitten im Garten zwei Rosen aufgeblüht, schöner als alle, die sonst im Garten waren.

Jede der beiden wuchs an einem besonderen Stock, aber die Stöcke standen in einem und demselben Beete so nah zu-

ſammen, daß, wenn die Roſen ihre Häupter ein wenig neigten, ſie einander beinahe berührten.

Daher kam es, daß die beiden Roſen innig befreundet wurden; ſie nannten ſich „Du“, und obſchon ſie nicht ganz gleich von Angeſicht waren — denn die eine hatte zarte gelbliche Blätter mit rötlichem Kelch, die andere war ſchneeweiß von außen bis in das Herz — obſchon ſie alſo verſchiedener Abſtammung waren, betrachteten ſie ſich dennoch als Schweſtern und vertrauten ſich gegenſeitig alle ihre Geheimniſſe an. Und wenn ſie das thaten, dann ging ein ſo ſüßer Duft von ihren Lippen, daß der Garten ringsumher in lauter Wohlgeruch ſchwamm, und ihr Gekoſe war ſo lieblich anzuſehen, daß die kleinen Käfer, die geſchäftig über die Erde liefen, ſtehen blieben und ſich anſtießen und ſagten: „Seht, da erzählen ſich die Roſen wieder etwas; was mag es wohl ſein?“

Das aber, worüber die Roſen ſich unterhielten, war ihre Zukunft; denn da ſie noch ganz jung waren, hatten ſie noch keine Vergangenheit und konnten davon nicht ſprechen; über ihre Zukunft aber ſprachen ſie um ſo lieber und um ſo mehr, denn ſie beſtand aus lauter köſtlichen Träumen.

Daß ſie die ſchönſten im Garten waren, das hatten ſie wohl erfahren, denn das erkannten ſie jeden Tag aus den leuchtenden Blicken, mit denen der Gärtner ſie anſah, das hörten ſie aus dem Munde vorübergehender Beſucher und das empfanden ſie jeden Morgen, wenn der Morgenwind in den Garten gehuſcht kam, die Nacht ausfegte und den Roſen ringsumher auf die Köpfchen tupfte, ſo daß ſie ſich neigten und beugten. Das war dann immer wie eine Huldigung, welche der Garten ihnen beiden darbrachte.

Da erklärt es ſich nun, daß die beiden Roſen, obſchon ſie im Grunde des Herzens gut und gütig waren, wie Roſen es ſind, ein wenig ſtolz wurden und große Anforderungen an ihr zukünftiges Schickſal ſtellten.

Nur ein König konnte es ſein, oder ein Fürſt oder wenigſtens ein ungeheuer reicher Mann, der ſie dereinſt kaufen und heimführen würde, darüber waren ſie einig, und ihre einzige Sorge beſtand darin, daß man ſie alsdann trennen und die eine hierhin bringen möchte, die andere dahin. Das war ihr Kummer, da ſie ſich ſo liebgewonnen hatten, und wenn der Gedanke ihnen kam, dann weinten die Roſen, jede eine einzige große Thräne, und die lag dann, wenn es Tag wurde, wie ein leuchtender Tropfen in ihrem Kelche, und das war wieder gar lieblich anzuſehen. Ja, es war ſo ſchön, daß der Morgenwind, der doch weit im Lande herumkam und daher ein Kenner der Blumenſchönheit war, alsdann voll Staunen vor ihnen ſtehen blieb und ſeine Reverenz machte und ſagte: „Der echten Schönheit kleidet alles ſchön, ſogar der Schmerz.“ Und dann nickten ihm die Roſenſchweſtern freundlich zu und ſagten; „Ach, was ſind Sie für ein reizender junger Mann, lieber Herr Morgenwind, daß Sie ſchon am frühen Morgen ſo geiſtreich ſein können.“ Und dann fühlte ſich der Morgenwind ſehr geſchmeichelt und nahm ſeine roten Frackſchöße auf und flog weiter.

So gingen die Tage dahin, und es waren bereits viele, viele Beſucher und Käufer in den Garten gekommen, nur für die beiden Roſen hatte ſich noch keiner gefunden, denn es war, als ob alle im ſtillen wüßten, daß die zu etwas Beſonderem beſtimmt wären. Aber da geſchah es an einem ſchönen Sommernachmittage, als es ſchon gegen Abend ging,

daß ein prächtiger offener Wagen dahergerollt kam und vor der Gartenthür anhielt. Die beiden Rosen konnten den breiten Gartenweg hinunter gerade durch das Gitterthor hindurchschauen, und als sie den Wagen vor demselben erblickten, zuckte es ihnen durch das Herz, als ahnten sie, daß das etwas zu bedeuten hätte, und sie lehnten die Wangen aneinander und flüsterten sich ganz leise ihre Gedanken zu. Auf dem Bock des Wagens saß der Kutscher und neben ihm ein Diener, und beide hatten Röcke und Hüte mit breiten goldenen Tressen, und weil die Rosen noch so unerfahren in der Welt waren, so meinten sie, die beiden auf dem Bocke das wären die Hauptpersonen. Aber da kam ein Marienkäferchen, das sich viel in herrschaftlichen Häusern bewegt und einmal sogar auf der Hand einer wirklichen Prinzessin gesessen hatte, durch die Luft dahergesegelt, und als es hörte, was die Rosen sprachen, sagte es: „Nicht doch; die auf dem Bocke sind ja nur die Diener; die im Wagen drin sitzen, auf die müßt Ihr hinschauen."

Da machten nun die Rosen die Augen weit auf, aber die im Wagen gefielen ihnen gar nicht sehr gut; denn das eine war eine Dame, die gar nicht mehr jung und auch gar nicht hübsch war, und das andere ein Herr, der zwar einen stattlichen schwarzen Bart, aber keinen Platz im Gesicht hatte, den schönen Bart unterzubringen.

Wie aber die Rosen ihre Bemerkungen darüber austauschten, fing das Marienkäferchen wieder an und sagte: „Ihr versteht doch aber auch gar nichts von der Welt, Ihr beiden; wißt Ihr denn nicht, daß dies dort der reichste Bankier aus der ganzen Stadt und die Dame seine Frau ist? Wozu brauchen denn reiche Leute hübsch

zu ſein? Das überlaſſen ſie den Armen, die ſonſt nichts haben.“

Da ſchämten ſich die Roſen über ihre Unwiſſenheit und wurden ein wenig rot vor Verlegenheit, und das ſtand ihnen wieder ſehr gut.

Unterdeſſen waren der Herr und die Dame aus dem Wagen geſtiegen, und hinter ihnen drein kam ein Hündchen herabgeklettert, das hatte ganz ſilberweiße Haare und war ſo rund, daß es nur ganz langſam watſcheln konnte, und dazu machte es ein verdrießliches Geſicht, und von Zeit zu Zeit bellte es ein wenig, und das klang, als wenn es riefe: „Geht weg! weg! weg!“

Der Gärtner ſtand an der Thür des Gartens und hatte den Hut vom Kopfe gezogen und machte einen tiefen, tiefen Diener, und der Herr nickte ihm ein wenig zu, die Dame aber ging an ihm vorbei und ſah in die Luft. Und als das Marienkäferchen das gewahrte, rief es den Roſen zu: „Da könnt Ihr einmal etwas lernen: ſeht Ihr, ſo müſſen reiche Leute es machen, wie die Dame es macht; die verſteht ſich darauf, reich zu ſein!“ Die Roſen aber ſchämten ſich wieder über ihren ſchlechten Geſchmack, denn es hatte ihnen eigentlich gar nicht gefallen.

Nun kamen die Herrſchaften den breiten Gartenweg herauf, gerade auf die Stelle zu, wo die beiden Roſen ſtanden, und bei jedem Schritte, den die Dame machte, kniſterte und rauſchte ihr ſeidenes Kleid, ſo daß es klang, als ob es der Natur rings umher zuriefe: „Pſt, pſt, ich bin aus Paris, ich bin aus Paris.“

Dabei ging der Gärtner immer mit abgezogenem Hute hinter ihnen drein und zeigte bald nach rechts und bald nach

links, bald nach dieſem Roſenſtock und bald auf jenen, und dann blieb die Dame von Zeit zu Zeit ſtehen und hob die Lorgnette an die Augen, die an einer goldenen Schnur um ihren Hals hin, und wenn der Gärtner recht lange geſprochen und ſo eifrig ſeine Roſen gelobt hatte, daß er ganz rot im Geſicht geworden war, dann verzog ſie nur ein wenig den Mund und ſagte: „Das iſt alles gar nichts.“ Dann machte der Gärtner ein langes Geſicht, und das weiße Hündchen bellte, ſo daß es klang, als riefe es „etſch, etſch, etſch,“ und der Gemahl der Dame nickte mit dem Kopfe dem Gärtner zu und ſagte: „Meiner Frau gefällt nur das beſte.“

So waren ſie denn bis zu den beiden Roſen gekommen, die ihnen mit großen Augen entgegenſahen, und hier geſchah es zum erſtenmale, daß die Dame aus eigenem Antriebe ſtehen blieb; ſie hob die Lorgnette an die Augen und betrachtete die beiden Roſen.

Dieſe aber, als ſie die prüfenden Gläſer ſo auf ſich gerichtet ſahen, beugten in ſcheuer Befangenheit ihre Häupter, und eine zitternde Scham überflog ihren Körper und ließ ihren Buſen ſchwellen, und als ſie ſo demütig geneigten Hauptes ſtanden, da waren ſie ſo ſchön wie nie zuvor, ſo ſchön, daß ſelbſt die Dame ſich des Eindruckes nicht erwehren konnte. Darum ſagte ſie, um ihr Wohlgefallen zu äußern: „Das wäre möglicherweiſe etwas für mich.“ Und da ihr Gemahl, den ſie bei dieſen Worten anſah, bemerkte, daß er jetzt auch etwas ſagen durfte, ſo fügte er raſch hinzu: „In der That, zwei prächtige Exemplare! Was ſollen ſie koſten?“

Darauf nannte der Gärtner eine Summe, und als die Dame dieſelbe vernahm, rief ſie „hü!“ und hielt ſich mit

beiden Händen die Ohren zu, und ihr Gemahl ſagte: „In der That, ein ſehr hoher Preis.“

„Ich ſprach übrigens auch nur von der gelben,“ fuhr die Dame fort, „die weiße kann ich nicht gebrauchen; aber die gelbe wäre möglicherweiſe etwas für meine Theeroſen.“

„In der That,“ ſagte darauf der Gemahl, „es war auch mein Gedanke geweſen, daß ſie für Deine Kollektion von Theeroſen geeignet ſein würde“ — dann wandte er ſich an den Gärtner und ſagte: „Meine Frau hat nämlich eine Kollektion von Theeroſen, wie Sie in der ganzen Stadt keine zweite finden.“

So wurde man denn handelseinig; es ward abgemacht, daß der Gärtner der Herrſchaften am nächſten Tage kommen und den gelben Roſenſtock abholen ſollte, und dann ſetzten ſich der Herr und die Dame und das weiße Hündchen wieder in ihren prächtigen Wagen und fuhren davon. Als nun die Roſen aber wieder allein waren, da wurden ſie ſehr traurig, denn ſie wußten, daß nun die Stunde geſchlagen hatte, da ſie ſich trennen mußten, vermutlich fürs ganze Leben, und ſie legten die Wangen aneinander und weinten, eine in der anderen Herz.

Dabei ſagte die weiße Roſe leiſe flüſternd zu der Schweſter: „O Du Glückliche, o Du Glückliche; werde ich denn auch ſolch ein herrliches Schickſal finden, wie Du?“ Und ganz, ganz tief drunten in ihrem ſanften Herzen ſtieg ein bitteres Tröpfchen Neid auf, denn das Los der Schweſter erſchien ihr gar zu verlockend, und ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie weniger ſchön befunden worden ſei, als jene.

So ſtanden die beiden Roſen, ganz ineinander verſunken, und ſo kam es, daß ſie es gar nicht bemerkten, daß andere, neue Beſucher gekommen waren und die Augen auf ſie rich-

teten. Erſt als ſie zwei Kinderſtimmen vernahmen, welche riefen: „Ach, Vater, Vater, die weiße! Die iſt zu ſchön!“ — da blickten ſie auf, und nun ſahen ſie einen Mann ſtehen, der an der einen Hand einen kleinen Knaben und an der anderen ein kleines Mädchen hielt. Das waren die Kinder, die ſoeben gerufen hatten, und alle drei blickten unverwandten Auges die weiße Roſe an.

Dieſe aber war gar nicht erfreut darüber, denn der Mann ſah ganz anders aus, als der reiche Herr von vorhin, er trug einen abgeſchabten Rock und einen runden Filzhut, und auch die beiden Kinder waren nur ärmlich gekleidet. Es wollte ihr daher gar nicht in den Sinn, daß ſie den Beifall der armen Leute fand, nachdem die reichen ſie verſchmäht hatten, und ſie wandte ſchier trotzig das Köpfchen ab, als wollte ſie ſagen: „Geht doch Eures Weges, für Euch bin ich doch nicht da.“

Dasſelbe ſchien auch der Gärtner zu denken, der jetzt von der Gartenthür zurückkam und der ganz verwundert dreinſchaute, als er die drei vor ſeinen ſchönſten Roſen ſtehen ſah.

Nun aber glaubte die weiße Roſe, daß ſie ihren Ohren nicht trauen ſollte, als ſie hörte, wie der Mann ſich bei dem Gärtner erkundigte, was der Stock wohl koſten würde. Er that es ganz ſchüchtern, das iſt wahr, aber er that es doch, und das erſchien der Roſe ſchon wie eine unerhörte Dreiſtigkeit. Sie triumphierte daher im Innerſten, als ſie den mächtigen Preis vernahm, den der Gärtner forderte, und als ſie ſah, wie der arme Mann ſorgenvoll dazu nickte. Aber da drängten ſich die beiden Kinder an den Vater, und der kleine Knabe rief ganz flehend: „Ach, lieber, lieber Vater, bitte,

kauf' doch die wunderschöne Rose!" und das kleine Mädchen rief: „Denk' doch nur, lieber Vater, wie sich die Mutter zu Hause freuen wird, wenn Du ihr die schöne Rose mitbringst."

Da geschah es zum erstenmale, daß in dem Herzen der weißen Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn sie wurde ganz bitterböse auf die beiden Kinder und hätte sie am liebsten mit ihren Dornen gestochen.

Der arme Schuhmacher aber, denn das war der Mann, blickte stumm auf seine Kinder und zeichnete mit seinem Stocke in den Sand, als ob er etwas berechnete, und dann wandte er sich an den Gärtner und sagte, als wenn er sich für seine Kühnheit entschuldigen wollte: „Meine Frau ist nämlich so sehr krank gewesen und jetzt eben etwas besser geworden, und da wollte ich ihr eine rechte Freude anthun, und weil sie Rosen, und zwar gerade die weißen, so sehr liebt — so dachte ich —"

„Aber ich kann von dem Preise nichts ablassen," fiel ihm der Gärtner ins Wort, und die weiße Rose sagte im stillen: „Das ist recht, das ist recht."

Da sahen die beiden Kinder ganz stumm und ängstlich zu dem Vater empor, und der Vater überlegte und zog sein Portemonnaie aus der Tasche und zählte und zählte, und die weiße Rose zitterte von der Wurzel bis zum Haupte in stummer, bitterlicher Angst.

Plötzlich aber war es ihr, als wenn der Hagel auf sie niederschlüge und als ob sie in tödliche Ohnmacht sinken müßte, denn sie hörte, wie der Schuhmacher sagte: „Nun denn, es ist freilich viel Geld, aber meinetwegen, ich nehm' den Stock."

Sie schlang ihre Arme um den Hals der Schwester und weinte und sträubte sich, aber ihr Zorn und ihre Ver-

zweiflung machten sie nur immer schöner, und die Kinder schlugen jauchzend in die Hände und es half ihr nichts. Der Gärtner nahm sein Geld in Empfang, dann grub er den Stock aus dem Boden, und die weiße Rose mußte es schaudernd und bebend sich gefallen lassen, daß der arme Schuhmacher sie in seine Hände nahm und davontrug aus dem Garten, fort auf Nimmerwiedersehen von ihrer schönen, glücklichen, ach, so viel glücklicheren Schwester. —

Diese wurde am nächsten Tage, wie es verabredet war, von dem Gärtner der reichen Leute abgeholt, und sie sah so stolz und glücklich aus, wie eine Prinzessin, die zum Brautbette eines jungen Königs gerufen wird.

Sie hatte auch alle Ursache, vergnügt zu sein, denn die neue Heimat, in welche sie geführt wurde, war ganz prachtvoll. Das Haus der reichen Leute war in der Vorstadt belegen, in welcher nur Reiche wohnten, und in der Straße, in der das Haus stand, wohnten wieder nur die reichsten der Reichen. Die Straße war so vornehm, daß, wenn ein Wagen hindurchfuhr, die Pferde leise auftraten, um nicht die Ruhe der Anwohnenden zu stören, und in den Häusern lagerten solche Schätze, daß die Luft wie mit Goldstaub erfüllt war, und daß die Spatzen, wenn sie durch die Straße flogen, mit vergoldeten Schwänzen wieder herauskamen. Vor dem Hause, nach der Straße zu, war ein kleiner Vorgarten mit gelbbraunen Kieswegen, in den man durch ein kunstvoll durchbrochenes Eisengitter hineinsah, hinter dem Hause lag der eigentliche Garten, und der war groß und geräumig. Eine Backsteinmauer schloß ihn ein, so daß niemand hineinzuschauen vermochte.

Dies war nun die neue Heimat der gelben Rose, und

im Augenblick, als sie den Garten betrat, erkannte sie, daß sie in vornehme Gesellschaft kam.

In der Mitte des Gartens war ein großer runder Rasenplatz, und der Rasen sah so wohlgepflegt aus, wie der Kopf eines Mannes, der jeden Tag zum Haarkräusler geht und sich frisieren läßt; rings um den Rasenplatz herum waren Beete und in den Beeten Blumen von allen erdenklichen Arten, so daß es rings von Duft und Farben glühte und sprühte.

In der Mitte des Rasenplatzes aber war wieder ein kreisrundes Beet, und das war der vornehmste Platz im ganzen Garten, da stand ein kleiner Wald von Rosenstöcken, lauter gelbe, gelbliche, grünlich-gelbe und rötlich-gelbe Rosen, das war die Kollektion von Theerosen, von der gestern der reiche Herr gesprochen hatte. Und nach dieser Stelle hin wandte der Gärtner, der die gelbe Rose trug, seine Schritte.

Da geschah es zum erstenmale, daß in dem Herzen der gelben Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn als sie gewahrte, wie all die Blumen im Garten umher die Köpfe zusammensteckten und nach ihr hinblickten und sich gegenseitig anstießen und aufmerksam machten auf die neue Bewohnerin des vornehmen Rasenplatzes, da stieg eine maßlose Eitelkeit in ihr empor, und indem sie stolze Blicke umherwarf, dachte sie bei sich: „Was seid Ihr alle gegen mich.“ Freilich entwich ihr Stolz ein wenig, und sie wurde sogar recht verlegen, als sie nun in der Mitte des Rasenplatzes angelangt war und dort ihren Standpunkt erhielt, denn sie sah, wie die Theerosen alle miteinander voller Neugier auf den neuen Ankömmling blickten, es war ihr zu Mute, als wenn die Blicke sie bis in das tiefste Herz durchsuchten, und dabei

vernahm ſie ein Surren und Ziſcheln von lauter flüſternden eifrigen Stimmen, welches ſie beinah betäubte.

Daß ſie es war, der das Geziſchel und Geflüſter galt, das war natürlich, und aus dem allgemeinen Geſumme von Tönen ſchlug hie und da ein Wort an ihr Ohr.

„Noch eine neue — fanden Sie, daß hier zu viel Platz war?“ „Im Gegenteil, es wird erdrückend eng.“ „Ich möchte nur wiſſen, was unſere gnädige Frau ſich eigentlich denkt.“ „Wir waren ihr wahrſcheinlich nicht mehr hübſch genug — hihi —“ „Haben Sie die neue denn ſchon geſehen?“ „Ja, ja, paſſabel, paſſabel!“

Die gelbe Roſe, welche die Augen niedergeſenkt gehalten hatte, machte jetzt einen tiefen Knicks und hob alsdann das glühende Haupt empor.

Da bemerkte ſie denn in ihrer nächſten Umgebung einige ältere Roſenmatronen, die ihr zunickten, freundlich-mitleidig, ungefähr wie altgediente Oberhofmeiſterinnen einem kleinen armen Backfiſchchen zunicken, das zum erſtenmale ſein ſchüchternes Füßchen auf das glatte Parkett des Hofes ſetzt.

Schön aber waren die Roſenmatronen, das mußte ſie geſtehen, und ſchön überhaupt die Roſen alle, mit denen ſie zuſammenſtand, und das eine ward ihr mit einemmale klar, daß ſie nicht mehr wie bisher die einzige ihrer Art, ſondern daß ſie eine unter vielen ihresgleichen war.

Was aber den Roſen ein ganz beſonders ſtattliches Ausſehen verlieh, das waren kleine, zierlich gearbeitete Täfelchen, von denen jede derſelben eines um den Hals trug; auf dieſen Täfelchen war der Name jeder Roſe aufgeſchrieben, ihr Geſchlecht und der Ort ihrer Herkunft.

Und was waren da für merkwürdige Dinge zu lesen; da waren Rosen, die aus China stammten, andere aus Japan, wieder andere aus Ostindien, und eine sogar von der Insel Bourbon. Ja, die Gesellschaft, in der sie sich befand, war wirklich weit her.

Nun kam der Gärtner mit dem Täfelchen heran, das für die gelbe Rose bestimmt war, und während er es ihr um den Hals hing, verstummte das Gelispel und Geflüster, denn sämtliche Rosen streckten in atemloser Spannung die Hälse aus, um zu erfahren, wer und was der neue Ankömmling eigentlich sei.

Kaum aber war der Gärtner zurückgetreten, so brach der Lärm von neuem los, und jetzt noch viel stärker als zuvor, und eigentlich recht höhnend und häßlich. Denn daß sie, wie auf dem Täfelchen stand, aus gutem, vornehmem Rosenblute sei, das war freilich wahr, aber das verstand sich ganz von selbst, denn wie wäre sie sonst überhaupt hierher gekommen, aber der Geburtsort! der Geburtsort! „Geboren hier am Orte" — so stand auf dem Täfelchen, und da kann man sich denken, wie sich die Rosen aus China und Japan, Ostindien und von der Insel Bourbon in die Brust warfen! Wie ein Lauffeuer ging es von einer zur andern: „Denkt Euch nur, sie ist von hier, ganz einfach nur von hier."

Und eine von den stolzen Rosenmatronen beugte sich ganz mitleidig zu ihr nieder und sagte: „Aber Sie armes Kind, da müssen Sie ja eine recht freudlose Jugend verlebt haben; Verkehr können Sie ja gar nicht gehabt haben?"

„O, ja doch," erwiderte die gelbe Rose rasch, „ich hatte eine Freundin; das war eine weiße Rose, mit der ich aufgewachsen und groß geworden bin."

Aber da verzog die Roſenmatrone den Mund und ſagte ganz erſchreckt: „Aber, liebes Kind — eine weiße Roſe?“ und es klang, als wenn ſie hinzuſetzen wollte: „ſprechen Sie das nicht ſo laut aus, Sie blamieren ſich ja.“

Und eine zweite Roſenmatrone that, als ob ſie nicht recht gehört hätte, und ſagte laut: „Mit einer weißen Roſe haben Sie verkehrt? Wirklich? Mit einer weißen Roſe?“

Nun fing die arme gelbe Roſe ſchon an, ganz kleinlaut zu werden, denn ſie hörte, wie es kichernd weiter ging: „eine weiße Roſe iſt ihre Freundin geweſen,“ und ſie begriff doch gar nicht, was daran ſo Schlimmes war. Die erſte Roſenmatrone aber wandte ſich wieder zu ihr und ſagte: „Liebes Kind, das kann ich mir ja gar nicht denken; eine weiße Roſe — das iſt doch kein Umgang für Sie? Das iſt ja etwas ganz Ordinäres.“

Da überkam es die gelbe Roſe mit tiefer Scham, daß ſie von der vornehmen Welt doch ſo gar nichts verſtand, und daß ſie ihren eigenen Wert ſo gänzlich verkannt hatte, und ſie wurde ganz verwirrt und ſagte ganz ſchüchtern: „Nun — wenn ich geſagt habe, daß wir Freundinnen geweſen ſind, ſo war das wohl etwas zu viel geſagt.“

„Das habe ich mir wohl gedacht,“ ſagte darauf die Roſenmatrone, „die Perſon hat ſich wahrſcheinlich an Sie gedrängt, und Sie waren zu gutmütig, um ſie abzuweiſen.“

Und wie die gelbe Roſe nun alle Augen fragend auf ſich gerichtet ſah, da entſank ihr der Mut und ſie ſagte ganz leiſe: „Nun — ja — ſo wird es wohl geweſen ſein.“ Kaum aber hatte ſie das geſprochen, da fiel es ihr ſchwer aufs Herz, welch eine Abſcheulichkeit ſie eben begangen hatte, und ſie dachte an ihre arme weiße Roſe, der es ſo

ſchlecht, ſo ſchlecht erging, und da neigte ſie ſchweigend das Haupt, hörte nichts und ſah nichts mehr von allem, was um ſie vorging, und weinte ſtill vor ſich hin in ihren zitternden Buſen. —

Unterdeſſen hatte die weiße Roſe in den Händen des armen Schuhmachers ihren Weg nach der Stadt fortgeſetzt, und die Heftigkeit ihres Jammers war allmählich in dumpfe, ſtumme Verzweiflung übergegangen.

Widerſtand war nutzlos, das hatte ſie erfahren, daher ergab ſie ſich in ihr troſtloſes Schickſal, ließ willenlos alles mit ſich geſchehen, und ihr ſchönes Haupt hing matt und todestraurig hernieder.

Der Weg war endlos lang, der Schuhmacher hatte kein Geld, um zu fahren, daher mußte zu Fuß gegangen werden. Der Vater ging voran, die beiden Kinder trippelten Hand in Hand hinter ihm drein.

Wie ſie nun immer tiefer in die Stadt hineinkamen, wo die Straßen immer heißer und dunſtiger wurden, und als ſie ſahen, wie die Roſe ihr Haupt niederhangen ließ, da ſagte das Brüderchen zum Schweſterchen: „Ach, ſieh nur die arme Roſe, wie müde die ausſieht; es wird ihr gewiß zu heiß.“ Und das Schweſterchen erwiderte: „Sie hat gewiß Durſt, und ſobald wir zu Hauſe ſind, müſſen wir ihr zu trinken geben.“

Dann legten die Kinder ihre kleinen Hände unter das Haupt der Roſe, damit ihr das Blut nicht zu Kopfe ſtiege, wenn es ſo tief niederhing, und ſie wechſelten miteinander ab, ſo daß bald das Brüderchen ſie ſtützte und bald das Schweſterchen, und dabei ſagten ſie fortwährend: „Ach, Du

arme, ſchöne, liebe Roſe — warte nur, wenn wir nur erſt zu Hauſe ſind.“

Die weiße Roſe ließ ſich auch das gefallen, wie ſie ſich eben alles jetzt gefallen ließ, aber ſie machte die Augen zu und ſah die Kinder nicht an und dankte ihnen nicht, denn gerade auf die Kinder war ſie am allerböſeſten, die waren ja an ihrem ganzen Unglück ſchuld.

Endlich, endlich, als es ſchon ganz dunkel geworden war, kamen ſie da an, wo der arme Schuhmacher wohnte. Da öffnete die weiße Roſe die Augen und blickte auf. Die Straße war ganz ſchön, und das Haus, in das ſie eintraten, ſah ſogar recht ſtattlich aus — aber — aber als ſie in den Flur gekommen waren und die Hausthür hinter ſich geſchloſſen hatten, da öffneten die Kinder links im Flur eine Glasthür, und von der Glasthür führten Stufen hinunter, und plötzlich ward es der armen Roſe klar, daß ſie fortan in einer Kellerwohnung zu leben haben würde. Und ſo war es in der That, denn der arme Schuhmacher war Portier in dem ſtattlichen Hauſe.

Eine Kellerwohnung! Das alſo war die Erfüllung ihrer einſtigen Zukunftsträume! Da bäumte ſich noch einmal die Verzweiflung im Herzen der weißen Roſe auf, und ſie hatte nur noch einen Gedanken und einen Wunſch, daß ſie bald, recht bald ſterben möchte.

Die Kinder aber waren ſchon die Stufen der Treppe hinuntergepoltert und jetzt hörte man drunten ihre Stimmen, indem ſie riefen: „Mutter, Mutter, ſieh einmal, was wir Dir mitbringen!“

Da richtete ſich auf dem ärmlichen Sofa, das im Zimmer drunten ſtand, eine blaſſe, ſchwache Frau auf, die auf dem

Sofa lag, und während die Kinder ſich an ſie drängten und ſie mit ihren kleinen Armen umfingen, trat der arme Schuhmacher vor die blaſſe Frau und hob die weiße Roſe in beiden Händen empor und zeigte ſie ihr, ohne ein Wort zu ſagen.

Da traten der blaſſen Frau zwei Thränen in die großen, weitgeöffneten Augen, und ſie faltete ſchweigend die Hände und ſah bald auf die Roſe, bald auf ihren Mann, ſo daß man nicht hätte ſagen können, ob es aus Freude an der herrlichen Blume geſchah, oder weil ſie Gott im ſtillen dankte, daß er ihr einen ſo guten Mann gegeben hatte.

Dann aber ſagte ſie ganz beklommen: „Nein, welch eine Pracht; die iſt doch aber gar zu ſchön für uns, die herrliche Roſe; nun ſorgt nur dafür, Kinder, daß ſie es gut bei uns hat.“

Das ließen ſich denn die Kinder nicht zweimal ſagen; ſie liefen hinaus und kamen bald darauf mit einem großen, großen Blumentopf zurück, der war ganz mit ſchöner, weicher, ſchwarzer Gartenerde gefüllt, und da wurde die weiße Roſe hineingepflanzt. Dann ſtellten ſie den Blumentopf auf den Tiſch und holten in einer kleinen Gießkanne Waſſer und goſſen es auf die Erde in dem Topfe.

Und da ſtand nun die weiße Roſe auf dem Tiſche, mitten in der dürftigen Stube der armen Leute, und wie ihr Haupt am Stocke niederhing, da ſah ſie aus wie ein bleiches Königskind, das man aus dem Palaſte geraubt und in ferne niedere Verbannung gebracht hatte.

Alsdann bekamen die Kinder ihr Abendbrot, jedes nur ein Stück Brot mit ein wenig Butter darauf, das war alles; aber ſie ſchienen damit zufrieden zu ſein, ſie ſetzten ſich auf

eine Kommode dem Tiſche gerade gegenüber, auf welchem die Roſe ſtand, ließen die Beine herunterhängen und aßen ihre mageren Butterbrote, indem ſie fortwährend zu der weißen Roſe hinüberſahen und ihr zunickten. Dann wurden ſie zu Bette gebracht, und bald darauf legten ſich auch die Erwachſenen zur Ruhe, und das Licht wurde ausgelöſcht, und dann ward es tiefe, ſtille Nacht.

Alles ſchlief, nur die weiße Roſe konnte nicht ſchlafen, die hielten die ſchweren bitteren Gedanken wach.

Aber plötzlich wurde es hell, und ſiehe da, das war der Mond, der gekommen war und in das Fenſter blickte.

Er ſchickte einen breiten ſilberweißen Strahl in die Stube hinunter zu ſeiner lieben weißen Roſe, mit der er ſo manches Mal ſich koſend unterhalten hatte, und die Roſe freute ſich darüber, denn ſie erkannte, daß ſie doch nicht ganz vergeſſen war, und badete ſich in dem weichen weißen Lichte.

Ob es nun aber das zaubergewaltige Licht des Mondes ſein mochte, das ja in denen, die es zu durſtig einſaugen, wunderbare Gedanken und Träume hervorruft — genug, es war der Roſe, als ob ſie zu träumen anfinge, einen ſeltſamen, wunderbaren Traum: es ſchien ihr, als ob ſie zwei Engel in das Zimmer treten ſähe, zwei kleine, reizend liebliche Engel, die auf nackten Füßen über die Dielen huſchten, mit langen blonden Haaren, und die weißen kleinen Leiber nur mit einem Hemdchen bekleidet. Die ſchoben zwei Stühle an den Tiſch und kletterten auf die Stühle hinauf und näherten ihre Geſichter dem Antlitz der Roſe und küßten ſie ganz leiſe, leiſe auf die Blätter und in den ſüßen, duftenden Kelch. Und die Roſe ſchauerte und bebte und trank mit

tiefer, ſchweigender Luſt den Hauch der jungen Lippen und wußte ſich das holde Wunder nicht zu erklären.

Dann ſprangen die Engelchen wieder von den Stühlen herab, ſchoben die Stühle beiſeite und kicherten und verſchwanden, wohin? dahin, wo die Kinder hingegangen waren, als ſie zu Bett geſchickt wurden; und da fuhr die Roſe auf; wäre es denn möglich geweſen — die beiden, die ihr ſo lieblich erſchienen waren, die ſie für Engel gehalten hatte — das wären wirklich gar die beiden Kinder geweſen? Der Gedanke verdarb ihr nun freilich alle Freude an dem vermeintlichen Traum, denn ſie wollte nun einmal den Kindern gram ſein; trotzdem konnte ſie ſich der Erinnerung nicht erwehren, wie ſüß es geweſen war, als die holden Lippen ſie küßten, und als es Tag geworden war und die Schuhmacherfamilie in das Zimmer trat, da blickte die Roſe auf und ſah die Kinder an, und eigentlich war es das erſte Mal, daß ſie es that, denn bis dahin hatte ſie ſtets die Augen vor ihnen verſchloſſen.

Und da erkannte ſie, daß es wirklich zwei reizende, hübſche Kinder waren, mit blonden Locken und großen Augen und lieblichen, freundlichen Geſichtern, und es war kein Zweifel, ſie waren es geweſen, die in der Nacht aus ihren Betten aufgeſtanden waren, um die Roſe heimlich zu küſſen und zu liebkoſen.

Als darauf das Frühſtück verzehrt war, ſagte der Vater zu den Kindern: „Heut iſt ein ſchöner Tag, heut ſtellen wir unſere Roſe in den Garten.“

Da nahmen die Kinder den Blumentopf, in welchem die Roſe ſtand, und trugen ſie die Treppe hinauf, aus der Hausthür, in den kleinen Vorgarten des Hauſes, der durch

ein eiſernes Gitter von der Straße geſchieden war, und dort ſtellten ſie ſie auf, mitten in die ſchöne warme Morgenſonne hinein. Da konnte nun die Roſe auf die Straße blicken und ſie ſah die Wagen, die vorüberfuhren, und die Menſchen, die die Straße hinauf- und hinabgingen, und das alles war für ſie neu und hübſch zu ſehen, und obſchon ſie es ſich nicht geſtehen wollte, fühlte ſie ſich eigentlich ganz behaglich.

Gerade hinter ihr, zu ebener Erde, war das Fenſter der Schuhmacherwohnung, das Fenſter war weit geöffnet und hinter demſelben ſaß der Schuhmacher auf einem erhöhten Stuhle und arbeitete und hantierte an ſeinen Stiefeln und Schuhen.

Die Roſe ſchaute ihn an und blickte in das Zimmer hinter ihm, und da jetzt die Morgenſonne freundlich hineinſchaute, ſah das Zimmer gar nicht ſo traurig aus wie geſtern abend, ſondern ganz nett und blitzblank und ſauber.

Dann kamen wieder die Kinder aus dem Hauſe mit Schulmappe und Schiefertafel, um zur Schule zu gehen, und wie ſie am Gitter vorübergingen, legten ſie die Geſichter daran und nickten der Roſe zu und ſagten: „Auf Wiederſehen“ — und obſchon es die Roſe ſich nicht geſtehen wollte, war das eigentlich ſehr niedlich anzuſehen.

Und während ſie noch darüber nachdachte, hörte ſie eine feine Stimme hinter ſich, die ſagte: „Guten Morgen, Frau Roſe,“ und als ſie ſich umwandte, erblickte ſie einen kleinen Kanarienvogel, der in ſeinem Käfig in dem geöffneten Fenſter hing.

Er hatte zwei kluge ſchwarze Äuglein und einen weißen kleinen Schnabel, mit dem letzteren ſagte er noch einmal: „Guten Morgen, Frau Roſe; ich habe geſtern nicht mehr

Gelegenheit gehabt, Sie zu begrüßen, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle, mein Name iſt Pieping.“ Das artige Weſen des Kanarienvogels gefiel der weißen Roſe, und ſie machte ihm einen freundlichen Knicks und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und fragte ihn, wie alt er wäre und wie lange er ſchon bei Schuhmachers wäre. Und da ſeufzte Herr Pieping und meinte, er wäre leider kein Jüngling mehr, denn er wäre ſchon ein Jahr und zwei Tage alt, vorgeſtern hätte er ſeinen Geburtstag gefeiert; bei Schuhmachers aber wäre er bereits ſeit drei Monaten und hoffentlich bliebe er ſein ganzes Leben lang bei ihnen. Und als die Roſe ihn weiter fragte, ob es ihm denn ſo gut bei Schuhmachers gefiele, da drehte er die Äuglein im Kopfe herum und meinte, das wären engelsgute Leute, insbeſondere die Kinder, und dann wurde er ſo gerührt, daß er raſch einen kleinen Schluck Waſſer nehmen mußte, weil ihm ſonſt die Thränen gekommen wären.

Die Sonne ſtieg höher, und es begann der Roſe heiß zu werden, aber da kamen auch ſchon die Kinder aus der Schule zurück und nahmen den Blumentopf wieder auf und trugen die Roſe in die Stube hinunter, wo es jetzt ſchattig und kühl war, und ſo thaten ſie heute und ſo thaten ſie den nächſten Tag und die folgenden Tage immerfort und alles, was ſie der Roſe Liebes und Gutes auszuerſinnen vermochten.

Und bei der Sorgfalt und Pflege, die ſie fand, da regte es ſich plötzlich im Herzen der Roſe, ein ſüßes geheimnisvolles Leben erwachte in ihrem Blute, und ihr Leib begann zu knoſpen. Als jedoch die Knoſpe ſich hervordrängen wollte, und als ſchon die Augen der ganzen armen Schuhmacherfamilie in ſchweigender Erwartung dem Augenblick entgegen-

ſahen, da es geſchehen würde, da erhob ſich noch einmal im Herzen der Roſe der böſe zürnende Groll. Sie wollte ihnen die Freude nicht gewähren und deshalb nahm ſie keine Nahrung zu ſich und ſtemmte ſich mit aller Kraft ihres Willens gegen die drängende Natur, und ſieh da, der Trieb verkümmerte, die Knoſpe brach nicht hervor, und die Hoffnung der armen Leute erfüllte ſich nicht.

Da wurden ſie ſehr traurig; und in dem Augenblick kam der Wirt des Hauſes vorbei, ein ſehr reicher Mann, der ſah, was mit der Roſe vorgegangen war und ſagte: „Das habe ich mir wohl gedacht; wie ſoll denn auch die ſchöne Roſe bei Ihnen hier unten fortkommen; ich will Ihnen etwas ſagen, ich werde ſie Ihnen abkaufen und in meinen Garten pflanzen.“ Und er bot dem Schuhmacher eine Summe, die war noch größer als jene, welche der Schuhmacher einſt dafür bezahlt hatte.

Dieſer aber erwiderte und ſagte: „Ach, gnädiger Herr, es iſt ja alles wahr, was Sie ſagen, aber ſehen Sie, wir haben die Roſe nun einmal ſo lieb gewonnen, und wenn wir ſie anſehen, dann iſt uns, als ob wir einen Garten beſäßen, und darum — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, möchte ich die Blume noch ein paar Tage behalten, ob ſie nicht vielleicht doch noch eine Knoſpe treibt — und wenn es dann wieder nichts wird, dann will ich ſie Ihnen in Gottes Namen verkaufen.“

Da ging der Wirt des Hauſes davon, und man ſah ihm an, daß er ſich ärgerte.

Der Roſe aber, die alles mit angehört hatte, zuckte ein Glücksſtrahl durch die Seele: nun war ja Hoffnung vorhanden, daß ſie aus der verhaßten Kellerwohnung hinweg-

kam; ſie brauchte nur zu wollen, ſo fand ſie im Garten des reichen Mannes ein ſchönes, glänzendes Schickſal. Und alſo beſchloß ſie zu thun.

Doch als es Nacht geworden war und alles ſchwieg und ſchlief, da kam es wieder ganz leiſe, leiſe in das Zimmer gehuſcht, und das waren wieder wie damals die Kinder, mit nackten Füßen, mit Hemdchen bekleidet, ſo wie ſie aus den Betten geſprungen waren, zwei kleinen Engeln gleich. Aber ſie kicherten dieſes Mal nicht, und als der Mond ihre Geſichter beſchien, da ſahen ſie blaß und traurig aus.

Und wieder wie damals rückten ſie zwei Stühle heran und kletterten zu ihr empor, und wieder wie damals küßten ſie die Roſe; aber während ſie es thaten, weinten ſie, und Thränen floſſen in den Kelch der Roſe. „Nun haben wir nichts mehr," ſagten ſie flüſternd, „nun haben wir keine Roſe und keinen Garten mehr, nun haben wir nichts mehr." Und damit gingen ſie hinaus, zurück in ihre Betten.

Als ſie hinaus waren, ſchloß die Roſe die Augen und verſuchte zu ſchlafen, aber ſie fand keinen Schlaf, denn auf ihrem Herzen glühte und brannte etwas, das waren die Thränen der Kinder, die darauf gefallen waren.

Am nächſten Morgen, als es noch ganz früh und keiner von den Menſchen aufgeſtanden war, horch, da klopfte es ans Fenſter und das war der Morgenwind, der hereingeflogen kam.

Die Roſe hatte ihn nicht wiedergeſehen, ſeitdem ſie aus dem Garten fort war, darum freute ſie ſich über ſeinen Beſuch. Und der Morgenwind ging im Zimmer auf und ab, blies den Staub von den Möbeln und Geräten, und man ſah es ihm an, daß er aufgeregt war.

„Ich komme ſoeben von Ihrer Schweſter," ſagte er, „von der gelben Roſe."

Da wurde die weiße Roſe begierig, zu erfahren, wie es der erging; aber der Morgenwind, der ſonſt ein ſo luſtiger Geſelle war, wurde ganz ernſt.

„Ach," ſagte er, „das iſt eine traurige Geſchichte; der geht es ſchlecht. Die Theeroſen, unter denen ſie ſo verloren ſteht, daß ich ſie kaum von ihnen zu unterſcheiden vermag, ſind ihr giftig und bös, und nächſtens wird die ganze Herrlichkeit ein Ende haben."

„Wie meinen Sie denn das?" fragte die weiße Roſe.

„Je nun," ſagte der Morgenwind, „wiſſen Sie, was Launen ſind?"

„Nein," verſetzte die Roſe.

„Nun, ſehen Sie," fuhr der Morgenwind fort, „das ſind kleine ſchwarze Käfer, die aber ſehr teuer und koſtſpielig ſind und darum mit Vorliebe von den reichen Leuten gehalten werden."

„Wozu brauchen ſie ſie denn?" fragte die Roſe.

„Sie ſpielen damit, um ſich die überflüſſige Zeit zu vertreiben," erwiderte der Morgenwind. „Sie laſſen ſie in der Stube umherfliegen, dann fangen ſie ſie ein und ſetzen ſich dieſelben auf den Kopf."

„Wie ſonderbar," ſagte die Roſe.

„Ja, aber es iſt nun einmal Mode," meinte der Morgenwind. „Die Bankierfrau nun, um zu zeigen, daß ſie in jeder Beziehung die reichſte iſt, hält ſich, wie Sie denken können, von den Käfern eine große Menge; jeden Tag braucht ſie mindeſtens einen, meiſtens aber zwei oder drei neue. Und dann ſetzt ſie ſich dieſelben auf den Kopf

und läßt ſie ſitzen, bis daß ſie ſie tüchtig kneifen und zwicken, denn die Käfer, müſſen Sie wiſſen, haben ſcharfe kleine Zangen, und dann fängt ſie an zu ſchreien und zu weinen, bis daß ihr Mann kommt. Der muß ihr die Käfer vom Kopfe nehmen und ſie zum Fenſter hinauswerfen, und mit dieſem Spiele vertreiben ſie ſich jeden Tag die Zeit. Nun müſſen Sie ferner wiſſen, daß den Leuten, wenn ihnen die Käfer auf dem Kopfe ſitzen, immer ganz ſeltſame Schnaken und Gedanken einfallen; und ſo iſt es der Bankierfrau plötzlich in den Sinn gekommen, daß die Theeroſen ihr eigentlich langweilig wären und ſie an Stelle derſelben Kamelien pflanzen wolle. Das wird denn nun geſchehen, und wenn der Herbſt kommt, werden die Theeroſen aus dem Boden geriſſen werden —"

„Und was wird mit ihnen geſchehen?" fiel die weiße Roſe ganz ängſtlich ein.

„Fortgeworfen werden ſie," erwiderte der Morgenwind, „und unſere arme gelbe Roſe, Ihre Schweſter, mitten darunter; begreifen Sie nun, warum ich ſo traurig bin?"

„Ja, ja," fuhr er fort, als er die weiße Roſe ganz dumm daſtehen ſah, „Sie haben es beſſer getroffen; Sie werden gehegt und gepflegt, und hier giebt es keine ſchwarzen Käfer, vor denen Sie ſich zu fürchten brauchen," und damit that er noch einen Seufzer und nahm die roten Frackſchöße auf und flog zum Fenſter hinaus.

Die weiße Roſe war noch immer ganz ſtumm, und als der Morgenwind ſchon lange davongeflogen war, glaubte ſie noch immer ſeine Worte zu hören: „Sie haben es beſſer getroffen," und plötzlich hob es an, in ihrem Herzen zu flüſtern und zu rumoren, und als ſie hinſah, was in ihrem

Herzen vorging, da ſah ſie, daß es die Scham war, die eingezogen war und ſich häuslich bei ihr einrichtete.

Ja, die Roſe ſchämte ſich, und wenn ſie in ihr Herz hernieder ſah, dann blickte die Scham zu ihr auf und ſagte: „Du Undankbare," und als die Schuhmacherfamilie hereinkam und ſie die traurigen Geſichter der Kinder ſah, da las ſie in den Augen derſelben wieder das böſe Wort: „Du Undankbare."

Da war es der Roſe, als gäbe es einen Stoß durch ihr ganzes Innere, als hätte ſie bisher geſchlafen und wäre plötzlich aufgewacht, und als die Kinder ſie heute in den Vorgarten hinausgetragen hatten, da trank ſie von dem reinen, kühlen Waſſer, das ſie ihr geſpendet, und aß von der ſchönen, weichen, ſchwarzen Gartenerde, ſo daß Herr Pieping ihr zurief: „Geſegnete Mahlzeit, Frau Roſe, geſegnete Mahlzeit."

Der Roſe aber war zu Mute, als hätte ihr ganzes Innere ſich in fließende Glut verwandelt, ihr Blut und ihre Säfte ſtiegen wie ſprudelnde Quellen herauf und herab, und da noch kaum zwei Tage umgegangen waren, da begann ihr Leib von neuem zu knoſpen, ein Auge blickte ſchüchtern hervor. Und als die Kinder, die ihr unabläſſig zugeſehen hatten, nun in atemloſer Haſt gelaufen kamen und die Eltern heranriefen, um das holde Ereignis zu ſehen, da lächelte die Roſe in ſtummer Luſt in ſich hinein, und ſiehe da, eine zweite Knoſpe brach hervor und nach der zweiten, als wollte ſie ſich gar nicht mehr erſchöpfen in Gebe- und Gewährungsfreude, eine dritte. Und als nun eines Morgens der arme Schuhmacher mit ſeiner blaſſen Frau und ſeinen hübſchen zwei Kindern über die Schwelle in das Zimmer traten, da blieben ſie alle wie gebannt von einem wunderbaren Bilde, auf der Schwelle ſtehen, denn auf dem Tiſche erblickten ſie das ſchöne

Haupt ihrer geliebten weißen Roſe, das ſich in mütterlicher Luſt über zwei junge, kleine ſchneeweiße Roſen herabbeugte, die aus dem Stocke über Nacht entſproſſen waren.

Und die Roſe neigte und beugte ſich, von ihren flüſternden Lippen ging ein ſüßer Duft, der die Wohnung der armen Leute in ein kleines Paradies verwandelte, und wenn dieſe die Sprache der Blumen verſtanden hätten, ſo würden ſie gehört haben, wie die Roſe ſagte: „Eurer Liebe zuliebe, Eurer Güte zum Danke.“

Durch das ganze Haus ertönte das Jubelgeſchrei der beiden Kinder, alles, was im Hauſe wohnte, kam herbei, um das ſchöne Blumenwunder zu ſehen, und als die Roſenfamilie heute in den Vorgarten gebracht wurde, blieben die Vorübergehenden auf der Straße ſtehen, und die weiße Roſe feierte einen großen Triumph ihrer Schönheit.

Alles freute ſich, nur der Wirt des Hauſes war ärgerlich, und es nagte und fraß der Gedanke in ſeinem Herzen fort, daß der arme Schuhmacher es gewagt hatte, ihm ſeinen Wunſch nicht zu erfüllen und ihm die Roſe nicht zu verkaufen. Und da bekanntlich der Groll ein gefährliches Unkraut iſt, das, wenn man es nicht ſchnell aus dem Herzensboden ausjätet, um ſich greift und überhand nimmt, ſo wurde er von Tag zu Tag dem armen Mann aufſäſſiger und giftiger, und als der Herbſt vor der Thür ſtand, da ſaß eines Tages die arme Schuhmacherfamilie mit ſorgenden Geſichtern und verweinten Augen da; der Herr des Hauſes hatte dem Vater ſeine Stelle gekündigt, und ſie mußten aus dem Hauſe.

Da ging es der Roſe wie ein tiefer, ſchneidender Vorwurf durch die Seele, denn wer trug die Schuld am Unglück der armen Menſchen? Wer anders als ſie?

Wieder kam die Nacht und wieder mit der Nacht ein Traumgesicht, diesmal aber kein freundliches, liebliches wie vordem, sondern ein düsteres, schreckliches; nicht die zwei Kinder, sondern ein keuchender, alter, entsetzlicher Mann, der mit schlürfenden Schritten von draußen hereinkam und auf die Kammer zuschlich, wo die Kinder in ihren Bettchen lagen. Nie hatte die Rose etwas so Grauenvolles gesehen, wie diese Gestalt, nie etwas so Schreckliches gehört, als das heisere Geflüster, das aus seinem scheußlichen, zahnlosen Munde kam, und als sie ihn jetzt in die Kammer treten sah, da erstarrte sie in lähmendem Entsetzen.

Ein seltsames, fahlgelbes Licht war um die Gestalt her gebreitet, und beim Schimmer dieses Lichtes gewahrte die Rose, wie sich der Fürchterliche über die Kinder beugte und die dürre Hand nach ihren Häuptern ausstreckte, und wie von den süßen kleinen Gesichtern die Röte entwich und sie sich verzerrten in bitterlichem Jammer. Da erfaßte die Rose ein namenloses Weh, sie hob ihr Haupt zum Himmel und ihre Lippen flüsterten: „Rette sie! rette meine armen, kleinen, unschuldigen Lieblinge!“ Und von ihren bebenden Lippen ging der Duft wie ein Gewölk durch den Raum, bis in die Kammer, und da richtete sich der gräßliche Alte auf und trat heraus und rief der Rose zu: „Dufte nicht so süß, Du hast kein Recht mehr, hier zu bleiben und zu sein, hier gebiete jetzt ich, der Hunger! der Hunger! der Hunger!“

Aber die Rose flehte noch einmal, noch inbrünstiger zum Himmel und rief: „Laß sie mich ihnen vergelten, den armen Leuten, all die Liebe, die sie an mir gethan, laß sie

mich ihnen vergelten an ihrem Beſten und Liebſten, an ihren Kindern!“

Immer mächtiger, immer berauſchender ward ihr köſtlicher Duft, immer wütender die Blicke, die der Unhold auf ſie ſchoß, aber es half ihm nichts, er konnte des Duftes nicht Herr werden, konnte nicht zurück in die Kammer, weil der ſüße Hauch der Roſe einem Schleier gleich zwiſchen ihm und der Kammerthür wogte, und plötzlich wandte er ſich, und taumelnd und betäubt entwich er aus der Stube.

Wenige Tage ſpäter geſchah es, da kam der arme Schuhmacher, der jetzt tagaus tagein nach einem Unterkommen ſuchte, nach Hauſe zurück und ſein gramvolles Geſicht war heiter, er hatte eine Stelle gefunden.

In der reichſten Vorſtadt, erzählte er, läge das neue Haus, und es gehörte einem Herrn Bankier, und das ſollte der reichſte Mann der ganzen Stadt ſein.

Da horchte die weiße Roſe hoch auf — das klang ihr ſo bekannt, und doch wußte ſie nicht genau, weshalb.

Es war ein prächtiges Haus, in welches die Schuhmacherfamilie nun einzog, und die Beſitzer desſelben waren ſehr, ſehr reich.

„Denkt Euch,“ ſagte eines Tages der Vater, als er zu den Seinigen in das Zimmer trat, „wie reich unſere Herrſchaft iſt, die gnädige Frau vom Hauſe hat alle ihre ſchönen Roſenſtöcke, die viele tauſend Mark gekoſtet haben, plötzlich ausreißen laſſen, um nächſten Frühling Kamelien dafür zu pflanzen, und da hat mir der Gärtner eine von den ſchönen Roſen geſchenkt, weil er ſagte, daß ſie krank geworden ſei und nicht mehr verkauft werden könnte.“ Und

bei dieſen Worten holte der Schuhmacher ein Papier hervor, in welchem eine herrliche gelbe Roſe eingewickelt war, und da war es der weißen Roſe, als ſchlüge der Blitz herab, denn es war die, mit der ſie aufgewachſen und groß geworden war in bunten ſchönen Zukunftsträumen, ihre gelbe Roſe, ihre Schweſter.

Auch die gelbe Roſe hatte ihre weiße Schweſter erkannt, aber ſie konnte ihr nur matt und traurig zulächeln, denn durch die grauſame Behandlung, die man ihr hatte zu teil werden laſſen, war ſie matt und todeskrank geworden.

Und als die Kinder, die ihr gleichfalls einen Blumentopf beſorgt hatten, ſie neben die weiße Roſe geſtellt hatten, und als ſie die Schweſter neben ſich ſtehen ſah in der holden Fülle der Liebe und des Glückes, da ſchlang ſie ſich noch einmal mit beiden müden Armen um die Schweſter, noch einmal ruhten die Angeſichter der Roſen Wange an Wange, und die gelbe Roſe ſprach: „Einſt nannteſt Du mich glücklich und beneideteſt mein Schickſal — das war am Anfange unſerer Tage; heute nenne ich Dich glücklich und beneide Dein Los, und dieſes thue ich am Ende meiner Tage, darum hat mein Wort heut mehr Gewicht als Deines dazumals; und weil ich nun fort muß von der Erde, die mir ſo viel verſprochen und wenig gehalten hat, ſo nimm Du alles Glück, das für uns beide beſtimmt war, für Dich allein und trage es lange und froh, denn ich ſehe, daß Du es verdienſt.“

Und als ſie ſo geſprochen, neigte die gelbe Roſe ihr ſchönes Haupt, und als am nächſten Morgen die Kinder hereinkamen, da ſagten ſie traurig: „O weh, die gelbe Roſe iſt tot.“

Da aber faßte das Schweſterchen das Brüderchen an der Hand und ſagte ganz leiſe und heimlich: „Ach, ſieh nur, wie ſich unſere Roſe darüber grämt — ſie hat geweint,“ und ſo war es in der That, und die Thränen leuchteten in ihrem Kelche.

Da aber geſchah etwas Wunderbares: denn plötzlich wurden die Augen des Knaben groß und leuchtend, wie ſie nie geweſen waren zuvor, und er blickte ſtumm und ſtarr auf die weiße Roſe, als ſähe er ſie heute zum erſtenmale. Dann nahm er, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Tafel, und, die Augen nicht von der Roſe ablaſſend, begann er zu zeichnen. Und das Schweſterchen ſah ihm zu und ſprach auch kein Wort, und beide ſaßen und ſaßen und vergaßen das Frühſtück und alles, und erſt als ſie zur Schule mußten, da ſtanden ſie auf. Dann ſteckte er die Tafel in die Schulmappe, daß niemand ſehen ſollte, was er da gemacht hatte, und es war, als wenn er ein tiefes, heiliges Geheimnis mit ſich trüge.

Zwei Tage darauf aber ſaß der arme Schuhmacher neben ſeiner blaſſen, ſchwachen Frau und ſagte leiſe: „Marie — der Lehrer von Anton hat heute mit mir geſprochen und mir geſagt, wir ſollen acht geben auf unſeren Jungen, denn er hätte neulich etwas von ihm geſehen, eine Roſe, die er gezeichnet hätte, und er glaubte, unſer Anton könnte einmal ein großer berühmter Maler werden. Was ſagſt Du dazu?“

Die Frau aber ſagte nichts, nur ihre Augen wurden weit und groß. —

Der Schuhmacher hatte ganz leiſe geſprochen, als ſollte niemand ihn hören. — Eine hatte ihn aber doch

noch gehört, das war die weiße Roſe, die aber ſagte kein Wort, nur eine Ahnung ging durch ihr Herz, als ſei die Opfergabe ihres Duftes an die richtige Stelle dort oben gelangt, und als hätte man dort oben vernommen, was ſie erfleht. — Was aber aus dem kleinen Anton geworden ſei, möchtet Ihr gerne wiſſen? Das erzähle ich Euch vielleicht ein andermal. —

Vergnügen auf dem Lande

Der Hochſommer iſt vorüber, ich habe denſelben in meiner Eigenſchaft als emſig befliſſener Beamter hinter den Akten auf dem Bureau verbracht. Heute habe ich mich zu meinem Chef begeben und mit der gemeſſenen Heiterkeit, die dem Beamten geziemt, verlaſſe ich deſſen Zimmer, meine gute Zeit beginnt, ich habe meinen vierwöchigen Urlaub in der Taſche, in acht Tagen trete ich ihn an.

Das Ziel, dem ich zuzuſtreben gedenke, ſteht ſeit dem Winter für mich feſt, ich gehe aufs Land zu meinem Vetter Rudolf. Im Winter war mein Vetter mehrere Wochen lang in Berlin; er hat mich dringend zum Beſuche während des Spätſommers eingeladen, mit Freuden habe ich zugeſagt. Ich gedenke, mindeſtens vierzehn Tage bei ihm zu verweilen, ich verſpreche mir eine angenehme Zeit, leibliche und geiſtige Erquickung.

Mein Vetter lebt, mit einer jungen, liebenswürdigen Frau vermählt, auf einer prächtigen Beſitzung in Schleſien; er hat, ſoviel ich weiß, auch einige Kinder.

Die landſchaftliche Umgebung des Gutes zeichnet ſich, nach allem, was ich höre, mehr durch Fruchtbarkeit als durch beſondere Naturſchönheiten aus — das iſt mir aber gerade

recht, denn ich ſchwärme durchaus nicht für die ſogenannte Erholung auf ſtrapazanten Fußwanderungen.

Ein großer, ſchöner Garten ſoll ſich bei dem Schloß befinden — herrlich! Das iſt, was ich ſuche! Mit einem guten Buch in der Hand, ſinnend unter Baumgängen umherzuſchlendern, hie und da an ſchönen Punkten ſich niederzulaſſen — das Geleſene in behaglicher Ruhe zu wiederholen — oh, es wird köſtlich!

Denn, ich will es nur geſtehen, was mich ganz beſonders lockt, iſt, daß auf dem Gute meines Vetters, wie ich weiß, eine vortreffliche, vom Großvater angelegte und bis auf die neueſte Zeit mit Sorgfalt ergänzte Bibliothek ſich befindet. Ich liebe Bücher, ich liebe ſie ſehr. Welche Fülle ſtiller Genüſſe ſteht mir bevor! Meine Phantaſie macht ſich daran, mir die Zeit meines Landaufenthalts auf das reizendſte auszumalen; ich ſehe mich im Geiſt in einem großen, mit Bücherregalen rings umpolſterten, lauſchigen Bücherſaale. Von ſchönen Bänden blicken verlockende Titel — ich weiß gar nicht, wo ich bei ſolchem Reichtum zuerſt zugreifen ſoll! eine Handleiter ſteht zur Verfügung — ich klettere an derſelben auf und nieder; endlich, nachdem ich von Unzähligem genaſcht, hole ich ihn hervor, ihn, nach dem mein ſtilles Sehnen drängt, meinen Philoſophen, meinen Plato.

Welch ein Einband! Ganz Leder! Ich ſtreiche im Geiſte mit liebkoſender Hand darüber hin. In dem Bücherſaal iſt natürlich eine köſtliche, lauſchige Fenſterecke, dorthin trage ich meinen Raub. Ich ſitze in einem äußerſt behaglichen, für die Zwecke des Bücherfreundes berechneten Stuhle, vor mir ein Tiſch, auf dem Tiſch eine Kiſte mit vortrefflichen Cigarren — wie ſie mein Vetter jedenfalls führt — eine derſelben

zünde ich mir an, ich ſchlage das Buch auf und nun bin ich bei meinem Plato, im Paradieſe. Die Duftwolken meiner Cigarre ziehen durch das geöffnete Fenſter in die Sommerluft hinaus, vor dem Fenſter bewegen ſich mit leiſem Rauſchen die Zweige einer ſchattenden Linde — ganz in der Ferne, ſo daß er mich nicht ſtört, ein ſchmetternder Vogel, in meiner nächſten Umgebung tiefe Stille, Ruhe und Stille in mir ſelbſt — ich bin allein in meinem Bureau, ich möchte vor lauter Wonne einen Jauchzer von mir geben oder jodeln, doch das würden die Kanzleidiener hören, irgend einen Ausdruck aber muß ich meiner Freude geben, ſonſt erſtickt ſie mich; ich tanze lautlos auf einem Bein in meinem Bureau umher und ſchlage mit der flachen Hand auf das erhobene Knie, das beruhigt mich, ich gehe an meine Akten.

Es fällt mir aber ſchwer, meine Aufmerkſamkeit auf dieſelben zu richten, meine Gedanken ſind ſchon wieder acht Tage weit voraus, in dem köſtlichen Bücherſaal, in der lauſchigen Fenſterecke. Mein Vetter, das weiß ich, hat gleichfalls philoſophiſche Neigungen — ich werde dahin zu wirken ſtreben, daß auch er im Plato lieſt; vielleicht leſen wir auch eins und das andere gemeinſchaftlich — welche Ausſicht auf Geſpräche voll tiefer Anregung, voll bleibenden Gewinns für alle Zeiten. Seiner kleinen Frau wird es vielleicht etwas zu viel werden, wenn wir unausgeſetzt über den Phädon, das Sympoſion, den Platoniſchen Staat uns unterhalten — indeſſen, ſie iſt ja ganz ſicherlich eine tief angelegte Natur, und ſchlimmſten Falls opfern wir ihr hie und da eine halbe Stunde, in der wir uns leichteren Geſprächsſtoffen widmen.

Ja, es wird herrlich, köſtlich, es wird ſchön!

Ich ſchreibe bereits heut an meinen Vetter und kündige

ihm meine Ankunft auf Tag und Stunde an. Mit dem Nachtkurierzug fahre ich von Berlin ab, dann bin ich morgens etwa um acht Uhr auf der Station hinter Breslau, an der ſein Wagen mich abholt. Der Brief gewährt mir einen Vorgeſchmack der bevorſtehenden Freuden, ich ſchreibe ihn mit wahrem Entzücken und kann mich nicht enthalten, ihn mit einem klaſſiſchen Citat abzuſchließen; das iſt gut, das giebt meinem Vetter einen Vorbegriff von der getragenen Stimmung, in der ich zu ihm komme.

Endlich ſind die langen acht Tage um, heute abend fahre ich ab, ich hole den Koffer hervor, ich packe ein. Was ſoll ich mitnehmen? Nur keine Überlaſtung mit zu vielem Gepäck! Was werde ich denn auch viel brauchen? Wäſche, ſoviel eben nötig iſt; ich trage einen neu gemachten ſtädtiſch eleganten Sommeranzug von heller Farbe — ob ich noch einen zweiten Anzug einpacke? Unſinn, meinetwegen für alle Fälle einen ſchwarzen Frack, ebenſo für alle Fälle noch ein zweites Paar Stiefel außer denen, in welchen ich gehe, und zwar, dem Frack entſprechend, Lackſtiefel, ſie ſitzen mir ſehr bequem — dann noch die Morgenſchuhe, und nun nichts weiter, nun kein Stück mehr. Ich ſchließe den Koffer.

„Wie ſteht es," frage ich mich, indem ich den Schlüſſel umdrehe, „mit Büchern?" Unwillkürlich breche ich in lautes Gelächter über meine eigene Thorheit aus: „Die Bibliothek!"

Der Tag vergeht: mit dem Gefühl tiefer Befriedigung ſetze ich mich abends in die Droſchke und fahre dem Bahnhof zu; ich bekomme einen Platz ganz allein in einem Coupé — famos — ich kann mich ausſtrecken, werde die ganze Nacht ſchlafen und morgen früh in voller geiſtiger Friſche und Rüſtigkeit bei meinem Vetter erſcheinen. Der Zug ſetzt ſich

in Bewegung, ich bereite mich zur Nachtruhe vor. Indem ich meinen Hut in das Netz lege, bemerke ich, daß ich meinen hohen Cylinder mitgenommen habe — eigentlich hätte ich daran denken ſollen, zur Reiſe meinen niedrigen Hut aufzuſetzen — indeſſen, was thut's? Meinen Regenſchirm habe ich bei mir, und ob ich im Garten meines Vetters im Cylinder oder im niedrigen Hut luſtwandle, das kommt ſchließlich auf dasſelbe heraus.

„Morgen in der Fenſterecke bei Plato," mit dieſem Gedanken ſtrecke ich mich, vergnügt lächelnd, aus und ſchlafe ein. Ich ſchlafe vortrefflich, ich ſchlafe durch bis Breslau. Eine Taſſe Kaffee erquickt mich; ob ich mir die Morgenzeitung kaufe? Nein, nein, nichts jetzt von Politik, nichts von Tageslärm — ich fahre in den Morgen hinaus, als ginge ich den Gefilden der Seligen entgegen.

Wir langen an der Station an — da ſteht auch ſchon der Wagen meines Vetters; mein Koffer iſt auf den Bock gehoben, alles paßt und klappt, wie ich es noch nie in meinem Leben erlebt habe — die Pferde greifen aus, wir fahren in den köſtlichen, taufunkelnden Morgen hinaus. Die Landſchaft iſt nicht gerade ſchön, aber die friſche Natur entzückt und begeiſtert mich; wenn ich mich nicht vor dem Kutſcher genierte, möchte ich einige Verſe aus dem Äſchylos mit erhobener Stimme rezitieren.

Unſer Weg geht zwiſchen Stoppelfeldern entlang, von denen die Ernte bereits eingeheimſt iſt; ich richte, um mich dem Kutſcher freundlich zu bezeigen, einige Fragen an ihn, ich thue es jedoch mit Vorſicht, da ich meine Unerfahrenheit in landwirtſchaftlichen Dingen kenne und mir nicht gerne durch thörichte Fragen Blößen geben möchte.

„Gute Ernte gemacht dieſes Jahr? Tüchtig Roggen eingebracht?“ Über dieſe Fragen allgemeiner Natur wage ich mich nicht hinaus.

Der Kutſcher erwidert etwas, aber ich verſtehe nicht was, da er ſtark den ſchleſiſchen Dialekt ſpricht; es iſt mir auch im Grunde ziemlich gleichgültig, denn mein Intereſſe iſt ein erheucheltes.

Indem wir jetzt an einem Feld vorüberkommen, auf dem etwas Grünes wächſt — ich halte es für Kartoffeln, es können aber auch Zuckerrüben ſein — geht plötzlich ein Schwarm von ziemlich großen Vögeln geräuſchvoll vor uns auf und zieht in langem Flug über die Felder dahin. Mein Kutſcher verfolgt ſie mit geſpanntem Intereſſe.

„Da fallen ſie ein,“ ſagt er, mit der Peitſche hinausdeutend; die Vögel ſenken ſich zur Erde nieder.

„Was war denn das?“ frage ich harmlos; ich hatte die Vögel für Tauben gehalten.

Der Kutſcher ſieht mich an, als ob er nicht recht wüßte, wie er meine Frage auffaſſen ſolle.

„Ja,“ ſagte er, „Hühner hat's dies Jahr viele.“

Ich bemerke, daß ich es mit Rebhühnern zu thun gehabt habe und mich beinahe fürchterlich verſchnappt hätte. Ich verſuche, mein Anſehen durch eine kalte Ruhe wiederherzuſtellen.

„Habe ſelten ſo ſchöne Rebhühner geſehen,“ ſage ich mit gleichgültiger Überlegenheit — leider vermag ich nicht feſtzuſtellen, inwieweit meine diplomatiſche Kunſt auf den ehrlichen Mann gewirkt hat, da er ſich wieder den Pferden zugewandt hat.

Wir ſind inzwiſchen an ein Gehölz gelangt, und während wir hindurchfahren, tönt aus der Ferne der Schall von Flintenſchüſſen an mein Ohr. Zum erſtenmal fällt es mir ein, daß Jagdzeit iſt.

Indem wir aus dem Gehölz herausbiegen, gewahre ich in weiter Ferne eine Anzahl von Männern, die über Felder hinſchreiten, ſie ſind ſo entfernt, daß ſie ganz klein erſcheinen; von Zeit zu Zeit löſt ſich von dem einen oder dem anderen ein Rauchwölkchen ab, dann ertönt ein ſchwacher Knall — die Männer ſind auf der Jagd.

Der Kutſcher deutet mit dem linken Zeigefinger hinüber.

„Da iſt der gnädige Herr," ſagt er; er ſieht ſich nach mir um, als wollte er fragen: ‚Freuſt Du Dich nicht?'

Ich kann nicht ſagen, daß ich mich freue. Wenn ich ehrlich ſein ſoll, ſo wäre es mir lieber geweſen, wenn ich meinen Vetter daheim bei einem guten Buche vorgefunden hätte. Ich habe gar nicht gewußt, daß er Jäger iſt, er hat mir nichts davon geſagt, als er in Berlin war; vielleicht hat er als ſelbſtverſtändlich angeſehen, daß ich es wüßte, die Landbewohner ſetzen bekanntlich die Jagdpaſſion bei jedem Menſchen voraus. Was mich betrifft, ſo beſitze ich dieſe Leidenſchaft durchaus nicht, nein, im Gegenteil. Indeſſen, ich glaube gar, ich bin im Begriff, mir die Laune verderben zu laſſen? Mein Vetter iſt jedenfalls nur hinausgegangen, einen Braten für heute mittag zu erlegen, und wenn ich Rebhühner auch nicht gern ſchieße, ſo eſſe ich ſie doch ſehr gern — alſo was will ich denn noch weiter? Bis zu ſeiner Rückkehr ſetze ich mich in die Bibliothek — und dann haben wir den ganzen langen Nachmittag zu philoſophiſcher Erbauung vor uns. In beſter Stimmung fahre ich weiter; das Schloß

taucht vor uns auf, wir rollen in den geräumigen viereckigen Hof ein.

Vor der Pforte angelangt, knallt der Kutscher mehrmals mit der Peitsche, um unsere Ankunft bemerklich zu machen; es dauert eine geraume Zeit, dann erscheint im Arbeitsanzug ein Diener des Hauses. Der Mann sieht erhitzt und ungeduldig aus, wie jemand, der alle Hände voll zu thun hat. Ich bin einigermaßen überrascht — ich hatte ein in tiefer ländlicher Stille ruhendes Haus zu finden geglaubt. Der Diener ergreift meinen Koffer und steigt, mir voran, zwei Treppen empor. Auf dem obersten Flur steht eine ganze Reihe von Stiefeln, mindestens ein Dutzend.

„Gehören die alle meinem Vetter?“ denke ich bei mir. „Dann besitzt er ja eine Sammlung.“ Der Diener öffnet das für mich bestimmte Zimmer, es ist ein heller, freundlicher Raum, dessen Fenster auf den Garten gehen.

„Die gnädige Frau lassen bitten, Herr Assessor möchten ablegen und dann zum Frühstück in den Salon herunterkommen, gnädige Frau werden auch gleich kommen, sie sind gerade sehr beschäftigt.“

Der Diener verschwindet, ich fange an, auszupacken und zur Vereinigung meiner Person zu schreiten.

„Die gnädige Frau auch beschäftigt? Was haben die Menschen hier im Hause denn nur zu thun? Machen sie etwa um meinetwillen so viel Aufhebens? Das habe ich ja durchaus nicht verlangt.“ Um der beschäftigten Hausfrau Zeit zu lassen, mache ich mit aller Gemächlichkeit Toilette, dann öffne ich das Fenster und blicke in den schönen, sehr schönen Garten hinunter. Er entspricht allen meinen Erwartungen, ich fühle mich wieder gleichmäßig gestimmt und

trete den Weg nach dem Salon an. Auf dem Flur ſtehen immer noch die Stiefel — der Anblick derſelben berührt mich unangenehm, ich weiß ſelbſt nicht eigentlich, warum, es ſind lauter Jagdſtiefel. Will mein Vetter in Jagdſtiefeln Philoſophie treiben? Im Salon ſteht der Frühſtückstiſch gedeckt, es iſt aber noch niemand anweſend.

Ich gehe umher und beſehe mir die an den Wänden hängenden Bilder, es ſind wertvolle, größtenteils alte Kupferſtiche, wahrſcheinlich noch vom Großvater her — das ſcheint ein Mann geweſen zu ſein! Ob der auch auf die Jagd gegangen iſt? Der Gedanke an den Großvater erweckt mir die Sehnſucht nach der Bibliothek; nach welcher Seite hin mag ſie liegen? Es prickelt mir in den Fingern, die Thür zum Nebenzimmer zu öffnen, aber ich könnte in einen Raum geraten, der nicht für fremde Augen beſtimmt iſt, ich zügle meine Ungeduld und beſichtige noch einmal die Bilder. Die Frau des Hauſes kommt noch immer nicht, ich fange zum drittenmal an, mir die Kupferſtiche zu beſehen.

Da klappt die Thür des Nebenzimmers, ein raſcher, energiſcher Schritt — die ganze Artigkeit der Weltſtadt, aus der ich komme, vereinigt ſich in dem Lächeln meines Geſichts — ich verbeuge mich vor meiner Wirtin. Eine friſche, kernige Blondine ſteht vor mir, von mittlerer Größe; man könnte ſie beinahe „drall“ nennen. Sie iſt im Hauskleide, hat ein graues Schürzchen angeſteckt, das gut zu ihrer netten Figur paßt, ſieht mich mit munteren, lächelnden Augen an und reicht mir eine weiße, aber kräftige Hand.

„Die lieſt keinen Plato,“ flüſtert eine Stimme in mir, während wir uns die Hände ſchütteln.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen und

entſchuldigen Sie den Anzug, in dem ich Sie empfange," ſagt ſie, indem ſie mich zum Frühſtückstiſch geleitet, „aber ich habe alle Hände voll zu thun."

Das wußte ich bereits, ich begnüge mich daher mit einem ſchweigenden Lächeln.

„Wir haben das ganze Haus voller Beſuch," fährt ſie fort, indem ſie mir eine Taſſe Thee einſchenkt — es überläuft mich, die Stiefel fallen mir ein, in jedem derſelben ſehe ich einen ſtörenden Fremdling ſtecken.

„O — dann — muß ich beinahe fürchten — daß ich zur Laſt falle?" ſtottere ich hervor.

„Nicht im mindeſten," erwidert ſie arglos, indem ſie eine Semmel zerlegt, mit Butter beſchmiert und auf meinen Teller legt. Sie zeigt eine unglaubliche Gewandtheit in dieſer Hantierung, ich überlege im ſtillen, daß Frauenhände, welche ſehr gut Butterbrote ſchmieren, meiſtens ſehr ſchlecht mit Büchern umzugehen wiſſen.

„Mein Mann iſt entzückt, daß Sie kommen," verſichert ſie weiter, „und daß Sie gerade jetzt kommen; er hat ſich ſchon eine ganze Jagdgeſellſchaft eingeladen, aber die Hühner und Haſen ſind in dieſem Jahre ſo maſſenhaft, daß ſie gar nicht zu bewältigen ſind; jeder neue Jäger iſt ihm von größtem Wert."

Bei dieſen Worten geht es mir eiskalt vom Genick bis in den Magen, ich vermag kaum, die notdürftigſte Faſſung zu bewahren. Ich habe das Gefühl von einer unmittelbar bevorſtehenden Gefahr, zu deren Abwehr es eines ſofortigen Entſchluſſes bedarf, aber ſchnelle Entſchlüſſe ſind leider nicht meine Gabe; wie betäubt ſitze ich auf meinem Stuhle, ſtarre in meine Taſſe, rühre mit dem Löffel darin herum und

hüſtle endlich ein: „So, ſo, ſo?“ hervor. Eben will ich mich aufraffen und mit allem Nachdruck erklären, daß ich durchaus kein Jäger, keineswegs zu Jagdzwecken gekommen bin, da erſcheint der Diener und fragt, ob der Koch die gnädige Frau für einen Augenblick ſprechen könne. Die Hausfrau errötet, „ſie würde gleich kommen.“ Ich bemerke, daß ich ſie aufhalte, und erhebe mich; „ſie muß tauſendmal um Verzeihung bitten, daß ſie mir nicht länger Geſellſchaft leiſten kann — ſo viel Beſorgungen!“ Ich neige in ſtummer Entſagung das Haupt, innerlich frohlockend, der Gedanke an die Bibliothek verbreitet Licht in meinem Innern.

„Ich bitte, gnädige Frau, laſſen Sie ſich nicht abhalten, ich werde mich in die Bibliothek begeben.“ Abermaliges ſtärkeres Erröten meiner Wirtin, ſie erglüht bis unter das Stirnhaar.

„Ach Gott,“ kicherte ſie endlich, „ich weiß wirklich nicht, ob ich Sie auffordern darf, in die Bibliothek zu gehen — es — ſieht ſo wenig behaglich darin aus, fürchte ich —“

Ich ſtutze.

„Wird die Bibliothek neu geordnet?“ frage ich.

„Nein, nein, durchaus nicht, im Gegenteil, mein Mann hält ja die Bücher unter Verſchluß, ſie ſtehen unangerührt, aber — da wir nachher darin zu Mittag eſſen und das Decken ſo viel Wirtſchaft macht —“

Indem ich dies vernehme, fühle ich, wie meine Geſichtsmuskeln mir den Gehorſam kündigen und das bisher zur Schau getragene Lächeln verweigern.

„In der — Bibliothek — wird gegeſſen?“ ſtammle ich. Das „Weib“ aber verſteht nicht einmal die Urſache meines Schrecks.

„Es ist unser größter Saal," fährt sie fort, „und gar nicht so langweilig, wie Bibliotheken sonst für gewöhnlich sind!" Bei diesen Worten hat sie die Flurthür geöffnet und deutet auf die gegenüberliegende Pforte. „Wenn Sie wollen — dort ist sie; und nun adieu bis zum Mittagessen, ich hoffe, unsere Jäger kommen nicht gar zu spät heim."

Mit einem Kopfnicken, das andere vielleicht allerliebst gefunden hätten, welches mir indessen nur als der Ausdruck einer frivolen Natur erscheint, verschwindet sie.

Schweren Herzens öffne ich den Saal. Da sind sie. In Regalen bis unter die Decke hinauf stehen sie da, die ersehnten Bücher — aber man kann nicht an sie heran.

Das Wort, welches das „Weib" mir vorhin sagte und das ich nicht verstand, daß mein Vetter die Bücher „unter Verschluß" halte, wird mir verständlich; eiserne Gitter von unglaublich raffinierter Konstruktion verschließen die Regale — man kann jedes einzelne Buch sehen und nicht ein einziges herausnehmen.

Wie ein Verzweifelter gehe ich auf und ab.

„Das ist teuflisch," murmele ich mit geballten Fäusten, „das ist teuflisch." Ich blicke durch die Gitter hindurch — da steht er, der Plato meines Traumes, ein herrliches altes Exemplar! Unwillkürlich greife ich in die Gitterstäbe und rüttle daran — das Gitter widersteht. Während ich rüttle, öffnet sich hinter mir die Thür, der Diener erscheint, einen ungeheuren Ballen Tischtücher und Servietten auf dem Arm. Unangenehm war mir dieser Mensch von Anfang an, jetzt wird er mir unleidlich. Ich bemerke den erstaunten Blick, mit dem er meine einbrecherischen Versuche beobachtet — ich muß davon abstehen.

„Wo iſt denn der Schlüſſel zu den Gittern?“ frage ich mit erkünſtelter Ruhe.

„Den läßt der gnädige Herr nie von ſich,“ giebt er zur Antwort, indem er ſeinen Ballen in eine Fenſterniſche trägt und dort geräuſchvoll auf einen Tiſch niederſetzt. Es iſt die Fenſterecke, die ich im Traume geſehen, meine Fenſterecke, und in der ſteht nun dieſer Menſch und ſortiert Servietten! Ich kann die Entweihung des Büchertempels nicht länger mit anſehen, ich verlaſſe die Bibliothek. Was aber nun? Wohin nun?

In den Garten. Ich hole meinen Hut vom Zimmer — wie dumm, daß ich meinen niedrigen vergeſſen habe — und ſteige hinunter.

Der Garten iſt ſchön, ſehr ſchön; ich durchſtreife ihn von einem Ende bis zum andern. Indem ich unter den Laubgängen dahinwandle, finde ich allmählich meine Ruhe wieder. Ich fühle, daß ich etwas Energiſches thun muß; ich werde meinem Vetter mit lächelnder Überlegenheit entgegentreten und ihm ſcherzend, aber feſt erklären, daß ſeine Wege nicht die meinigen ſind, daß ich gekommen bin, nicht um Jagdgründe, ſondern um ſeine Bücher zu durchſtreifen, und werde mir von ihm den Bibliothekſchlüſſel ausbitten.

Unter ſolchen Erwägungen trete ich auf eine Wieſe heraus, auf welcher drei Kinder ſpielen — offenbar die Kinder meines Vetters. Ein Knabe von etwa zehn Jahren, ein jüngeres und ein kleines Mädchen: alle drei der Mutter wie aus dem Geſicht geſchnitten.

Indem ſie meiner anſichtig werden, ſtutzen die Kinder, dann kommen ſie auf mich zugeſprungen.

„Biſt Du der fremde Onkel aus Berlin?“ fragt der Knabe.

Ich bin zwar nicht in der Laune, mich mit Kindern abzugeben, aber ich bezwinge mich und lächle freundlich.

„Freilich, freilich, der werde ich wohl ſein.“

„Papa iſt auf der Jagd,“ fährt der Knabe fort; „gehſt Du morgen auch mit auf die Jagd?“

Muß ich denn immerfort an die verdammte Jagd erinnert werden?

„Wir werden ja ſehen,“ erwidere ich gutmütig, denn ich ſehe, daß den Kindern viel daran liegt, zu denken, daß ich gleichfalls Jäger ſei.

„Kannſt Du auch ſo gut ſchießen wie Papa?“ fragt das ältere der beiden Mädchen. Soll ich dem Kinde ſagen, daß ich überhaupt gar nicht ſchießen kann? Das hieße mich um jede Hochachtung bei ihnen bringen — ich klopfe dem Mädchen lächelnd auf das Köpfchen.

„Das werden wir ja ſehen,“ entgegne ich.

„Wir ſpielen auch Jagd,“ ſagt der Knabe, „paß mal auf!“ Er trägt einen Flitzbogen, das ältere Mädchen eine Jagdtaſche, das kleinere einen kleinen ledernen Vogel. „Ich bin der Jäger, die Pauline iſt der Jagdjunge und die Emma der Karo.“ Der Knabe ſchießt einen Pfeil in die Luft, die kleine Emma wirft ſich auf alle Viere, nimmt den ledernen Vogel zwiſchen die Zähne und apportiert ihn zur Pauline, die denſelben in die Jagdtaſche ſteckt.

So geht das Spiel weiter — ich ſehe demſelben mit innerlichem Kopfſchütteln zu. Hier im Hauſe ſcheint ja gar kein anderer Gedanke zu herrſchen als Jagd und immer Jagd. Will mein Vetter ſeine Kinder zu Trappern und Fallenſtellern erziehen? Wie mag es denn mit der geiſtigen Entwickelung der Kinder ſtehen? Aha, dort auf dem Gartentiſch

liegen Bücher, ich trete hinzu: „Dielitz' Jagdgeſchichten“ und „Die Pelzjäger in Kanada“. Zürnend werfe ich die Bücher auf den Tiſch — dachte ich es doch! Ärgerlich durchwandere ich noch einmal den Garten.

Da, wo der Park an das freie Feld grenzt, ſetze ich mich unter einem Baume nieder; vom Nachbardorfe her tönt der Schlag einer Kirchturmuhr, zwölf Uhr. Vor zwei Stunden erſt bin ich angelangt und ich habe ein Gefühl, als wäre ich ſchon tagelang hier; über den Feldern liegt brütend der Mittag.

Wenn ich jetzt in Berlin wäre! Wahrhaft entſetzt fahre ich vor meinen eigenen Gedanken zurück. Bin ich dazu aufs Land gereiſt, um mich nach meinen Akten zurückzuſehnen? Dieſen erſten Tag muß ich verloren geben, das iſt wahr, aber morgen werden wir die Sache ins Geleiſe bringen und alles wird gut und ſchön ſein. So rede ich mir Vernunft zu. Aber dieſer erſte Tag, wenn dieſer erſte Tag nur erſt vorüber wäre! Ich ſehe nach der Uhr, zehn Minuten ſitze ich an meinem Platz und hätte geſchworen, daß ich mindeſtens eine halbe Stunde geſeſſen hätte. Alle Vernunftgründe können die Thatſache nicht beſeitigen, daß ich mich langweile, fürchterlich langweile! Wenn ich nur irgend etwas zum Leſen hätte. Wenn ich doch ein Buch eingepackt oder mir in Breslau die Zeitung gekauft hätte!

Ob es im Dorf eine Leihbibliothek geben mag? Unſinn! Aber leſen muß ich etwas! Ich ſpringe auf, und wie ein Tiger, der nach Raub ausgeht, mache ich mich auf, um ein Buch zu ergattern.

Ich kehre ins Haus zurück, will noch einmal in die Bibliothek — an der Thür angelangt, höre ich jedoch, wie

der unerträgliche Kerl mit den Tellern drinnen klappert und dazu pfeift — empört laſſe ich die Thürklinke fahren. Es treibt mich noch einmal in den Salon — da — liegt da nicht etwas Gebundenes auf dem Tiſch? Ich ſtürze darauf zu, es iſt ein Photographieen-Album! Ich blicke hinein — Gott, welche Fülle nichtsſagender Geſichter! Es bleibt mir wieder nichts mehr übrig als der Garten. An der Küche vorübergehend, ſehe ich den Koch auf dem Küchentiſche ſitzen, in eine Zeitung vertieft — der Beneidenswerte! Ob ich mir das Blatt von ihm ausbitte? Aber das paßt ſich doch nicht. Alſo wieder zurück zur Natur. Mein Weg führt mich von neuem am Spielplatz der Kinder vorüber; die Kinder ſind nicht mehr da, aber auf dem Gartentiſch liegt noch eines von ihren Büchern: „Die Pelzjäger in Kanada.“

Schwankend trete ich hinzu — Scham und Langeweile liefern ſich in meinem Innern eine verzweifelte Schlacht. Herrgott, wenn mich jemand ſähe; wenn mein Chef erführe, was ich für Lektüre während meines Urlaubs treibe — aber keines Menſchen Auge ſieht mich, mit der Haſt des böſen Gewiſſens greife ich zu — die „Pelzjäger“ verſchwinden in meiner Taſche — ich ſtürze fort —

Ich wende mich wieder dem Platze zu, an dem ich vorhin geſeſſen; mein Weg führt mich an einer im Gebüſch halb verſteckten Sandſteinfigur vorbei. Sie ſtellt irgend eine mythologiſche Perſönlichkeit vor und iſt jedenfalls vor Zeiten von dem Großvater errichtet worden. O, ſolch ein Großvater zu ſolchem Enkel! Ich trete näher, um mir die Figur genauer anzuſehen, da iſt es mir, als ob ſie die Lippen verzöge und verächtlich „Pelzjäger!“ murmelte. Beſchämt wende ich mich ab und ſetze meinen Weg fort. Aber jetzt iſt mir

alles gleichgültig, meine Augen dürſten nach Druckerſchwärze; unter dem Baum angelangt, falle ich auf den Raſenſitz und mit einem Fanatismus, wie ich noch kein Buch geleſen habe, verſchlinge ich die „Pelzjäger in Kanada“.

Alle möglichen Abenteuer mit Biſons, grauen Bären, Indianern und ähnlichen Tieren habe ich bereits beſtanden, drei Viertel des Buches, in das ich mich — zu meiner Schande muß ich es geſtehen — vollſtändig verſchmökert habe, ſind bereits hinuntergewürgt — da ertönt in meiner Nähe eine Stimme:

„Der gnädige Herr kommen ſoeben mit den übrigen Herren von der Jagd.“

Ganz entſetzt fahre ich auf; ich hatte den Diener — denn natürlich iſt es wieder dieſer fatale Menſch — gar nicht kommen gehört. Meine erſte Bewegung iſt, das Buch zu verſtecken. Ich bewerkſtellige das mit einer Haſt, die geradezu auffallen muß; in der That ſehe ich denn auch wieder den Blick des Menſchen mit demſelben Ausdruck auf mich gerichtet, mit dem er heute vormittag mein Rütteln am Bibliothekgitter beobachtet hatte. Jedenfalls hat er bemerkt, daß es das Buch des Knaben iſt, in dem ich geleſen habe, alſo ein nicht mir gehörendes Buch, dazu der Schreck, mit dem ich es verſteckte — der Menſch muß auf Gedanken kommen — dieſe Erwägungen durchkreuzen mit Blitzesgeſchwindigkeit mein Gehirn, während ich mich erhebe, um dem Diener zu folgen, der mir vorangeht, ich fühle mich auf das unangenehmſte durch dieſelben berührt, meine Sicherheit und Faſſung ſind dahin. Und das gerade in dieſem Augenblick, da mein Vetter heimkehrt, da es darauf ankommt, ihm und ſeiner agrariſchen Geſellſchaft mit der ruhigen Überlegenheit des Großſtädters

entgegenzutreten! An dem Gartentiſche vorübergehend, von dem ich das Buch genommen, verſuche ich dasſelbe raſch und unbemerkt darauf zu legen — es will nicht raſch genug aus der Taſche — es entſteht ein Aufenthalt — der Diener ſieht ſich nach mir um — da haben wir's! Ich glaube wirklich, der Kerl grinſt. Er iſt ein Greuel und wird mir den ganzen Landaufenthalt verleiden!

Auf dem Hofe, den ich jetzt betrete, iſt unterdeſſen die Jagdgeſellſchaft bereits von den Wagen abgeſtiegen.

Man hat Strecke gemacht, ganze Haufen von Haſen und Rebhühnern liegen an der Mauer des Hauſes entlang, auch einige Rehböcke und Faſanen — der Anblick beleidigt mein äſthetiſches Gefühl; ich ärgere mich über die Hunde, die an dem Wildbret herumſchnobern.

In der Mitte des Hofes ſtehen die Jäger, lauter robuſte Herren in jagdmäßigſter Ausrüſtung. Sie unterhalten ſich ſehr laut und begrüßen ſich mit der Hausfrau, die zu ihnen heruntergekommen iſt. „Das Weib" lacht, ſcherzt und iſt offenbar ganz in ſeinem Element. Und der hatte ich die Tiefen der platoniſchen Weisheit erſchließen wollen!

Endlich hat mein Vetter, der mitten im Haufen ſteht, mich bemerkt; er eilt auf mich zu und begrüßt mich auf das freundlichſte, dann führt er mich zu ſeiner Geſellſchaft. Alle Augen richten ſich auf mich.

Ich bemerke die unwillkürliche Verwunderung, welche mein hoher ſchwarzer Cylinder und mein ſtädtiſcher Anzug hervorrufen, ich ſelber fühle den Kontraſt, meine angeborene Befangenheit vermehrt ſich, ich fühle mich verlegen. Der Herr des Hauſes unternimmt die Vorſtellung: „Mein Vetter, der Miniſterialaſſeſſor — Graf Soundſo — Baron von

Soundſo — Herr Soundſo“ und ſo weiter — lauter Namen, die ich nie in meinem Leben gehört habe. Mein Cylinder tauſcht die höflichſten Komplimente mit den verſchiedenen Jagdhüten aus; an dem Ausdruck, mit welchem die Augen jetzt auf mich gerichtet ſind, bemerke ich, daß der Titel „Miniſterialaſſeſſor“ einen gewiſſen Eindruck gemacht hat.

Man ſieht mich an, als wollte man ſagen: „Das hätte ich ihm eigentlich nicht zugetraut — aber Miniſterialaſſeſſor, das ändert die Sache — dann wird er wohl ein ganz ſchneidiger Kerl ſein.“

Ich möchte es verhehlen, aber ich kann es nicht, daß dieſer Umſchwung der Geſinnung zu meinen Gunſten mir nicht unangenehm iſt; ich fühle die Notwendigkeit, den „Miniſterialaſſeſſor“ hervorzukehren und den Philoſophen in mir zurücktreten zu laſſen — ſoll ich mit dieſen Leuten in dieſem Augenblick ein Geſpräch über Plato eröffnen?

„Sie haben es mit der Zeit Ihrer Ankunft ausgezeichnet getroffen,“ wendet ſich der Baron von Soundſo an mich, „Sie finden eine vorzügliche Jagd; Haſen und Hühner, wie ich ſie noch nie ſo maſſenhaft geſehen habe, und die Hühner halten noch famos.“

Ich weiß zwar gar nicht, was er mit dieſem Ausdrucke meint, aber der „Miniſterialaſſeſſor“ verlangt, daß ich Verſtändnis heuchle. Ich ſehe den Sprecher mit wohlwollendem Intereſſe an und liſple:

„Das iſt ja ſehr erfreulich.“

„Ich habe Deinem Herrn Vetter bereits geſagt,“ wendet ſich jetzt „das Weib“ an den Gatten, „wie ſehr Du Dich über ſeine Unterſtützung bei der Jagd freuen würdeſt.“

Ich neige verbindlich das Haupt und lächle — ſoll ich meinen Vetter in dieſem Augenblick um den Bibliothekſchlüſſel bitten? Der Moment wäre doch zu unglücklich gewählt. Meine angeborene Höflichkeit nötigt mich, meinem Wirte etwas Angenehmes über ſeine Jagd zu ſagen.

„In der That," ſage ich, „auf der Herfahrt habe ich außerordentlich ſchöne Rebhühner geſehen."

„Ganz recht," verſetzt mein Vetter eifrig, „ich glaube, Du haſt uns mit Deinem Wagen ein ‚Volk' aufgejagt und zu uns herübergetrieben, ſie ſind uns nachher ausgezeichnet in den Schuß gekommen."

Ich habe etwas gelernt: einen Schwarm Rebhühner nennt man in der Jägerſprache „ein Volk" — das werde ich mir merken. Der Graf Soundſo fordert mich auf, die Strecke zu beſichtigen — ſoll ich ihm ſagen, daß mir der Anblick der gemordeten Tiere widerwärtig iſt? Das hieße, mich vor dieſen rauhen Agrariern blamieren. Ich bezwinge mich, trete hinzu und wende mich mit verbindlichem Lächeln zu dem Grafen:

„Die Herren haben ja ganze Völker von Hühnern ausgerottet."

Der Graf lacht, alles lacht mit, das Lachen klingt wie: „Bravo, der verſteht etwas von der Sache!"

„Darf ich Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen und Sie fragen, wie Ihnen mein Hund gefällt?" redet jetzt Herr von Soundſo auf mich ein, „ich habe ihn mir neu gekauft."

Ich ſehe mir den Hund an, es ſcheint mir ein Hund wie alle anderen zu ſein.

„Sehr ſchön," ſage ich mit wohlwollender Zurückhaltung, „ſehr ſchön."

Ich weiß abſolut nichts weiter zu ſagen. Gerade meine Zurückhaltung macht Eindruck. Man ſieht ſich untereinander, man ſieht Herrn von Soundſo an. „Der verſteht etwas von der Sache,“ ſagen die ſtummen Blicke, „der ergeht ſich nicht aus falſcher Höflichkeit in übertriebenen Lobſprüchen.“

„Aber der Behang,“ fährt Herr von Soundſo eifrig fort, „was ſagen Sie zu dieſem Behang?“

Wenn ich nur eine Ahnung hätte, was „Behang“ iſt! Dieſes verfluchte Jägerlatein! Ich weiß gar nicht, wo ich hinſehen ſoll — ob damit vielleicht der Schweif gemeint iſt? Ich ſtreiche in meiner Verlegenheit dem Hund über den Rücken und laſſe ſeinen buſchigen Schweif durch meine Finger gleiten.

„Ich verſtehe,“ ſagt Herr von Soundſo ganz erhitzt, „Sie wollen mir andeuten, daß die Rute etwas lang iſt, das gebe ich zu — aber der Behang“ — er faßte dem Hunde an die Ohren.

Ich habe wieder etwas gelernt: die Ohren des Hundes nennt man den „Behang“.

„Der Behang iſt in der That ſehr ſchön,“ ſage ich mit ruhiger Würde.

Alles ſieht ſich wieder untereinander, alles ſieht Herrn von Soundſo an. „Das hat er Dir aber wirklich fein gegeben,“ ſagen die ſtummen Blicke, „ohne ein Wort zu ſagen, hat er Dir angedeutet, wo die ſchwache Stelle bei Deinem Hunde ſitzt; der hat Urteil, der hat Blick!“

Ich mache reißende Fortſchritte in der Wertſchätzung meiner agrariſchen Genoſſen; meine Stimmung wird eine

ganz merkwürdige, zwieſpältige: einerſeits bereiten meine Erfolge mir unleugbares Vergnügen, andererſeits flößen ſie mir dumpfes Entſetzen ein. Meine ganze Lage iſt ja unterhöhlt, eine ungeheure Lüge! Man hält mich für einen Jäger, für einen Kenner des Weidwerks — und ich — ein der Beſchaulichkeit gewidmeter Philoſoph! Noch wäre es Zeit, vor ſie hinzutreten und mit ruhiger Würde zu erklären:

„Meine Herren, Sie irren ſich in mir; wenn ich gleich Miniſterialaſſeſſor bin, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Jagd und Kenntnis des Weidwerks in keiner Weiſe zu den amtlichen Pflichten eines Miniſterialaſſeſſors gehören; gehen Sie daher, wenn Sie durchaus müſſen, auf die Jagd, fröhnen Sie Ihren zerſtörungsluſtigen Trieben — Ihre Wege ſind nicht die meinigen, mir winken edlere Genüſſe.“

So könnte ich ſprechen, ſo müßte ich ſprechen, jeder Augenblick, den ich zögere, reißt mich immer tiefer in die Unwahrheit hinein, macht mir die Rückkehr zum Plato immer ſchwerer — aber — o Schrecken, ich finde ſchon nicht mehr den Mut, es zu ſprechen, meine moraliſche Kraft iſt bereits untergraben. Ich würde den Ausdruck der Enttäuſchung nicht ertragen können, die ſich zweifellos aller Geſichter bemächtigen würde, wenn der „ſchneidige Miniſterialaſſeſſor“ ſich vor ihren Augen und Ohren in einen friedfertigen Platoniker verwandelte. Herr von Soundſo würde von mir zu erfahren wünſchen, woher ich die Berechtigung genommen hätte, ein ſo abfälliges Urteil über ſeinen Hund zu fällen — der Strudel hat mich erfaßt und reißt mich fort und zwar jetzt zunächſt in das Haus, wohin ſich alles begiebt, um Toilette für das Mittageſſen zu machen.

„Wer unter die Jäger fällt, muß mit ſchießen," ſo ſpreche ich, ein bekanntes Sprichwort mit dem Humor der Verzweiflung variierend, düſter vor mich hin, während ich mein Zimmer aufſuche.

Ich komme mir wie verwandelt vor; bin ich noch derſelbe, der heute früh, Äſchylos und Plato im Herzen, hier ankam? „Der Behang des Hundes", „das Volk von Hühnern", „die Rute des Hundes" — dieſe abgeſchmackten Worte gehen mir im Kopfe herum; ich gerate in die Lage eines Menſchen, der, auf der Eiſenbahn fahrend, dem Klappern der Räder zu lauſchen beginnt — bekanntlich gelangt man dabei in kürzeſter Zeit zu einer Art ſtumpfen Blödſinns, und trotzdem kann man nicht aufhören, nach dem einfältigen Geräuſch hinzuhorchen.

Mit dunklen Augen blickt mein ſchwarzer Frack aus dem Koffer zu mir empor — für gewöhnlich iſt der Frack mir verhaßt, heute erſcheint er mir wie das Symbol der Großſtadt, der Bildung gegenüber der Roheit des Landes — aus Oppoſition ziehe ich ihn an, desgleichen die Lackſtiefel; wie die verkörperte Kultur will ich unter die Agrarier treten.

Indem ich den Salon betrete, wo alles bereits verſammelt iſt, ſehe ich meine Abſicht mit Erfolg gekrönt: ich bin der einzige Frack unter lauter Überröcken, Jacketts und Joppen.

„Mein Gott, weshalb ſo feierlich?" ſagt mit freundſchaftlichem Vorwurf mein Vetter, der meine ſtädtiſche Eleganz gewahrt. „Wenn man auf der Jagd iſt —"

Noch einmal bietet das Schickſal mir die Hand! „Sag' ihm, daß Du keineswegs auf der Jagd biſt! Fordere den

Bibliothekſchlüſſel von ihm! Der Augenblick iſt günſtig, Dein Frack imponiert ihm!“ Ein plötzlicher Entſchluß erwacht in mir — ich will ſprechen — ich räuſpere mich — „Lieber Vetter, erlaube mir —“

Da gehen die Flügelthüren des Nebenzimmers auf — der Diener erſcheint — der Teufel hat dieſen Menſchen erfunden, um ihn mir in den Weg zu ſchieben — und meldet, daß angerichtet ſei. Mein Vetter ſtürzt auf den Grafen Soundſo zu, ihn zu bitten, daß er ſeiner Frau den Arm bieten möge — der Augenblick iſt verpaßt — alles iſt verloren — gebeugten Hauptes ſchreite ich unter den übrigen nach dem Speiſeſaal, der Bibliothek, hinüber.

Das iſt der Raum, wo ich in der Phantaſie paradieſiſche Stunden durchlebt habe — und hier ſitze ich nun ſo — o —

Ich ſenke die Augen auf meinen Teller, ich vermag den Anblick der entweihten Bücher kaum zu ertragen. Gerade meinem Platz gegenüber ſteht der herrliche Plato; voll tiefer Rührung blicke ich zu ihm hinüber, wie ein Gefangener zwiſchen den Stäben ſeines Kerkerfenſters ſchaut er zu mir zurück.

„Welch ein herrliches Exemplar,“ ſpreche ich, in den Anblick verſunken, meine Umgebung vergeſſend, halblaut vor mich hin.

„Nicht wahr? Ein herrliches Exemplar!“ ruft Herr Soundſo, der mir an der Tafel gegenüberſitzt, indem er ſtolz erfreut auf eine Bärenklaue zeigt, die er als Berlocke an der Uhrkette trägt. Er hat geglaubt, daß mein träumeriſcher Blick auf ihn geruht und daß mein Ausruf ſeiner Bärenklaue gegolten habe.

Was ſoll ich ſagen? Was kann ich ſagen? Nichts! Ich lächle ſtumm und verbindlich.

„Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen anſtoße," fährt er fort, indem er ſein Glas erhebt und mich zum Anklingen nötigt; „ich freue mich, daß Sie meine Trophäe bemerkt haben, ich ſehe, daß Sie von der Sache etwas verſtehen."

Sogar von Bärenjagden alſo verſtehe ich etwas! Es iſt entſetzlich.

Herr Soundſo iſt ganz Feuer und Flamme geworden.

„Ich habe ihn im vorigen Winter geſchoſſen, in Galizien, wo ich zur Bärenjagd eingeladen war; es wird Sie jedenfalls intereſſieren, wenn ich Ihnen die Geſchichte erzähle."

Soll ich ihm ſagen, daß mir nichts langweiliger ſein würde als das? Unmöglich. Ich lächle ſtumm und wohlwollend.

Herr Soundſo bringt mir die Erlegung ſeines Bären bei; ſeine Erzählung überdauert das Gemüſe und endigt erſt mit dem Ende des Bratens. Die ganze Zeit hindurch muß ich Intereſſe heucheln! Es iſt fürchterlich!

„Nach Galizien ſollten Sie einmal kommen," ſchließt er ſeinen Bericht: „geben Sie mir einen Wink und ich verſchaffe Ihnen eine Einladung."

Auch das noch! Grauenvolle Perſpektive!

Die Mahlzeit iſt endlich beendet, wir erheben uns, der Kaffee ſoll im Garten eingenommen werden.

Ich ſuche mich in möglichſter Entfernung von Herrn Soundſo zu halten, denn ich zittere bei dem Gedanken, daß ich irgend eine Bewegung machen möchte, die er für den bewußten „Wink" halten könnte.

Es werden Liköre und Cigarren gereicht, im Augenblick, da ich in die Kiste greifen will, ſchiebt der Baron von Soundſo ſeine mit Cigarren geladene Taſche zwiſchen die Kiſte und mich.

„Verſuchen Sie dieſe, Herr Miniſterialaſſeſſor, ich bitte darum.“ Die Cigaren ſind wahre Koloſſe, ich ſehe ihnen an, daß ſie furchtbar ſchwer und auf einen durch mehrſtündige Jagdſtrapazen gekräftigten Magen berechnet ſind; ich zögere.

Der Baron wird dringender.

„Ich glaube Ihnen die Cigarre aufrichtig empfehlen zu dürfen.“ — Was bleibt meiner Höflichkeit übrig? Ich lächle ſtumm und dankbar und zünde mir eine von ſeinen Cigarren an.

Kaum iſt es geſchehen, ſo bemerke ich die eigennützige Abſicht des Gebers: er hat bemerkt, mit welcher Aufmerkſamkeit ich vorhin der Bärengeſchichte des Herrn Soundſo gefolgt bin, es läßt ihm keine Ruhe, er ſetzt ſich neben mich und verabfolgt mir einen Zwölfender, den er im vorigen Herbſt in Böhmen geſchoſſen hat. Halb betäubt von der Gewaltcigarre, apathiſch in mein Schickſal ergeben, ſitze ich da und laſſe den Zwölfender über mich ergehen. Meinethalben könnte der Hirſch hundert Enden gehabt haben — mir iſt jetzt alles gleich.

Meine Geduld ſoll fürchterliche Früchte tragen! Während der endloſen Erzählung des Barons ſehe ich die Augen der übrigen Weidmänner von Zeit zu Zeit mit erfreutem Staunen auf mich gerichtet. „Dem kann man ja famos Jagdgeſchichten erzählen,“ ſagen die ſtummen Blicke, „der glaubt alles und iſt ein dauerhafter Zuhörer.“

Im Augenblick, da der Baron jetzt seine Kehle durch einen Schluck Benediktiner salbt, klopft Herr von Soundso mir auf die Schulter.

„Wenn der Baron mit seiner Geschichte zu Ende ist," raunt er mir verheißend ins Ohr, „erzähle ich Ihnen ein kapitales Stück von meinem neuen Hunde." — Es scheint, daß er mir durchaus Hochachtung für seinen neuen Hund abnötigen will.

Mein Vorrat an Höflichkeit ist beinahe erschöpft, ich verliere das Gefühl meiner Menschenwürde und komme mir wie eine Ablagerungsstätte für Jagdgeschichten vor; ich verfalle in eine Art von hypnotischem Zustand und sehe den Hund des Herrn von Soundso mit einem Hirschgeweih, den Zwölfender des Barons mit langen Hundeohren umherlaufen — ein gequältes Lachen entringt sich meiner Brust. Herr von Soundso bezieht mein Lachen auf seine „kapitale Geschichte" und ist davon entzückt.

„Nicht wahr, die Geschichte ist famos, famos? Hahahaha!"

Er schlägt mir auf die Schulter, nächstens wird er mir Brüderschaft anbieten — ich halte es nicht länger aus, ich erhebe mich. Alles erhebt sich; ein gemeinsamer Rundgang durch den Garten beschließt den Tag.

Im Salon sind, da wir zurückkehren, bereits die Lampen angezündet. Alles sinkt auf Sofas und Fauteuils nieder.

Ob ich diese weihevolle Stunde benütze, einen letzten Appell an das Bildungselement in meinem Vetter zu versuchen? Ich nähere mich ihm.

„Deine Bibliothek scheint prachtvoll zu sein," beginne ich mit dem Tone schmerzlich verhaltenen Vorwurfs.

Er hält die Hand vor den Mund und gähnt.

„Ja — ja — ja — man kommt jetzt wenig dazu, hineinzublicken“ — er gähnt noch einmal, er gähnt laut. In schweigender Empörung trete ich zurück.

Das Gähnen des Hausherrn wirkt ansteckend, es pflanzt sich fort, der Krampf bemächtigt sich aller Kinnbacken, alles gähnt.

Mein Vetter erhebt sich.

„Meine Herren,“ sagt er, „wir brechen morgen frühzeitig auf — ich glaube mir daher den Vorschlag erlauben zu dürfen —“

Ein allgemeines Aufspringen bekundet, daß sein Vorschlag angenommen ist.

„Auf morgen früh — auf morgen früh“ — allgemeines Händeschütteln zur guten Nacht, niemandem fällt es ein, mich zu fragen, ob ich morgen früh mitgehe, es versteht sich ganz von selbst — ich gehöre jetzt mit zur Rotte — in einem Zustand völliger innerer Vernichtung erreiche ich mein Zimmer und sinke aufs Bett — „Morgen wird es schrecklich tagen,“ das ist der letzte Gedanke, mit dem ich einschlafend vom Bewußtsein Abschied nehme.

Dröhnende Schritte, welche sich auf dem Flur vor meiner Thür hin und her bewegen, laute, befehlende Stimmen wecken mich am frühen Morgen des nächsten Tages.

Ich erhebe mich vom Lager, ungefähr mit demselben angenehmen Gefühl, welches mich an dem Morgen des Tages beseelte, an dem ich mein Assessorexamen zu machen hatte.

Am liebsten stände ich überhaupt gar nicht auf, aber ich muß mich beeilen, denn ich höre, wie sich die Schritte draußen bereits nach unten hin verlieren. Ich kleide mich

an. In meinem Berliner Promenadenanzug ſoll ich durch Kartoffel- und Rübenfelder marſchieren? Und der Hut! Im hohen ſchwarzen Cylinder auf die Hühnerjagd gehen! Aber was ſoll ich denn ſonſt aufſetzen?

Alles, was noch von ſelbſtbewußter Würde in mir vorhanden iſt, raffe ich zuſammen und lagere es auf meinem Antlitz ab, indem ich jetzt in den Salon trete, wo die Weidmänner bereits beim Frühſtück ſitzen. Mein Vetter tritt mir entgegen. Der erſtaunte Blick entgeht mir nicht, mit dem er meinen „Jagdanzug“ überfliegt.

„Biſt — Du — fertig?“ fragt er zögernd.

„Vollkommen,“ erwidere ich, ihm ein dreiſtes Lächeln entgegenhaltend.

Alle Augen richten ſich auf mich; mir iſt, als hörte ich ein ſtaunendes „Nanu?“ durch die Geſellſchaft rauſchen. Und dabei Haltung bewahren!

Die Agrarier ſind ausgerüſtet, als gingen ſie auf die Büffeljagd: Gamaſchen, Schnürſtiefel, alles raffiniert praktiſch — und ich! In meinem hellen Promenadenanzuge komme ich mir wie ein Weißer vor, der unter Huronen geraten iſt. Ich bemerke deutlich, wie dieſer und jener ſich auf die Lippen beißt, um nicht in Lachen auszubrechen — ich bewahre einen katoniſchen Ernſt und gebe mir den Anſchein, nichts von allem zu bemerken.

Die Wagen ſind vorgefahren, wir ſteigen auf den Hof hinunter — jetzt wird es unangenehm. Die Jäger und Gehilfen, welche unten, ihre Herren erwartend, ſtehen, ſtoßen ſich bei meinem Anblick untereinander an; weniger höflich als ihre Gebieter, grinſen ſie ganz unverhohlen; ein Schlingel von Jägerburſchen bricht ſogar in ein pruſtendes Gelächter

aus, das um ſo beleidigender wirkt, als man ihm anhört, daß er es gern unterdrücken möchte, aber nicht kann. Ich möchte den Lümmel hinter die Ohren ſchlagen — aber ich gebe mir den Anſchein, als hörte und bemerkte ich nichts.

Im Portal des Schloſſes und hinter den Küchenfenſtern ſteht das Dienſtperſonal, Köche, Küchenjungen, Mägde, Hausknechte und natürlich auch der verwünſchte Diener! Ich höre hinter meinem Rücken ein unterdrücktes Flüſtern, Ziſchen und Kichern. Wem wird es gelten?

Ich ſchäume und koche innerlich vor Wut und gebe mir nach außen den Anſchein, als hörte und bemerkte ich nichts — noch ein ſolcher Tag und ich kehre mit ſchwerer Beſchädigung meines Charakters nach Berlin zurück.

Endlich haben wir unſere Plätze auf dem offenen Omnibuswagen eingenommen, wir fahren ab. Das Gewehr, welches mein Vetter mir aus ſeinem Gewehrſchrank hat verabfolgen laſſen, zwiſchen die Kniee geklemmt, ſitze ich in abſcheulicher Stimmung zwiſchen den heiter geſtimmten Weidgenoſſen.

Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren ſind, halten wir an; vor uns breitet ſich ungeheures, mit grünem Kraut bewachſenes Feld aus.

„Ich denke, hier in den Kartoffeln fangen wir an," ſagt mein Vetter; alles ſtimmt bei. Alſo ſo ſieht ein Kartoffelfeld aus?

Wir ſteigen vom Wagen, beim Abſteigen verwickelt ſich der Lauf meines Gewehrs in meine Kneiferſchnur und reißt mir den Kneifer von der Naſe. Das verurſacht mir eine ärgerliche Empfindung und erinnert mich daran, daß ich mit dem Kneifer nicht werde ſchießen können. Glücklicherweiſe

trage ich eine Brille bei mir, die ich nun hervorhole und aufſetze.

Die Jäger ſtellen ſich am Rande des Kartoffelfeldes entlang auf, ſo daß dasſelbe quer vor ihnen liegt.

„Gehen Sie mit dem Herrn Aſſeſſor," wendet ſich mein Vater an ſeinen Jäger, „und nehmen Sie den Hund mit."

Der Jäger nimmt mein Gewehr und ladet dasſelbe, währenddeſſen tritt der Hund heran und beſchnüffelt mich, um mit mir Bekanntſchaft zu machen. Täuſche ich mich oder zeigt das Tier in den Augen einen gewiſſen Ausdruck des Mißtrauens?

Der Jäger geht vor mir her, mir meinen Stand zu zeigen, er trägt an der Seite eine ungeheure Jagdtaſche, in welche die von mir zu erlegenden Beuteſtücke kommen ſollen. Ein grimmiges Lächeln ſpielt um meine Lippen. „Du wirſt heute leichtes Gepäck haben."

Ich erhalte meinen Platz auf dem äußerſten linken Flügel der Schützenlinie; ſobald ich denſelben erreicht habe, ſetzt die ganze Linie ſich in Bewegung, quer durch das Feld hin.

Herrgott, iſt das ein Gehen!

Gehen kann man es überhaupt gar nicht nennen — ein beſtändiges Stolpern — ſolch ein Kartoffelfeld iſt ja eine ganz abſcheuliche Einrichtung! Die Kartoffeln ſind in langen Wällen gepflanzt, jeder dieſer Wälle iſt von zwei Furchen eingeſchloſſen; man muß von einem Wall zum andern über die Furchen hinwegſteigen, tritt aber ſelbſtredend häufig in dieſelben hinein. Und während man ſich in dieſer halsbrecheriſchen Weiſe fortbewegt und obendrein einen geladenen Schießprügel in den Händen unterzubringen hat, ſoll man die Naſe in die Höhe heben und aufpaſſen auf das, was ſich

hoch in den Lüften begiebt? Das iſt ja einfach thöricht und abgeſchmackt.

Ich fühle mich vor Aufgaben geſtellt, die auf keine Weiſe zu vereinigen ſind, und habe nur einen einzigen ſehnlichen Wunſch: daß ſich mir keine Gelegenheit bieten möge, auf irgend etwas ſchießen zu müſſen.

Außerdem ärgere ich mich über den Hund; derſelbe läuft vor uns her, ſieht ſich immerfort nach dem Jäger um und nicht ein einziges Mal nach mir. Ich werde ihm zeigen, wer heute ſein Gebieter iſt, ich werde ihn anrufen. Dabei fällt mir jedoch ein, daß ich gar nicht weiß, wie er heißt. Ich werde es auf gut Glück verſuchen.

„Phylax! Komm hier, Phylax!“ Er hört nicht. — Natürlich, ſo heißen ja nur Hofhunde.

„Tyras! Tyras, hier!“ Er hört wieder nicht. Ich gehe die ganze Reihe der mir erinnerlichen Hundenamen durch.

„Kaſtor! Nero! Hektor! Lord!“ Alles vergeblich. Wie heißt denn der verdammte Köter nur?

Ob ich den Jäger frage? Aber das könnte komiſch klingen und meiner Würde Abbruch thun.

Es iſt mir überhaupt unangenehm, daß der Jäger hinter mir hergeht; ich habe das Gefühl, daß er mich fortwährend mit erſtaunten Blicken anſieht. Viel lieber ginge ich allein, ohne einen ſolchen Aufpaſſer, dann könnte ich wenigſtens meinen Gedanken nachhängen.

In dieſem Augenblick durchfährt es mich wie ein elektriſcher Schlag — auf dem rechten Flügel iſt ein Schuß gefallen, gleich darauf ein Schwirren in den Lüften — ein Volk von Hühnern geht an der ganzen Linie entlang — ein

Knattern von Schüſſen — jeder der Jäger holt ein Huhn herunter.

„Herr Aſſeſſor!“ höre ich den Jäger hinter mir ſchreien.

Was will denn der Mann? Ich ſehe mich um.

„Die kamen aber ſchön,“ ſagt er — offenbar will er mir andeuten, daß ich hätte ſchießen müſſen. Ich fühle, daß ich etwas thun muß, um mein gefährdetes Anſehen wiederherzuſtellen.

„Zu weit,“ ſage ich mit überlegenem Achſelzucken, „zu weit.“

Während ich noch ſpreche, deutet der Jäger mit ausgeſtrecktem Zeigefinger nach vorn.

„Herr Aſſeſſor,“ ruft er, aufgeregt flüſternd, „Herr Aſſeſſor, der Hund!“

Was iſt denn nun wieder mit dem Hunde los? Ich wende mich — derſelbe bietet ein höchſt merkwürdiges Bild: mit hochgeſpitzten Ohren kriecht er Schritt vor Schritt durch das Kartoffelkraut, den Leib in ſchlangenartigen Windungen einherziehend, die Augen ſtarr auf einen im Kraut verſteckten Punkt gerichtet. Jetzt bleibt er wie angenagelt ſtehen und rückt und rührt ſich nicht.

Ich begreife gar nicht, was das alles heißen ſoll.

„Was macht denn der dumme Köter?“ will ich eben fragen — da bekomme ich einen furchtbaren Schreck: dicht vor der Naſe des Hundes ſteigt mit betäubendem Geprаſſel ein Vogel auf, der mir rieſengroß erſcheint. Ein plötzliches Gefühl ſagt mir, daß irgend etwas vorgeht — blindlings reiße ich das Gewehr an die Backe und krach — krach — ſchieße ich mit beiden Läufen irgendwohin. Das Huhn fliegt weiter — als wäre nichts geſchehen — der Hund ſieht ihm nach — ich habe zwei Löcher in die Natur geſchoſſen.

„Das war ſchade," ruft Herr Soundſo, der mir zunächſt geht — hol' ihn der Teufel!

Der Jäger nimmt mein Gewehr, um es von neuem zu laden; er thut es, ohne ein Wort zu ſagen, und ſieht mich dabei nicht an — die Sache fängt gut an.

Wir gehen weiter — fortwährend fallen jetzt Schüſſe zu meiner Rechten — zu mir kommt nichts — Gott ſei Dank!

Da plötzlich macht mein Hund einen mächtigen Satz nach links, im ſelben Augenblick bricht ein Haſe aus den Kartoffeln, um nach links über das Stoppelfeld zu galoppieren.

Der Hund wird ganz raſend und will offenbar dem Haſen nach. Das ſcheint mir ſehr vernünftig, wie ich denn jetzt überhaupt geneigt bin, dem Hunde, der mir als Jäger weit überlegen zu ſein ſcheint, unter allen Umſtänden beizupflichten.

Alſo nur zu — „Allons, faß ihn, faß!" rufe ich, auf den Flüchtling deutend; der Hund läßt ſich das nicht zweimal ſagen und ſauſt hinter Lampe her.

Jetzt aber wird wieder der Jäger ganz raſend. Er ſetzt die Finger an den Mund und pfeift wie eine Lokomotive. „Karo! Karo, hier! Wirſt Du, hier! Wirſt Du —"

Um des Himmels willen, was habe ich gethan! Ich habe den biedern Karo — jetzt fällt es mir ja auch ein, daß die kleine Emma geſtern einen Hund dieſes Namens vorſtellte — zu einer Todſünde, zur Verfolgung eines Haſen veranlaßt. Dafür ſtehen im Strafgeſetzbuch für Jagdhunde mörderiſche Prügel — und indem mein vierbeiniger Schuldgenoſſe jetzt winſelnd auf dem Bauche zu dem erboſten Jäger herangekrochen kommt, fühle ich alle Qualen des belaſteten Gewiſſens.

Der Jäger zeigt ſich äußerſt roh; er faßt den unglücklichen Karo an den Ohren und zauſt ihn unter wiederholtem: „Pfui, Has! Pfui, Has!“ Karos Gewinſel ſchneidet mir ins Herz — wenn er ſprechen könnte, ich würde ſchöne Dinge zu hören bekommen. Daß er von nun an erſt recht keine Notiz von mir nimmt und mich höchſtens mit einem Blick anſieht, als wollte er ſagen: „Du biſt ja ein netter Onkel!“ kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken.

Wir ſind unterdeſſen endlich aus den unglückſeligen Kartoffeln herausgekommen.

Die Sonne iſt höher geſtiegen und fängt an unbarmherzig auf meinen ſchwarzen Cylinder herniederzubrennen; es wird heiß, ſehr heiß.

Ich fange an zu tranſpirieren, und während meine Stirn ſich feuchtet, empfinde ich gleichzeitig eine kalte Feuchtigkeit an meinen Füßen. Ich blicke an mir nieder — welch ein Anblick! Das Kartoffelkraut iſt vom Tau benetzt geweſen, meine Stiefel ſind mit einer Kruſte von Erde und Lehm bedeckt, meine ſchönen hellen Beinkleider ſind mit grünlichen Streifen umſäumt. Es ſind meine einzigen.

Mit verzweifeltem Entſchluſſe beuge ich mich nieder und krempe die Beinkleider auf — wenn mein Chef mich in dieſem Aufzuge ſähe!

In derſelben Weiſe, wie vorhin die Kartoffeln, greifen wir jetzt ein Feld von Zuckerrüben an, das ſich wie eine grüne Steppe vor uns ausbreitet.

Es geht ſich hier etwas beſſer als in den Kartoffeln, das iſt wahr; mitten durch das Feld jedoch iſt ein Drainierungsgraben gelegt.

Was nun? Hindurchwaten? Ich danke ſchön — alſo hinüberſpringen; es bleibt nichts anderes übrig. Ich bin nie ein großer Turner geweſen und habe, glaube ich, ſeit zehn Jahren keinen Sprung mehr gethan. Fatal, fatal, fatal! Aber was hilft's? Die Agrarier ſind alle ſchon hinüber — ich nehme einen Anlauf — halt — daß ich nur den Cylinder nicht verliere, er ſitzt ohnedies nicht feſt — was mache ich mit dem Unglücksding? Ich hab's — ich nehme ihn ab und werfe ihn mir voraus über den Graben — geſagt, gethan — der Cylinder ſpringt mir voran und giebt, auf die Rüben aufſchlagend, einen hohlen Ton des Unwillens von ſich — beſſer wird er durch ſolche Behandlung freilich nicht werden.

Dazu kommt, daß Karo, der das Manöver mit geſpanntem Intereſſe verfolgt hat, Miene macht, den Cylinder zu apportieren — das Tier will ſich an mir rächen!

Natürlich! Gefahr iſt im Verzuge — ich nehme wieder fünf Schritte Anlauf — hop — hop — hop — mit der Wucht einer Bombe aus einem vierundzwanzigpfündigen Mörſer erreiche ich den jenſeitigen Rand und ſchlage der Länge nach in die Rüben hin. Mit freudigem Gebell ſtürzt Karo ſich im nämlichen Augenblicke auf meinen Hut und hebt ihn, die Krempe mit den Zähnen erfaſſend, auf.

Ein Kampf entſpinnt ſich zwiſchen mir und dem Vierfüßler. „Laß los! Aus!“ Der unglückliche Cylinder ächzt, nach beiden Seiten geriſſen. Endlich habe ihn wieder erobert — er iſt jetzt durchaus nicht mehr zu eng. Während ich ihn aufſetze, blicke ich an mir nieder — mein Rock hat ſich gleichfalls mit grünen Streifen geſchmückt und ſieht den Beinkleidern wieder ähnlich.

Die Weidgenoſſen ſind ſchon weit voraus, ich ſetze mich in Galopp, um nachzukommen. Prrr — prrr — gehen rechts und links vor meinen laufenden Füßen Hühner nach allen Seiten auf — laß ſie fliegen — was gehen mich die einfältigen Vögel an!

Das Laufen bei ſolcher Hitze iſt aber gar zu angreifend — ich falle wieder in Schritt. Ich fange an übermäßig zu tranſpirieren — von der Stirn löſen ſich ſchwere Tropfen und fließen mir über die Brillengläſer — die ganze Welt hüllt ſich mir in Schleier.

Es könnte jetzt ein Elefant vor mir aufſtehen, ich würde ihn nur undeutlich erkennen — und dabei ſoll man auf ſo lächerlich kleine Gegenſtände zielen, wie es dieſe Hühner ſind!

Die Jagd iſt eine rohe, geiſtloſe, unwürdige Beſchäftigung! Ich verwünſche meinen Vetter, ich verwünſche ſeine Gäſte, den Jäger, den Hund, die Hühner, ich verwünſche die ganze Welt und überlege, ob ich nicht mein Gewehr abgeben und kurzweg nach Hauſe umkehren ſoll.

Aber ich komme natürlich wieder zu keinem Entſchluß und keuche weiter durch die Rüben.

Am Rande des Feldes ſtehen bereits die Jäger; ſie machen eine Beratungspauſe. Ich mag gar nicht zu ihnen herantreten, beſchäftige mich vielmehr damit, meine Brillengläſer zu putzen und ſodann mein weißes Schnupftuch um meinen Cylinder zu wickeln. Ich fühle, daß mir die ſchwarze Farbe meines Hutes unfehlbar einen Sonnenſtich zuziehen würde.

Die Beratung iſt beendet.

„In die Erbſen," ruft mein Vetter meinem Beaufſichtiger zu. Er wendet ſich ſchon gar nicht mehr an mich, als

ob ich von dem Jäger am Gängelbande geführt würde. Die feindſelige Stimmung gegen meinen Vetter wächſt in mir.

Alſo — in die Erbſen.

Kartoffeln, Rüben, Erbſen — der dritte Gemüſegang — ich durchlaufe ein ganzes Vegetarianerdiner.

In den Erbſen giebt es gleichfalls Hühner — ſind dieſe Unglücksgeſchöpfe denn überall? Eines derſelben iſt thöricht genug, vor Herrn Soundſo, meinem Nebenmann, aufzugehen. Er ſchießt; das Huhn ſenkt ſich zu mir nieder — wie vom Teufel gefaßt, reiße ich das Gewehr empor und ſchieße gleichfalls — Karo macht einen Satz und kommt im nächſten Augenblick, das zappelnde Huhn zwiſchen den Zähnen, zurück.

Herr Soundſo wendet ſich zu mir.

„Das Huhn gehört Ihnen,“ ruft er, „das haben Sie geſchoſſen!“

„Ich — hätte — ein Huhn geſchoſſen? Das iſt ja Unſinn!“ will ich eben Herrn Soundſo zurufen, „Sie haben es ja geſchoſſen!“ — Aber er geht ſchon wieder weiter.

Der Jäger, der das Huhn in die Jagdtaſche ſteckt, denkt offenbar wie ich — er ſieht mich nicht an, ein durch den Reſpekt gezügeltes, aber nicht ganz unterdrücktes Lächeln ſpielt um ſeinen Mund — die Lage wird mir klar: Herr Soundſo hat mir ein Huhn geſchenkt! Alſo auch das noch! Ich werde im wahren Sinne des Wortes genötigt, mich mit fremden Federn zu ſchmücken!

Empört ſetze ich meinen Gang durch die Erbſen fort.

Unterdeſſen ſind die Wagen herangekommen; man verſammelt ſich zum Frühſtück. Ich kann mich nicht ausſchließen.

Obſchon der Ärger mir allen Appetit geraubt hat, muß ich zu den übrigen treten, und um mich nicht lächerlich

zu machen, muß ich Gleichmut und Heiterkeit zur Schau tragen.

Die Jagdtaſchen der Jäger ſind bis zum Berſten gefüllt; alles hat ungeheuere Beute gemacht; aus Höflichkeit vermeidet man zu fragen, was ich geſchoſſen habe. Glücklicherweiſe ſind alle ſo gut mit ihren Erfolgen beſchäftigt, daß ich mich nicht in die Unterhaltung zu miſchen brauche. Mit ſteigender Wut verzehre ich einige Butterbrote. — O Plato, o Bibliothek, o Fenſterecke!

Mittlerweile hat ſich indeſſen im Weſten ein Gewölk erhoben, welches jetzt an Ausdehnung gewinnt.

„Ich fürchte, wir bekommen Regen," ſagt der Baron von Soundſo.

Wie Glockenton ſchlägt dies Wort an mein Ohr; wenn's regnet, müſſen wir umkehren!

„Glauben Sie wirklich?" fragt mein Vetter; „das wäre unangenehm, denn wenn es aus der Ecke erſt einmal anfängt zu regnen, hört es in einigen Stunden nicht auf."

„Das wäre ja — herrlich," will ich herausplatzen, beſinne mich aber und murmele: „Sehr bedauerlich."

Die Geſichter der Jäger werden beſorgt — ich juble innerlich, verberge jedoch meine Freude unter einem bekümmerten Geſicht — als vollendeter Heuchler werde ich nach Berlin zurückkehren.

Mit krampfhafter Spannung haften meine Blicke an dem Gewölk, welches meiner Anſicht nach unverzeihlich langſam vorſchreitet. Ich ſchicke ein Stoßgebet zum Himmel: „Laß es regnen! Ich opfere Dir meinen Promenadenanzug nebſt Cylinder, nur laß es regnen!"

Plötzlich fühle ich einen Tropfen auf meiner Naſenſpitze

und gleichzeitig vernehme ich ein leiſes Trommeln auf dem Deckel meines Hutes.

„Ich glaube, es regnet bereits!“ Ich rufe es unwillkürlich ganz laut — ich vermag meinen Jubel nicht mehr zu zügeln.

Der Ausdruck meiner Freude wird indeſſen allgemein als Zeichen der Betrübnis aufgefaßt.

„Ja,“ ſagt der Graf Soundſo, indem er ſein Gewehr ins Futteral ſteckt, „es iſt ſchade, aber es iſt wahr, es wird gleich heftig regnen.“

„In Strömen,“ verſichere ich eifrig, „in Strömen!“ Ich bin entſchloſſen, den glimmenden Funken der Unluſt an weiterem Jagen zur Flamme anzublaſen.

Im nächſten Augenblick fängt es an, auf Kraut und Blätter herniederzurauſchen, mein Sehnen iſt erfüllt, die ganze Gegend hüllt ſich in graue, fließende Schleier, wir ſtehen mitten im ausgiebigſten Regen.

„Es iſt kein Vergnügen mehr,“ ſagt mein Vetter, „ich glaube wirklich, wir thun am beſten, nach Haus zu fahren.“

Ein allgemeines betrübtes Kopfnicken pflichtet ſeinem Vorſchlag bei. Alles wendet ſich den Wagen zu.

Sobald ich die Rückkehr als geſichert anſehen darf, erwacht ein dreiſter Frevelmut in mir.

„Es iſt ein Jammer, ein Jammer!“ rufe ich laut, „ſollen wir denn wirklich umkehren? Ich denke immer noch, es klärt ſich wieder auf.“

Mein Vetter verſichert mir wiederholt, daß das nicht zu erwarten ſei — ich lauſche ihm mit teilnahmsvoller Aufmerkſamkeit.

„Du mußt es freilich beſſer wiſſen — und ich beſcheide mich,“ ſage ich zu dem Argloſen. — Wenn er in mein

Inneres ſchauen könnte! Wie hoch ſteht er in dieſem Augenblick moraliſch über mir!

Alles ſitzt ſtumm und mißmutig im Wagen, der uns zurückfährt; je ärgerlicher die anderen ſind, um ſo heiterer werde ich.

„Mich trifft es eigentlich am härteſten," erkläre ich lächelnd, „ich hatte eben angefangen, mich mit dem ungewohnten Gewehr einzuſchießen und den Hund an mich zu gewöhnen — ich hatte noch auf eine ſchöne Jagd gerechnet."

Man ſieht mich an, als wollte man ſagen: „Der hat aber Leidenſchaft!"

„Vielleicht können wir heut nachmittag wieder hinaus," vertröſtet mich mein Vetter.

Das dämpft einigermaßen meine gute Laune. Der Himmel gebe, daß es bei dem Regen bleibt.

Zu Hauſe angelangt, trete ich den Fragen „des Weibes", die ſich erkundigt, ob ich viel geſchoſſen hätte, mit verhärteter Dreiſtigkeit entgegen.

„O — ich fing eben an eine herrliche Jagd zu machen — aber da kam dieſer unglückſelige Regen!"

„Ja, es iſt ſchade."

„Ein Jammer, gnädige Frau, ein Jammer, aber das ſind die Launen der Jagd."

Sie lächelt. „Ein ſchneidiger Kerl!" ſagt ihr Blick.

Auf meinem Zimmer angelangt, entledige ich mich der Stiefel und des Rocks — die Beinkleider muß mir der Diener, ſo gut es durch Bürſten geht, wieder geſellſchaftsfähig machen. Während es geſchieht, lauſche ich entzückt, wie der Regen an die Fenſterſcheiben ſchlägt.

„Das wird wohl den ganzen Tag ſo fortregnen?" frage ich mit lauernder Freude.

Der Diener blickte hinaus.

„I nein," entgegnet er, „in ein, zwei Stunden iſt alles wieder vorbei."

Der abſcheuliche Menſch! Natürlich muß er mir wieder die Stimmung verderben!

Vorläufig aber bleibt der Himmel grau wie ein Sack, und wenn ich vorderhand nicht in die Bibliothek kann, da in derſelben der Mittagstiſch zugerichtet wird, ſo erwacht doch ein ſtill ahnendes Hoffen auf heute nachmittag. Die Agrarier werden Billard oder Karten ſpielen, ich dagegen werde meinen Vetter nun endlich um den Bibliotheksſchlüſſel anſprechen, und wenn ich denſelben erſt einmal habe, dann —

Mit beſonderem Behagen ziehe ich heute Frack und Lackſtiefel an. Mit Ungeduld erwarte ich das Zeichen zum Mittageſſen — ich wollte, es wäre ſchon vorüber. Endlich ertönt die Küchenglocke, heute bin ich unter den erſten im Salon unten.

An der Tafel habe ich wieder meinen geſtrigen Platz — verheißend blickt mein herrlicher Plato, mit dem ich ſchweigend liebäugle, zu mir herüber: mir iſt, als ſpiele ein Lächeln über ſeinen Lederrücken, als flüſtere er leiſe: „Wir beide verſtehen uns."

Ein peinlicher Zwiſchenfall tritt während des Eſſens dadurch ein, daß zum Nachtiſch die Kinder erſcheinen. Wohlerzogen gehen dieſelben, von dem Knaben geführt, zu jedem der Gäſte heran, reichen ihm die Hand und erkundigen ſich, wieviel er geſchoſſen hat.

Wenn der Junge zu mir kommt, ſo kann das ſehr unangenehm werden; was thun? Die kleinen Jagdwüteriche ſind nur noch zwei Plätze von mir entfernt. Mit verzwei-

ſeltem Entſchluß wende ich mich über den Tiſch an Herrn Soundſo und erkundige mich noch einmal nach gewiſſen Einzelheiten ſeiner geſtrigen Bärengeſchichte, die mir angeblich entfallen ſind.

Mit liebenswürdigſter Bereitwilligkeit wiederholt er mir die ganze Geſchichte, ich beuge mich ſo weit als möglich über den Tiſch — vielleicht ſchreckt es den Jungen ab.

Jetzt ſind die Kinder an meiner Seite.

„Wieviel haſt Du denn geſchoſſen, Onkel?“

Ich höre es ganz genau, aber ich ſtelle mich taub und hänge an Herrn Soundſos Lippen.

Die argloſen Kindergemüter ſind jedoch nicht ſo leicht zu beruhigen.

„Wieviel haſt Du denn geſchoſſen, Onkel?“ wiederholt hartnäckig der furchtbare Knabe.

Taub kann ich mich nicht mehr ſtellen, denn alle Welt muß es gehört haben — ich ſpiele den Zerſtreuten; mit väterlicher Milde lege ich die Hand auf des Knaben Haupt, und ohne mich umzuſehen, ſage ich:

„Ja, ja, mein Junge, Du haſt ganz recht, Dein Papa hat eine ganz famoſe Jagd.“

Jetzt bin ich ſie los — die armen Würmer gehen zum Nebenmanne — meine Berechnung hat den Sieg über die unſchuldigen Weſen davongetragen.

Ich büße meine Schuld, indem ich die Bärenjagd des Herrn Soundſo noch einmal in ihrer vollen Ausdehnung über mich ergehen laſſe und mich der Gefahr ausſetze, daß er mich ſtehenden Fußes nach Galizien einlädt.

Inzwiſchen habe ich nicht ohne Beſorgnis vernommen, daß der Regen nicht mehr an die Fenſterſcheiben ſchlägt, und

als wir uns jetzt erheben, sehe ich mit Schrecken, daß es zu regnen aufgehört hat.

Alles tritt an die Fenster, um hinauszuspähen; die Entscheidung naht — ich fühle, wie mir das Herz im Leibe stillsteht.

„Es sieht doch noch drohend aus," äußert endlich der Baron von Soundso, der Wetterprophet. — Man stimmt ihm bei — gerettet! Ich möchte dem Baron um den Hals fallen und bin erbötig, seinen gestrigen Zwölfender noch einmal von Anfang bis zu Ende entgegenzunehmen.

Wir verfügen uns zum Kaffee in den Gartensaal. Vorschläge werden laut zu einer Partie Billard, zu einer Partie Skat oder l'Hombre; Befehle werden dem Diener erteilt — ich zittere vor innerer Freude — die Stunde naht — noch einige Augenblicke, welche ich der Schicklichkeit halber der Unterhaltung weihe — dann werde ich zu meinem Vetter sprechen.

Da plötzlich wird die Thür des Gartensaales von draußen ungestüm aufgerissen — auf der Schwelle erscheint mein Jäger — Karo bellend hinter ihm drein.

Wie sieht der Mann aus! Er hat das Gewehr am Riemen umgehängt, seine Stiefel sind bespritzt, seine Augen funkeln.

„Gnädiger Herr," schreit er, den Hut vom Kopfe reißend, „gnädiger Herr, die Schnepfe ist da!"

Die Wirkung dieser Worte ist fürchterlich: sämtliche Agrarier springen auf, als wären sie plötzlich toll geworden.

„Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!" Wilde Ausrufe erfüllen den Saal, mit jauchzendem Gekläffe stimmt Karo ein, die Kinder kreischen vor Entzücken. Während ich noch ganz

ſtarr und ratlos ſtehe, ſchlägt mir der Baron von Soundſo auf die Schulter.

„Sie haben Glück!“ donnert er mich an, „Sie haben Glück! Kommen Sie — wir machen uns fertig!“

Auf meinem Zimmer erſt komme ich zum Bewußtſein meiner Lage: ich ſoll und muß auf die Schnepfenjagd!

Soll ich denn wirklich? Kann ich mich auf keine Weiſe drücken? Nein — nachdem ich mich heute vormittag ſo auf den erpichten Weidmann aufgeſpielt habe, kann ich nicht!

Schon höre ich draußen meines Vetters Stimme, der wie ein General auf dem Schlachtfelde Befehle in den Hof hinunterdonnert:

„Den Wagen anſpannen! Treiberjungen beſtellen!“

Herrgott, hat der Menſch ein Organ! Und mit dem habe ich Plato leſen wollen!

Aber was in aller Welt ſoll ich anziehen? Meine Stiefel von heute vormittag ſind durch die Näſſe gänzlich verſchwollen und verquollen — ich komme gar nicht hinein. In Morgenſchuhen etwa? Was bleibt mir übrig? In Lackſtiefeln muß ich auf die Schnepfenjagd! Das wird nett, nachdem es ſtundenlang geregnet hat! Der verwünſchte Regen! Aber habe ich ihn nicht ſelbſt vom Himmel herabgefleht? Ich zürne, raſe, tobe wider mich ſelbſt.

Ich kenne in Berlin einen tragiſchen Dichter, dem werde ich die Geſchichte von meiner Schuld und Buße erzählen. Ach, hol' der Teufel den tragiſchen Dichter! Der ſitzt jetzt ſicherlich in Berlin im warmen, behaglichen Kaffeehaus — und ich! Wäre ich doch in Berlin! Wäre ich doch nie herausgekommen auf das unglückſelige Land!

Ich will hinaus und hinunter — aber um Gotteswillen, ich habe ja noch den Frack an!

In Frack und Lackſtiefel auf die Schnepfenjagd! Generationen von Agrariern werden meinen Namen mit Hohn und Spott nennen! Ich ſtelle ja das Miniſterium an den Pranger, welches in mir verkörpert auf die Schnepfenjagd geht! Was würde mein Chef ſagen, wenn er ſähe, wie ich das Miniſterium vertrete! O mein Gott, der Chef, der Chef!

Ich reiße den Frack ab und fahre in den Rock, der noch zum Trocknen über einer Stuhllehne hängt — uh! — er iſt feucht wie ein Handtuch! Ich ſchnattere vor Froſt, während ich ihn anziehe — im Geiſt ſtelle ich eine Berechnung an: Mein Urlaub dauert noch ſechsundzwanzig Tage — ob die ausreichen werden, den Rheumatismus zu kurieren, den ich mir heute unfehlbar hole?

Das iſt die leibliche und geiſtige Erquickung, von der ich geträumt habe, das? O Excellenz, ich werde Sie nie im Leben mehr um Urlaub behelligen, nie im Leben!

Während ich im Zimmer umhertobe, öffnet ſich die Thür.

„Die Herrſchaften ſind ſchon alle unten," meldet mit widerwärtiger Aufgeregtheit der Diener. Täuſche ich mich oder ſpielt ein infames Lächeln um die Lippen des Nichtswürdigen?

„Ja doch!" brülle ich ihm entgegen, ſo daß er zurücktaumelt; an ihm vorüber ſchreite ich wie ein Gewittergewölk die Treppe hinunter.

Alles ſitzt ſchon auf dem Omnibus — ich ſteige auf und ziehe die Füße unter den Sitz, um meine Lackſtiefel zu verbergen.

„Vorwärts!“ ruft mein Vetter, der wie alle übrigen vor ekelhafter Ungeduld brennt — der Kutscher peitscht auf die Pferde. Auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt der Jäger, der während der Fahrt Bericht erstattet. Eine Schnepfe ist aufgespürt worden — und um einer Schnepfe willen eine solche Zerstörung häuslichen Friedens und Glücks!

„Wo liegt sie?“

„Im Teichwald.“

Im Teichwald — ein ganzes Meer von Sumpf und Feuchtigkeit atmet aus diesem Wort.

Die Räder unseres Wagens fliegen durch die Wasserlachen des Weges dahin — das Wasser spritzt rechts und links um uns — von Zeit zu Zeit erdröhnt mein Cylinder, von einem schweren Tropfen getroffen.

Im Hintergrund steigt wie eine graue Wand der Teichwald auf — wir biegen von der Straße ab — am Rand des Waldes steht ein Haufe von Treibern und Treiberjungen mit Stöcken bewaffnet.

Ich forsche in ihren Gesichtern — meine verdüsterte Gemütsstimmung sucht nach Bundesgenossen — hoffentlich werde ich Mißmut in ihren Gesichtern entdecken, Groll über die Tyrannei agrarischer Magnaten, welche sie zu solcher Stunde zum Frohndienst zwingt?

Ich habe mich getäuscht — sie grinsen vor Aufregung und Vergnügen. Der Jäger nimmt die Treiber mit sich — währenddessen stellen wir uns am Waldrand auf.

Kein lautes Wort — alles flüstert, als läge ein Tiger im Wald, den man nicht wecken dürfe.

Ich fühle mich in meiner Wut aufgelegt, die Stille

durch ein lautes, höhnendes Lachen zu unterbrechen — aber ich glaube, man würde mich massakrieren.

„Die Schnepfe kommt gewöhnlich hoch über die Bäume weg," sagt mein Vetter, indem er mich anstellt — ein Wink, wo ich die Augen hinzurichten habe.

Ich stehe so, daß ich meine Nebenmänner nicht sehen kann — gut — so kann ich wenigstens thun, wie ich will.

Ich setze das Gewehr zur Erde, stecke die Hände in die Hosentaschen und blicke trotzig auf die Erde. Meine Lackstiefel sind natürlich gänzlich durchnäßt — ich fühle, wie meine Füße den Rheumatismus auffaugen und wie derselbe langsam in meinem Körper aufsteigt.

Ich werde meinem Herrn Vetter die Kurkostenrechnung schicken!

Inzwischen rücken die Treiber auf uns an.

Sie schlagen mit Stöcken an die Bäume, in die Büsche; man hört ein beständiges „Huß — huh — trrr" —

Wider meinen Willen bemächtigt sich meiner die Aufregung, ich erhebe das Gewehr — ha, wenn mir etwas kommt! Ich schieße auf alles, auf alles! Aber es kommt nichts.

Die Treiber sind bis in unsere Linie vorgerückt — daß das ganze Volk wieder mit glotzenden Blicken an mir hängt, versteht sich von selbst — keine Schnepfe. Gewiß ist überhaupt gar keine da und die ganze Geschichte ist nur eine Einbildung dieses aufgeregten Menschen, dieses Jägers gewesen. Wie will man denn überhaupt eine einzelne Schnepfe, einen so winzigen Vogel, in einem so großen Wald ausfindig machen?

Vorläufig aber muß ich mich wieder der Leitung meines Vetters unterordnen, der uns jetzt quer durch den Wald nach

neuen Ständen führt. Wir gehen über dickes Moos, das unter den Füßen quippt und quappt wie lauter vollgesogene Schwämme; von oben schlagen die Baumäste gegen meinen Cylinder, als wollten sie dem ungewohnten Fremdling Nasenstüber geben — ein angenehmes Gehen.

Ich habe immer von der Klugheit der Wandervögel sprechen hören — das ist ja alles Unsinn! Die Schnepfe ist doch auch ein Wandervogel und kommt in ein Land, wo man ihr in so brutaler, fanatischer Weise nachstellt! Ein ganz dummes, stupides Geschöpf ist die Schnepfe!

Auf dem Stand, den mein Herr Vetter mir jetzt angewiesen hat, stehe ich meiner Rechnung nach mindestens eine halbe Stunde schon und nichts läßt sich hören. Ich glaube, die Treiber sind eingeschlafen oder die Jäger sind fort und haben mich vergessen.

Ist das langweilig, so stehen und aufpassen zu müssen! Ist das langweilig! Ich glaube, mein Herr Vetter hat mich hergestellt, daß ich seinen Wald bewache! Bin ich sein Waldhüter? Bin ich das? Wenn ich nur einmal wenigstens mein Gewehr abschießen könnte! Wozu habe ich den Schießprügel?

Eine Mordlust, die meiner Natur ganz fremd ist, wacht in mir auf — ich fühle das Bedürfnis, auf irgend etwas zu schießen.

Hinter mir ertönt ein tremolierendes „Quak, quak, brekekekex!“

Ich wende mich — ein großer Frosch sitzt etwa zehn Schritte von mir am Rande eines Grabens.

Ob ich einmal . . . Ich hebe das Gewehr — lasse es wieder sinken — jeder Lärm in der Schützenlinie ist ja bei

Todesſtrafe verpönt — aber es iſt doch zu verlockend — noch einmal hebe ich das Gewehr — aber ein Froſch! Der Gedanke läßt meinen Lauf wieder ſinken — ach was, ich bin zu meinem Vergnügen aufs Land gekommen, und wenn es mir Vergnügen macht, Fröſche zu ſchießen, ſo geht es niemand etwas an! Haben Sie mich verſtanden, meine Herren? Niemand!

Und nun gerade — ich lege an — der argloſe Quaker ahnt nichts von Gefahr — ich ziele, ich laſſe den Froſch, wie man in der Scheibenſtandſprache ſagt, aufſitzen — eben will ich abdrücken — da ertönt ein Gebrüll: „Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!“ hinter meinem Rücken.

Entſetzt reiße ich das Gewehr herunter und drehe mich um. Was iſt denn los? Was ſoll denn das Geſchrei?

Hoch über den Baumwipfeln ſehe ich etwas, das ungefähr wie ein brauner Lappen ausſieht, eine Zehntelſekunde flattern und verſchwinden — krach — krach — krach — pifft es von rechts und links — dann kommen Jäger, Treiber und Hunde auf mich zugerannt.

„Wo iſt ſie lang? Wo iſt ſie hin?“

Ich ſtehe wie der einzig Vernünftige unter lauter Verrückten.

„Was denn? Wer denn?“

„Aber, mein Gott, die Schnepfe, die Schnepfe!“

Ich blicke mich im Kreiſe um und vereinige die ganze Überlegenheit der Haupt- und Weltſtadt in einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

„Aber, meine Herren — ich geſtehe im Ernſt, daß ich nicht begreife, wie ich dazu komme —“

„Aber ſie kam ja gerade auf Deinen Stand zu,“ unter-

bricht mich einigermaßen rauh mein Vetter, „sie muß Dir ja über den Kopf weggeflogen sein!“

Eine furchtbare Ahnung dämmert in mir auf; sollte der braune Lappen im Zusammenhang mit der Schnepfe gestanden haben, etwa gar eine und dieselbe Person mit ihr gewesen sein? Was nun? Soll ich den Leuten sagen, daß ein Frosch meine Aufmerksamkeit gefesselt und von der Schnepfe abgezogen hat? Unmöglich, völlig unmöglich!

„Meine Herren,“ erkläre ich mit Ruhe und Würde, „ich habe eine Schnepfe nicht gesehen.“

Ein allgemeines „Ah — das ist aber schade!“ drückt Staunen und aufsteigenden Groll aus.

„Das begreife ich aber nicht,“ sagt mein Vetter in einem unangenehmen Ton, „das begreife ich beim besten Willen nicht.“

Seine Stimme knarrt förmlich vor Ärger, sie mißfällt mir in steigendem Maße, es liegt etwas darin, als wenn er sagen wollte: „Du verdirbst uns ja die ganze Jagd.“

Ich fühle mich in die Enge getrieben, ich fühle mich gereizt — ein eisiger Entschluß steigt in mir auf: ich verleugne die Schnepfe.

„Ich lasse es dahingestellt,“ sage ich, meinen Vetter mit kalt ministeriellem Blick fixierend, „ob überhaupt eine Schnepfe vorhanden ist —“

„Aber alle Welt hat sie ja doch gesehen,“ fällt er mir ins Wort.

„Ich glaube so gut wie jeder andere zu wissen,“ fahre ich, mich innerlich mehr und mehr verhärtend, fort, „wie eine Schnepfe aussieht“ — allerdings hatte ich sie bisher nur in gebratenem Zustand in der Schüssel gesehen — „des-

halb kann ich nur ſagen: an meinen Stand iſt keine Schnepfe gekommen.“

Das Wort iſt heraus — ein dumpfes Echo grollt in meinem Buſen nach: „Das war geſchnurrt! — aber es iſt geſprochen, jetzt nur feſt bleiben, jetzt nur keine Schwäche!“

Kalt und dreiſt blicke ich im Kreiſe umher und ſtelle die Wirkung meines Wortes feſt; dieſelbe iſt betäubend; alles ſieht verblüfft erſt mich, dann meinen Vetter an — ich komme mir vor wie Cäſar Borgia, der unter harmloſe Landbewohner tritt und denſelben Entſetzen einflößt.

Jedenfalls aber habe ich erreicht, daß man mich jetzt in Ruhe läßt und nicht mehr unvernünftige Anforderungen an mein Sehvermögen und meine Aufmerkſamkeit ſtellt.

„Dann wollen wir jetzt einmal den Graben herauf treiben,“ erklärt kleinlaut mein beſiegter Vetter, indem er dem Jäger und den Treibern die nötigen Weiſungen erteilt — es iſt der Graben, an welchem mein Froſch geſeſſen — wenn die Leute wüßten, welchem Wild ich vorhin nachgeſtellt habe!

Wieder vergeht eine endloſe, lautloſe Zeit, dann ertönt ein wildes Geſchieße zu meiner Rechten und ein Geſchrei: „Sie liegt, ſie liegt!“

Das Organ kenne ich — es iſt mein Vetter, der ſo ſchreit.

Gemeſſenen Schrittes wende ich mich der Stelle zu, von wo der Lärm erſchallt; im Kreiſe von Treibern und Jägern, die mit einem Ausdruck in den Augen umherſtehen, als wäre ſoeben ein Löwe erlegt worden, ſteht

mein Vetter und hält einen braunen, langgeſchnäbelten Vogel empor — ſo alſo ſieht der braune Lappen in der Nähe aus.

Mein Vetter ſtrahlt übers ganze Geſicht.

„Ich freue mich, Dir den handgreiflichen Beweis von dem Vorhandenſein einer Schnepfe liefern zu können," wendet er ſich triumphierend an mich — der Ärmſte — und in dem hatte ich eine philoſophiſche Ader vermutet?

Ich lächle kalt, ſäuerlich und überlegen.

„Ich bin glücklich," erwidere ich mit geſpitztem Ton, „daß ich mich für beſiegt erklären darf."

Die Schnepfe iſt erjagt, es fängt an zu dunkeln, wir rüſten uns zur Heimkehr. Wie ein Eisblock ſitze ich auf dem Wagen; meine Glieder ſind ganz von feuchter Kälte verklammt und meine Seele liegt wie gefroren in meinem Leibe.

Ich ziehe die Bilanz: was haben mir dieſe zwei Tage gewährt? Einen Rheumatismus, Ärger für ſechs Monate und eine Verſchlechterung meines Charakters vielleicht fürs ganze Leben — was haben ſie mir nicht gewährt: den Bibliothekſchlüſſel, den Plato, die Fenſterecke.

Das entſcheidet. Morgen reiſe ich nach Berlin zurück, um mich zunächſt von den Strapazen meines Urlaubs zu erholen.

Dieſen Entſchluß im Herzen, ſteige ich ſchweigend vom Wagen; niemand von allen ahnt, was in mir vorgeht, lachend, plaudernd und lärmend ſteigen die Agrarier die Treppe hinauf — ich ſtumm wie eine geladene Pulvermine unter ihnen.

In Filzpariſern und in Gedanken durchmeſſe ich mein Zimmer von einem Ende zum andern — die Art, wie ich meinen Entſchluß ins Werk ſetzen ſoll, beſchäftigt mich.

Meinem Herrn Vetter einfach zu erklären, daß ich mich in ihm, in ſeinem Weibe, in ſeiner Bibliothek, ſeinem Land und in allem getäuſcht ſehe und ihn deshalb verlaſſe, wäre das Würdigſte — aber es bedeutete einen Bruch für alle Zeiten — etwas anderes laßt uns erſinnen.

Mein Blick fällt auf den Koffer — auf dem Grunde desſelben entdecke ich ein altes, vor Zeiten erhaltenes, vergeſſenes Telegramm, eine Gratulation zu einem längſt überſtandenen Geburtstag.

Ich nehme es auf, ein Blitz durchzuckt mich, der Ausweg iſt gefunden.

Allerdings bedeutet derſelbe eine abermalige energiſche Täuſchung meines argloſen Vetters, aber — „ich bin einmal ſo tief in Blut geſtiegen," ſpreche ich düſter mit Macbeth vor mich hin — war nicht mein ganzes Thun und Treiben während dieſer Tage Trug und Täuſchung? Und ich ſollte vor einer letzten Schreckensthat zurückbeben? Und iſt denn mein Vetter etwa beſſer? Daß er mich hinterliſtig zur Jagdzeit einlud und zur Jagd nötigte — war das keine Täuſchung? Wie? Notwehr des Unterdrückten iſt mein Thun — nichts weiter!

Mit ſolchen ſophiſtiſchen Zuſprüchen bringe ich mein Gewiſſen zur Ruhe, dann ziehe ich die halbgetrockneten Stiefel von heute vormittag an, die der Hausknecht inzwiſchen notdürftig gereinigt hat, und hülle mich in den Frack.

„Schwarz war die Lieblingsfarbe Cäſar Borgias," murmle ich vor mich hin, „er würde dein Thun billigen

und er war ein, wenn auch nicht leicht umgänglicher, ſo doch ganzer Mann!“

In ſolchen Gedanken, einen gehaltenen Ernſt auf der umwölkten Stirn zur Schau tragend, trete ich in den Salon, wo die Geſellſchaft bereits verſammelt iſt, um zum Abendeſſen in die Bibliothek hinüberzugehen.

Das Telegramm in der Hand — zwar aus guten Gründen geſchloſſen, aber ſo, daß alle das Papier ſehen können, trete ich an meinen Vetter heran:

„Ein bedauerlicher Zwiſchenfall,“ ſo ſpreche ich mit verſchleierter Stimme, „unterbricht zu meinem Kummer die Freuden, die ich mir von meinem Aufenthalt bei Dir verſprochen und deren Vorgeſchmack ich heute ſo reichlich genoſſen habe — ich erhalte ſoeben eine Depeſche, die mich ſtehenden Fußes nach Berlin zurückruft — ich reiſe morgen früh.“

Die Wirkung meiner Worte iſt eine ungeheure.

„Eine — amtliche — Depeſche?“ ſtammelt mein argloſer Vetter.

Ich nicke ſchweigend — ich bin im Lügen noch ein Neuling. Alles drängt aufgeregt herzu:

„Was iſt denn los? Was ſteht denn in der Depeſche?“

„Meine Herren,“ ſage ich lächelnd abwehrend, „meine Herren, Sie werden begreifen —“

Mit einer Würde, als wäre es die Kriegserklärung Frankreichs oder Rußlands, laſſe ich die Geburtstagsgratulation in der Bruſttaſche meines Fracks verſchwinden.

Ein Gemurmel geht durch den Raum:

„Natürlich — Amtsgeheimniſſe —“

„Das Weib“ wird unruhig: „Mein Gott, es wird doch nichts Gefährliches ſein?“

Mit beruhigendem Troſt wende ich mich zu ihr:

„Ich hoffe, nein, gnädige Frau, ich gebe mich der ſichern Hoffnung hin, nein.“ Ich ſpreche es mit einer Überlegenheit, als würden alle Wolken ſich klären, ſobald ich nur an Ort und Stelle bin. Alles ſieht mit ſtummer Bewunderung auf mich, der Miniſterialaſſeſſor ſteht rieſengroß da.

Die Frau des Hauſes bittet um meinen Arm, ich führe ſie zur Tafel — ich bin der Mann des Augenblicks.

Niemand ſpricht von Jagd; Herr Soundſo vergißt ſeinen galiziſchen Bären, Herr Baron von Soundſo ſeinen Zwölfender, Herr von Soundſo ſeinen neuen Hund — alles iſt Politik.

Sobald jemand eine Meinung geäußert hat, blickt er zu mir herüber, als wollte er ſagen: „Ohne Ihrer natürlich größeren Einſicht vorgreifen zu wollen.“ — Ich ſitze am Tiſche wie der Pfeiler des Vaterlandes, äußere mich in zurückhaltender, allgemeiner Weiſe und bemerke, wie mein Anſehen als Politiker ſich dadurch ins Ungemeſſene ſteigert.

Kaum daß wir vom Tiſch aufgeſtanden ſind, ſehe ich mich von Cigarrenangeboten förmlich umringt; jeder will, daß ich eine von ſeinen rauche. Natürlich — einem Manne, der ſich ſo für das Vaterland opfert, daß er ihm zu liebe auf die Freuden der Jagd verzichtet, iſt man das wohl ſchuldig — es ſind die reinen Liebesgaben.

Herr Soundſo dringt mit ſeinem Angebot durch — die anderen Herren kann ich nur durch die Verſicherung beſchwichtigen, daß ich morgen zur Reiſe von ihren Cigarren

Gebrauch machen werde — indem er mir Feuer reicht, flüſtert er:

„Aber nicht wahr, Sie denken an Galizien?“

„Verehrteſter,“ erwidere ich mit wohlwollendem Lächeln, „Sie ſehen, wie wenig ich über meine Zeit verfügen kann, und außerdem,“ füge ich geheimnisvoll hinzu: „Galizien liegt außerhalb des Deutſchen Reichs — Sie verſtehen?“

Er ſieht mich mit ehrfürchtigem Staunen an.

„Daran hatte ich wahrhaftig gar nicht gedacht.“

Ich tippe ihn freundlich auf die Schulter:

„Sehen Sie wohl?“

Die Gefahr aus Galizien iſt beſeitigt.

Ich verbringe eine geruhſame Nacht, da ich weiß, daß ich morgen nicht zur Jagd zu gehen brauche; am nächſten Morgen bemerke ich zwar beim Ankleiden, daß mein Cylinder etwas angegriffen ausſieht, daß mein Rock noch nicht ganz getrocknet iſt, aber doch zur Hälfte, desgleichen meine Stiefel — das ſtört indeſſen meine Laune nicht — ich bin ja ſicher vor Rebhühnern, Haſen und Schnepfen.

Das Frühſtück wird gemeinſam eingenommen, während desſelben fährt der Wagen vor, der mich denſelben Weg zurückbefördern ſoll, den ich vorgeſtern gekommen; wir erheben uns.

„Bringen Sie uns die Politik wieder in Ordnung,“ ſagt Abſchied nehmend, halb ernſthaft, halb ſcherzend „das Weib“.

„Wir werden ja ſehen, was ſich thun läßt,“ gebe ich in gleicher Weiſe, ihr die Hand küſſend, zurück.

Händeſchütteln mit den Weidgenoſſen — ich beſteige den Wagen.

„Auf Wiederſehen!“ ruft mein Vetter mir nach, indem die Pferde anziehen.

„Auf Wiederſehen!“ winke ich zurück. Dann wende ich mich und beſchließe in meinem Innern, meinen Vetter, wenn überhaupt, nur noch zur Schonzeit zu beſuchen.

Mein Onkel aus Pommern

An einem Abende des vergangenen Sommers fand ich, als ich nach Hause kam, nachstehenden Brief auf meinem Tisch:

„Da mir, der ich Karlsbader getrunken habe und in der Nachkur begriffen bin, der Arzt Zerstreuung verordnet hat, bin ich entschlossen, vierzehn Tage in Berlin dem Vergnügen zu widmen, und werde am 20. d. Mts. mittags auf dem Stettiner Bahnhof eintreffen.

Dein Onkel."

Ich hatte meinen Onkel nur wenig, in letzter Zeit gar nicht gesehen; denn er saß in Hinterpommern als Junggeselle auf seinem Gute und kam wenig von da fort, weil er, wie er sagte, das Wasser nirgends anders vertragen konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein wenig reizbar und Hypochonder sei — indessen — Karlsbader. — Vierzehn Tage sind etwas viel — indessen — das große Berlin — also — am 20. d. Mts. pünktlich um dreiviertel Zwölf auf dem Stettiner Bahnhofe.

Ich war vor dem Zuge an Ort und Stelle. Es war heiß, sehr heiß; für Leute mit reizbaren Unterleibsnerven kein empfehlenswertes Reisewetter — aber — wir werden

ſchon liebenswürdig ſein. Drei Minuten nach Zwölf lief der Zug ein; ich ging ihm entgegen und muſterte die Fenſter.

An einem Coupéfenſter zweiter Klaſſe ſtand ein ältlicher Herr mit grauem Schnurr- und Backenbart. Er war klein, unterſetzt und breitſchultrig und füllte die ganze Fenſteröffnung; auf dem Kopfe trug er eine Reiſemütze, deren Schirm wagerecht über den Augen ſtand — es war mein Onkel. — Während ich auf ihn zuging, prüfte ich ſein Geſicht; er ſah unwillig aus und muſterte mit verächtlichen Blicken die Menſchen, die ſich auf dem Perron drängten.

Mit geſchwungenem Hute eilte ich auf ihn zu — „Willkommen in Berlin“ — er war aber zu ſehr mit dem Öffnen der Coupéthür beſchäftigt, um meinen Gruß erwidern zu können. Als ihm ſein Vorhaben nicht ſogleich gelang, ſchien er ſehr ungehalten zu werden. — „Die verfluchte Thür geht ja nicht auf,“ rief er dem Schaffner zu, der eilfertig hinzuſprang — er ſchien den Schaffner mit weiteren tadelnden Bemerkungen bedenken zu wollen, doch dieſer war ſchon unterwegs.

Mein Onkel trat auf mich zu: „Habt Ihr denn hier zu Lande keine Ahnung von Ventilation?“ ſagte er mit vorwurfsvollem Tone zu mir. „Es iſt ja ein Schande, was in dieſen Coupés für eine Hitze iſt.“ Er ſchien zu glauben, daß ich zum Eiſenbahndepartement gehörte; eben wollte ich ihm ſeinen Irrtum mitteilen, als meine Aufmerkſamkeit abgelenkt wurde.

Hinter meinem Onkel tauchte eine ältliche, ſehr erhitzt ausſehende Dame aus dem Innern des Coupés auf und ſtrebte mit Schachteln und Reiſetaſchen dem Ausgange zu. Sie wurde von einer jungen Dame und einem Herrn, viel-

leicht dem Gatten der letzteren, erwartet und empfangen. Erschöpft warf sie sich in die Arme der jungen Dame. „Wie war die Reise, Tantchen?“ hörte ich diese fragen. „Schlecht, entsetzlich schlecht,“ war die klagende Antwort, „ich bin mit einem Herrn gefahren, welcher fast die ganze Zeit am Fenster gestanden hat; ich habe fast gar keine Luft bekommen.“ Vorwurfsvoll blickte sie auf meinen Onkel — offenbar war er jener „Herr“ gewesen; ich berechnete im stillen, daß er das Coupéfenster allerdings hermetisch verschlossen haben mußte.

Tadelnde Blicke richteten sich auf meinen Onkel, mißbilligende Laute wurden vernehmbar — ich befürchtete einen Auftritt — ich hatte mich geirrt. Ein ingrimmig befriedigtes Lächeln umspielte seinen Schnurrbart, den er nach Husarenart in zwei stechende Spitzen gedreht trug; das Leiden der ältlichen Mitmenschen schien ihm alles andere als Mitleiden zu erwecken; ich stellte Betrachtungen über die moralische Wirkung des Karlsbaders an.

Der kurze Augenblick innerer Glückseligkeit ward für meinen armen Onkel jedoch schnell und rauh durch den Stoß eines Koffers unterbrochen, mit welchem ein eilfertiger Handlungsreisender seine Hüfte streifte. Er stieß einen grunzenden Laut des Unwillens aus und durchbohrte den Rücken des Davoneilenden mit tödlichen Blicken. Von den Worten, die er hinter dem Handlungsreisenden hersandte, verstand ich nur einzelne abgerissene Laute, wie: „lümmelhafte Schlingelei — Berliner Industriebengel“ und andere; er schien durch den Karlsbader noch nicht an Reizbarkeit verloren zu haben.

„Droschke mit Gepäck gefällig?“ rief jetzt der Schutzmann, der Marken verteilt, meinen Onkel an. Mit der Miene eines beleidigten Großveziers wandte sich dieser an

mich: „Was will dieſer Mann, und warum ſchreit er mich ſo an?“ Ich ſetzte ihm die Zwecke des Schutzmanns auseinander. „Geben Sie mir,“ ſagte mein Onkel würdevoll, „eine Gepäckdroſchke, aber eine offene.“ „Gepäckdroſchken ſind nicht offen,“ ſagte der Schutzmann, ſeine Marken weiter verteilend. Mein Oheim, mit dem Ausdruck eines Mannes, der ſich nicht ärgern will, ſagte noch einmal, aber mit lauterer Stimme: „Ich wünſche von Ihnen eine Gepäckdroſchke, aber eine offene.“ „Bedauere,“ verſetzte der Schutzmann, „ſie ſind nicht offen.“ „Verlangen Sie etwa, daß ich bei dieſer Hitze in einer geſchloſſenen Droſchke fahren ſoll?“ rief jetzt mein Onkel mit einer Stimme, die durch den ganzen Bahnhof donnerte. Der Schutzmann zuckte ſchweigend die Achſeln. Eine ſolche Nichtachtung ſeiner berechtigten Wünſche war für meinen armen Onkel zu viel. Er rollte in ſtummem Proteſt die Augen gen Himmel, ſeine Barthaare zitterten — ich bemerkte, daß ſeine Augen ganz rot waren, und konnte mich der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß er eine gewiſſe Ähnlichkeit mit einem Stachelſchwein hatte.

Durch unſere Zögerung waren wir unterdeſſen die letzten auf dem Perron geworden, und es blieb nur noch eine Droſchke zweiter Klaſſe für uns übrig. Mit dem Lächeln eines Märtyrers ſteckte mein Onkel die Fahrmarke ein und wandte ſich zum Ausgange des Bahnhofs. „Berlin iſt ein Dorf,“ ſagte er mir ſo laut, daß es der Schutzmann hören mußte, den er dadurch wahrſcheinlich tödlich zu kränken hoffte.

Durch dieſen Racheakt ein wenig für die erlittene Mißhandlung getröſtet, ſuchte er mit mir die Droſche, worauf ich mich daran machte, ſein Gepäck zu beſorgen. Als ich ihn verließ, ſah ich, daß er das Taſchentuch gezogen

hatte und die Polſter des Droſchkenſitzes emſig abzuklopfen begann.

Der Koffer meines Onkels war ein ſchwarzes Ungetüm, welches etwa einen Kubikmeter faſſen mußte und deſſen Bewältigung zwei Gepäckträger in Anſpruch nahm. — Als ich mit demſelben zur Droſchke zurückkam, ſtand mein Onkel noch immer darin und klopfte auf den Polſtern herum.

„Alles ganz ſchmutzig," rief er mir von oben zu, „ganz ſtaubig und ſchmutzig." Ich wagte zu bemerken, daß es in den Straßen ſehr ſtaubig ſei. — „Warum ſprengt Ihr nicht," entgegnete er — mir ſchien, daß er jetzt annahm, ich gehöre zur ſtädtiſchen Verwaltung. „Habt Ihr kein Waſſer in Eurer Stadt? Dieſer Stadt fehlen die natürlichen Hilfsmittel." Ich wagte, eine Gegenbemerkung zu machen, er ſchnitt ſie jedoch mit der kategoriſchen Bemerkung ab, daß Berlin eine Spelunke ſei. — Ich überlegte im ſtillen die Eigentümlichkeit ſeines Entſchluſſes, ſich eine Spelunke zum Zwecke vierzehntägiger Vergnügung auszuſuchen.

Wir fuhren die Invalidenſtraße entlang, dem Oranienburger Thor zu. Die an ſich nicht gerade beträchtliche Schnelligkeit unſerer Roſinante wurde durch das Koffergebirge, welches ſich auf dem Bocke neben dem Kutſcher erhob, noch beeinträchtigt; die Sonne brannte heiß auf unſere Köpfe herab: ich ſah meinen Onkel von der Seite an und hatte ein Gefühl, als wenn er in ſeinem Ärger ſchmorte. Sein Geſicht verriet nichts Gutes; mit einem Ausdrucke, als ob hinter jedem Fenſter ein Todfeind lauerte, muſterte er die Häuſer rechts und links.

Mir war zu Mute, als ſäße ich neben einem Gefäß voll Dynamit, der, wenn man ihn in die Sonne ſetzt,

explodiert. Schüchtern verſuchte ich ein Geſpräch zu eröffnen: „Deine Karlsbader Kur bekommt Dir gut? Du befindeſt Dich hoffentlich wohl?“

„Ganz ſchlecht befinde ich mich,“ erwiderte er, und ſein Ton enthielt eine ernſte Mißbilligung, daß man annehmen könnte, es ginge ihm nicht ſchlecht. Ich ſchwieg.

Wir rollten nun, indem wir von Pflaſterſtein zu Pflaſterſtein etwa eine halbe Minute brauchten, die Friedrichſtraße hinunter. Aus dem Thor der dort belegenen Kaſerne marſchierte im Augenblick, als wir dasſelbe erreichten, eine Kompanie, welche uns quer die Straße verſperrte. „Vorwärts,“ brüllte mein Onkel dem Kutſcher zu, „vorwärts doch.“ Wir mußten halten, es war zu ſpät. Meinem Onkel blieb nichts übrig, als die Haltung der marſchierenden Soldaten mit kritiſchem Blick zu muſtern.

„Sie marſchieren ſchlecht, ſie marſchieren bummelig,“ ſagte er, und da er die Gepflogenheit hatte, alle ſeine Äußerungen mit erhobenſter Stimme vorzubringen, mußten ſeine kritiſchen Bemerkungen der Truppe vernehmbar werden. Alles wandte die Köpfe nach uns, einige lachten, andere riefen unſchmeichelhafte Bezeichnungen herüber. „Keine Disziplin in der Bande,“ ſagte mein Onkel, indem er mit dem Stocke auf den Droſchkenboden ſtampfte.

Die Straße war frei, wir kamen endlich wieder vom Fleck. In tiefem, feierlichem Schweigen ſaßen wir nebeneinander, ſo daß unſere Fahrt den Eindruck machen mußte, als führen wir als Leidtragende in einem Leichenzuge. Von Zeit zu Zeit unterbrach mein Onkel die „heilige“ Stille durch abgeriſſene Ausrufe, und es hieße lügen, wenn man ſagen wollte, daß dieſelben beſonderes Wohlwollen für Berlin

bekundeten. „Ekelhaft groß wird dieſes Berlin, ekelhaft,“ rief er; „wie die Pilze wachſen die Häuſer — lauter ſcheußliche Baracken — ſo etwas ſollte man in Paris zu bauen wagen!“ — Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er jemals in Paris geweſen, begrub indeſſen meine Zweifel unter reſpektvollem Schweigen.

Endlich langten wir bei dem am Gendarmenmarkt belegenen Gaſthofe an, den mein Onkel zu ſeiner vierzehntägigen Löwenhöhle auserſehen hatte.

Kellner und Hausknecht ſtürzten hervor und begannen, das Koffergebirge abzuladen, mein Onkel ſah von der Droſchke herab mit dem Blicke eines Imperators zu. Er trat darauf in ein kurzes, energiſches Scharmützel mit dem Droſchkenkutſcher ein, dem er kategoriſch abſprach, für die Fahrmarke fünfundzwanzig Pfennig extra zu beanſpruchen. Endlich war das Gefecht beendet, und wir waren glücklich im Hafen angelangt.

Aber auch im Hafen giebt es Klippen, an denen die gute Laune des Menſchen Schiffbruch leiden kann, und eine ſolche ſtand vor uns in Geſtalt des Kellners mit ſchwarzem Frack und weißer Serviette. Eine der Eigenheiten meines Onkels war, daß er Kellner überhaupt nicht leiden konnte, doppelt dann nicht, wenn ſie ſchwarzen Frack und weiße Serviette trugen, und da dies faſt immer der Fall, konnte er ſie faſt nie ausſtehen.

„Geben Sie mir,“ ſagte er in einem Tone, der von der Höhe einer ägyptiſchen Pyramide herabzukommen ſchien, „ein Zimmer im erſten Stock, nach vorn heraus.“ „Bedaure!“ und der ſchwarze Frack machte ſeinen höflichſten Diener, „der ganze erſte Stock iſt von einer amerikaniſchen

Familie beſetzt.“ — „Ach ſo“ — und ein unheilverkündendes Lächeln umzuckte den Huſarenbart — „Amerikaner — ich verſtehe. Rufen Sie mir den Wirt, Herrn —“ und er nannte den Namen des Wirtes, der vor zwanzig Jahren den Gaſthof gehabt hatte. — „Wen?“ fragte der Schwarzbefrackte. „Wenn Sie Ihren eigenen Wirt nicht kennen, ſo iſt das ſchlimm,“ erwiderte mein Onkel, „wenn Sie mich dabei anſehen, wie ein wildes Tier, ſo iſt das unnötig.“ Der Kellner lächelte und verſuchte den zornigen alten Herrn von der ſpaßhaften Seite zu nehmen.

Ich ſah die fürchterliche Wirkung dieſer verfehlten Taktik voraus. „Vielleicht,“ miſchte ich mich ein, „ziehen die Amerikaner bald aus.“ „Noch heute abend,“ erwiderte der Kellner, „und wenn es dem gnädigen Herrn dann beliebt, ſteht ihm der erſte Stock zu Dienſten.“ Der „gnädige Herr“ wirkte lindernd auf die entrüſteten Nerven meines Onkels. „Bringen Sie meinen Koffer ſogleich in den erſten Stock,“ gebot er, „und geben Sie uns etwas zu eſſen.“

Im Speiſeſaal, den wir nun betraten, ſaßen einige Gäſte, in die Zeitungen vertieft. Mein Oheim nahm die Speiſekarte, las ſie aufmerkſam von oben bis unten durch, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß es keinen Stangenſpargel gab, forderte er zweimal Stangenſpargel mit Schnitzel.

Der Kellner ſah ihn verblüfft an. „Stangenſpargel? Den haben wir nicht.“ Mein Onkel ließ ein höhniſches Meckern hören. „Den haben Sie nicht, — was haben Sie denn?“ — „Vielleicht ein Engliſches Beefſteak?“ Hierauf ſchien aber der verſchmitzte alte Mann bloß gewartet zu haben. „Ein Engliſches Beefſteak? Sie wollen mir in Berlin ein Engliſches Beefſteak vorſetzen? Haben Sie denn eine Ahnung,

was ein Engliſches Beefſteak iſt? Haben Sie denn dazu Fleiſch; was wiſſen Sie denn von Fleiſch?“ —

Die Gäſte blickten von ihren Zeitungen auf — der Kellner ſah ihn mit einem Geſichte an, als wenn er dem Prediger aus der Wüſte gegenüberſtände. Mein Onkel, der die Wirkung ſeiner Worte mit innerer Genugthuung konſtatierte, fuhr fort: „Spaßeshalber mag es darum ſein; bringen Sie zweimal Engliſch Beefſteak — aber daß es richtig gebraten wird!“ rief er dem verſchwindenden Kellner nach, und dieſes Wort „richtig“ enthielt Fallſtricke und Fußangeln.

Mein Onkel, dem ich von dieſem Augenblicke an im Innern meines Herzens den Beinamen des „Schrecklichen“ zulegte, ging ſeinen Kellnervernichtungsgang weiter. „Die Weinkarte,“ herrſchte er einen derſelben an. Lang und eingehend war die Prüfung, welcher er die Weinkarte unterzog. Endlich hatte er die Schwäche des Gegners herausgefunden. Alle Weinſorten waren vertreten, nur zwei fehlten: Pontac und Scharlachberger. Mit ſcheinbar gleichgültiger Miene legte er die Karte aus der Hand. „Geben Sie mir eine Flaſche Pontac,“ ſagte er.

Der Kellner errötete: „Den gerade bedaure ich —“ „Ach ſo, den haben Sie wieder nicht — na — eine Flaſche Scharlachberger wird man doch bekommen können?“ „Scharlachberger?“ und der Kellner erglühte unter dem Großinquiſitorblicke, mit dem ihn mein Onkel unter buſchigen Brauen hervor muſterte. „Aber mein Gott,“ rief mein Onkel, „Sie werden doch Scharlachberger haben? Den bekommt man ja doch überall?“ und er griff noch einmal zur Weinkarte und that, als läſe er noch einmal, weil er ſeinen Augen nicht trauen könnte — ich mußte im Innern ſeine grauſame

Verſtellungskunſt bewundern. Scheinbar überraſcht legte er die Karte nieder.

„Sie haben wirklich nicht einmal Scharlachberger," ſagte er zu mir gewandt. „Das hätte ich doch nicht geglaubt."

Sein Sieg war vollkommen, der Kellner befand ſich in offenbarer Verlegenheit, Hinterpommern hatte Berlin geſchlagen.

„Alſo eine Flaſche St. Julien," ſagte er mit dem Tone der Reſignation.

Der Weinkellner verſchwand, der Speiſekellner erſchien wieder und legte zwei Couverts vor uns auf. „Das Beefſteak kommt gleich," ſagte er mit verbindlichem Lächeln, denn der Unglückliche hatte wieder ſeine unſelige Taktik aufgenommen, meinen Onkel durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Verfehltes Unternehmen. Je zierlicher die Bewegungen wurden, mit denen er uns umtänzelte, um ſo drohender reckten ſich die borſtigen Bartſpitzen — die weiße Serviette unter ſeinem Arme wirkte auf meinen Onkel, wie das rote Tuch auf den Stier; das ewige gleichmäßige Lächeln auf ſeinem Antlitz erſchien dem ſtrengen Manne aus Pommern wie eitel Unverſchämtheit und Hohn. „Impertinente Phyſiognomie — naſeweiſer Schlingel" — ſolches und ähnliches waren die Bemerkungen, die mein Oheim mir in ſeinem bekannten Flüſtertone zum beſten gab.

„Eine odiöſe Menſchenart, dieſe Kellner," wandte er ſich dann, ſobald uns der Speiſekellner verlaſſen, zu mir. „Menſchen, die zu allen Nichtswürdigkeiten fähig ſind." Da ſeine Bemerkungen, wie gewöhnlich, fortiſſimo gehalten waren, richteten ſich zürnende Kellneraugen mit giftigen Blicken auf uns, und ich berechnete im ſtillen, daß ich mich nach Ab-

lauf der vierzehn Tage in keinem Lokal mehr würde ſehen laſſen können.

Endlich erſchien das Beefſteak. Eilig wollte ich mich darüber hermachen, als mein Onkel, der mit einem Geſichte, als ob man eine gebackene Stiefelſohle auf ſeinen Teller gelegt hätte, vorſichtig in ſein Beefſteak hineingepickt hatte, mir mit Entſetzen in den Arm fiel. „Du wirſt doch das nicht eſſen!“ rief er. „Es iſt ja total verbrannt.“ Schwer war der Kampf, den ich zwiſchen Hunger und Reſpekt kämpfte, aber der unbarmherzige Onkel erleichterte mir denſelben, indem er ſeinen und meinen Teller in beide Hände nahm und dem Kellner mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie dieſe Beefſteaks wieder zurück, die können wir nicht eſſen.“ Er betonte das „nicht“, und verlieh ſeinen Worten dadurch Feierlichkeit und Überlegenheit.

Nach endloſem Warten erſchien endlich die zweite Beefſteakauflage, jetzt natürlich beinah roh. Mit Qual würgte ich, der ich rohes Fleiſch nicht eſſen kann, mein Beefſteak hinunter, und ich war überzeugt, daß es auch ihm abſcheulich ſchmeckte. Trotzdem behauptete er, daß es jetzt erſt annähernd einem Londoner Beefſteak gleichkäme. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er in London ſo wenig als je in Paris geweſen war.

Wir hatten unterdeſſen unſeren Plan für den Nachmittag entworfen; als erſte Nummer ſtand der Zoologiſche Garten auf dem Programm. Wir machten uns auf den Weg.

Gleich in der Mohrenſtraße erregte das „blödſinnige Asphaltpflaſter“, wie er ſich auszudrücken beliebte, die lebhafteſte Mißbilligung meines Oheims. Er blieb alle fünf Schritte ſtehen, um, wie er ſagte, die Pferde zu zählen, die ſich

auf demſelben Hals und Beine brechen würden. Zugleich prophezeite er ſämtlichen Pferden Berlins ein baldiges klägliches Ende. Da ſich zufällig kein Pferd bereit fand, ihm vor den Augen zu ſterben, gelangten wir endlich nach Ablauf etwa einer halben Stunde an das Brandenburger Thor.

Mein Herz ſchlug höher, denn ich hoffte, ihm mit einer Einrichtung, die er noch nicht kannte, der Pferdeeiſenbahn, zu imponieren. „Da ſoll ich mich hineinſetzen?“ ſagte er mit einem halb mitleidigen Lächeln, „na meinetwegen!“

Mit dieſen Worten trat er auf den hinteren Perron eines Pferdebahnwagens und gleichzeitig auf die Füße eines ſchmächtigen jungen Mannes, der ſein geringes Volumen trotz aller Anſtrengung nicht ſoweit einzuziehen vermocht hatte, daß er nicht doch mit dem umfangreichen Mann aus Hinterpommern in Kolliſion geraten wäre. Der Getretene krümmte ſich, mit kaltem Lächeln ſchritt mein Onkel an ihm vorüber in den Wagen hinein. Sobald er hier Platz genommen, zog er eine ungeheure ſteiflederne Cigarrentaſche und aus dieſer eine Cigarre hervor, welche die Geſtalt eines gezogenen Kanonenrohres hatte. Ich ſah das Schreckliche ſich vorbereiten, bevor ich aber noch Zeit gehabt, ihm zuzuflüſtern, daß das Rauchen hier nicht geſtattet ſei, hatte er ſich bereits in eine Wolke von Dampf gehüllt und begann wie ein Kachelofen zu qualmen.

Unwilliges Ziſchen, Flüſtern und Murren wurde laut, und der Schaffner, der eben, da der Wagen ſich in Bewegung ſetzte, hereintrat, glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu ſollen. „Mein Herr,“ ſagte der Schaffner, „Sie dürfen hier nicht rauchen.“ Mein Onkel ſah an ihm vorbei. „Werden Sie mir das verbieten?“ antwortete er. „Allerdings, es iſt

nicht erlaubt, im Innern zu rauchen.“ „So etwas ſagt man den Menſchen, bevor ſie einſteigen,“ verſetzte der ſtarre Mann aus Hinterpommern. „Es ſteht im Wagen angeſchrieben,“ und der Schaffner zeigte auf das Rauchverbot. „So werde ich meine Cigarre draußen zu Ende rauchen“ — und mein Onkel erhob ſich. „Draußen iſt alles beſetzt; ich muß Sie bitten, Ihre Cigarre ausgehen zu laſſen.“

Jetzt war es mit der Engelsgeduld meines armen Onkels zu Ende. Wie ein Teufel in der Schnupftabakdoſe ſchnellte er von ſeinem Sitze auf. „Ich werde ausſteigen!“ rief er mit einem Tone, als wüßte er, daß ein ſolcher Entſchluß den Schaffner zur Verzweiflung treiben würde — „ich werde ausſteigen, laſſen Sie anhalten.“ „Hier iſt keine Halteſtelle,“ verſetzte der Schaffner — der Wagen rollte weiter.

Mein Onkel ging wieder zum Stachelſchwein über. „Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß Sie meine perſönliche Freiheit beſchränken,“ ſagte er zu dem Schaffner, „ich werde mich über Sie beſchweren, wo wohnt der Direktor der Pferdeeiſenbahngeſellſchaft?“ Allgemeines erſtauntes Schweigen, nebſt mühſam unterdrücktem Kichern. „Ich werde zum Herrn Polizeipräſidenten von Madai gehen, ich kenne ihn perſönlich, ich werde mich beſchweren!“ Ich überlegte im Innern, daß ich nie etwas von ſeiner Bekanntſchaft mit dem Polizeipräſidenten gehört hatte.

Die Halteſtelle war erreicht, der ſchmächtige Jüngling zog diesmal die Füße beinah bis unter das Kinn, und an ihm vorüber ſprang mein Onkel mit einem vom Zorn geſtählten Satze hinunter; ich Unglücklicher, gebeugten Hauptes, hinter ihm drein. — Der Wagen entfernte ſich, beinah berſtend vom Gelächter ſeiner Inſaſſen, während wir einſam im Tiergarten ſtehen blieben.

Der Zoologiſche Garten war vom Programm abgeſetzt, zum Polizeipräſidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beſchloſſen, das Aquarium aufzuſuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Vertierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorherſagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfiſche eine Neuigkeit, und wir kamen gerade zur Fütterungsſtunde. Der Behälter war von Schauluſtigen dicht umlagert, wir ſtanden ganz hinten und ſahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrſchte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauſchten?“

Die Köpfe wandten ſich erſtaunt nach dem Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand ſchien jedoch auf ſeinen praktiſchen Vorſchlag eingehen zu wollen. —

Abermalige Stille, ein jeder ſuchte etwas von den Tintenfiſchen zu erhaſchen; plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Ärger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne ſtehen jetzt eine Viertelſtunde am Glaſe; es iſt doch eine bodenloſe Rückſichtsloſigkeit.“

Alle Köpfe wandten ſich um, mein Onkel begann die Aufmerkſamkeit in höherem Maße zu erwecken, als die Tintenfiſche — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel ſpuckte vor Ärger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächſten Behälter, bei dem wir ſtehen blieben, trug die Aufſchrift „Der Dornhai“. Ein Blick auf das

Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Insassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter und mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm jemand widersprechen würde, sagte er: „Das ist der Dornhai!“

Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung, und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung verlange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale.“

Mein Onkel drehte sich zu mir, als hätte ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher, und mit einer Stimme, die vor Ärger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie.“

Der andere sah meinen Onkel mit wohlwollendem Lächeln durch seine Brillengläser an — er kannte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Oheim nicht, der Unglückliche — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt.“

„Es wäre im höchsten Maße unrecht,“ donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter, in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion des Aquariums

von Betrügern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind.“

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt seine Liebenswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt Du sehen, lieber Onkel,“ rief ich, „komm' rasch, das mußt Du sehen.“

Er ging in die Falle und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünkelhafter Brillenaffe, Berliner Weisheitspächter, arroganter Schulmeister“ verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolviert, und wir schlenderten die Linden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufensters von Hillers Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwenkten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probieren, ob man in Berlin Hummersalat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereitete Speise wirkte so besänftigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bösartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parkettplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Übelständen gesellte sich ein neuer unvermuteter Feind: der Hummersalat begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige verhängnisvolle Rolle zu spielen.

Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Ouvertüre, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!“ — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Hummersalat — ich bin vergiftet.“

Mir wurde unbehaglich, der Vorhang hob sich, und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kann bei solchem Blödsinn lachen,“ sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt.“ „Pst, pst,“ ging es rings um uns her.

Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Szene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parketts in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu flüstern schien, die Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen.“

Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zu Mute, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde.

Mein Oheim saß mit der Ruhe eines ägyptischen Kolosses — das Stück ging weiter.

Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach

links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unſerer Sitzreihe ſtand ein junger Mann, der offenbar zu ſpät gekommen war, und nicht mehr hinein gekonnt hatte. Er trug einen ſchwarzen Frack und weiße Kravatte, rechnete daher nach der Taxe meines Onkels zur dienenden Menſchenhälfte, vielleicht zu den Logenſchließern.

„Pſt, Sie da!“ flüſterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwiſchenſitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!“ flüſterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife glich — der junge Mann drehte ſich nach ihm herum. — „Beſorgen Sie mir eine Droſchke, aber ſchnell!“ raſaunte mein Oheim.

Der junge Mann faltete die Stirn, drehte ſich wieder um, und that, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von ſich, wie eine ziſchende Theemaſchine. — „Solch ein Kerl!“ murmelte er, „wozu ſolch ein Kerl nur da iſt?“ Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob ſich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Übelthäters. — „Bleiben Sie ſitzen!“ ſchallte hinter uns eine vor Entrüſtung vibrierende Stimme — mein Onkel ſank zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pſt“ — ſo regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel ſaß wie der Moſes von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufſprung bereit, und fixierte den Unglücklichen im Frack mit ſchrecklichen Blicken.

Endlich ſank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hühneraugen ſtampfte mein Oheim durch die Sitzreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Mann im ominöſen Kleide los.

Nichts Böſes ahnend, ſtand dieſer und klatſchte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpommern ihn von der Flanke wie ein Widderſchiff annahm.

„Ach was, bravo,“ donnerte er, „was haben Sie hier Bravo zu ſchreien? Warum thun Sie nicht, was man Ihnen ſagt?“ Der kunſtliebende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel ſah. „Wozu ſind Sie Logenſchließer?“ fuhr er fort, indem er ſich mitten in den Gang ſtellte, ſo daß niemand vor- und zurückkonnte, „um Droſchken zu holen, wenn Gäſte es Ihnen beſtellen, oder um hier zu ſtehen und Claque zu machen?“

Der ſo plötzlich zum Logenſchließer avancierte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu ſich kommen. „Ich, ein Logenſchließer?“ ſtammelte er.

„Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier und außerdem verſperren Sie den Weg!“ ertönte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremſe geſtochen, drehte letzterer ſich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?“ ſchnauzte er.

„Ich bin der Theaterdirektor,“ erwiderte der Herr, „und erſuche Sie, den Gang frei zu machen.“

„Sauberes Theater, das muß ich ſagen,“ brauſte mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuſchlagen begann, „ſauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Logenſchließer als Claqueurs dienen!“

Der Direktor wurde ganz rot vor Zorn: „Beſorgen Sie dem Herrn ſeine Garderobe,“ wandte er ſich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlaſſen Sie, bitte, ſofort mein Theater,“ ſagte er zu meinem Onkel.

Die Energie des Direktors ſchien meinem Oheim zu imponieren, er brummte nur mäßig laut von „ſchuftiger Übervorteilung, ſkandalöſer Behandlung anſtändiger Menſchen“ vor ſich hin und beſtrafte den Garderobier für die Thatkraft ſeines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte.

Wir wurden alſo regelrecht hinausgeworfen, wie ein begoſſener Pudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang und ging geſenkten Hauptes hinter dem Schrecklichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menſchen, als das Theater faſſen konnte, ſtanden in doppelter Reihe bis an das äußerſte Thor, und ließen uns zwiſchen ihren höhniſchen Blicken und Worten Spießruten laufen.

Draußen brüllte mein Onkel mit einer Stimme, welche Fenſterſcheiben klirren machte, nach einer Droſchke, und einen Augenblick ſpäter raſſelten wir dem Gaſthofe zu.

Dort nun angelangt, ſtürzte ſich mein Onkel auf einen uns begegnenden Kellner, riß ihm, ohne ein Wort der Erklärung, das Licht aus der Hand und verſchwand mit dem vieldeutigen Rufe: „Wo geht es lang?“ — Nach geraumer Zeit kam er mit der Miene eines Menſchen, der ein gutes Werk vollbracht hat, zu uns zurück.

Die Amerikaner waren abgereiſt, der erſte Stock war frei, mein Onkel befahl, ſeinen Koffer in ſein Zimmer zu bringen — es entſtand ein Suchen, ein Fragen — das Koffergebirge war verſchwunden.

Der Hausknecht wurde gerufen — er erſchien, und ſeine weiße Schürze ſchien vor Angſt noch weißer zu erblaſſen, als er den Blick ſah, den mein Onkel vom Treppenabſatze auf ihn richtete. — „Ein großer ſchwarzer Koffer?“ fragte der Unglückliche. — „Allerdings, ein großer ſchwarzer Koffer,“

verſetzte mein Onkel. Plötzlich kam dem Hausknechte die Erinnerung: „Den haben ja die Amerikaner mitgenommen, weil er hier im erſten Stock ſtand.“

Wenn ich das, was nun folgte, einen Wutausbruch nennen wollte, ſo hieße das, aus einem Elefanten eine Mücke machen. „Die Yankees haben meinen Koffer geſtohlen, dieſe Yankees, dieſe verdammten Yankees!“ Tobend und brüllend lief er auf und nieder. „Mein Koffer geht nach Amerika! Sie zahlen mir Schadenerſatz!“ rief er dem Kellner zu — „und Sie auch!“ donnerte er den Hausknecht an. Ich erkundigte mich, nach welcher Richtung die Amerikaner abgereiſt ſeien, und erfuhr, daß ſie vor kurzem nach dem Stettiner Bahnhof gefahren waren. — Der Zug, den ſie benutzen wollten, ging in einer halben Stunde. Ein Gedanke durchſchoß meinen Kopf. „Onkel,“ rief ich, „wir fahren ihnen nach, wir holen ſie ein!“

Geſagt, gethan; kaum zwei Minuten ſpäter raſſelten wir nach dem Stettiner Bahnhof hinaus. Im Augenblicke, da wir in die große Halle eintraten, ſahen wir eine Familie, welche ratlos einen ungeheuren ſchwarzen Koffer umſtand, mit dem ſie offenbar nicht wußte, was anfangen. Mit dem Schrei eines Vaters, der ſein Kind wiederfindet, warf ſich mein Onkel in ihre Mitte. „Mein Koffer, wie kommen Sie darauf, meinen Koffer mitzunehmen?“

„Iſt es Ihr Koffer?“ fragte das fremde Familienoberhaupt; „man hat ihn uns aufgeladen, wir haben erſt hier bemerkt, daß er nicht unſer war, er ſieht wie ein transatlantic aus. Well, ich bitte um Entſchuldigung — wir haben Ihnen Ihren Koffer auf den Bahnhof beſorgt.“

Bei dieſen Worten ging ein plötzlicher Entſchluß in der

Seele meines Onkels auf; ſein ſtrenges Geſicht wurde milde, wie das eines verklärten Geiſtes. „Auguſt," ſagte er, es war das erſte Mal, daß er mich heute beim Vornamen nannte, „ich werde nach Pommern zurückfahren." Mit dieſen Worten näherte er ſich dem Billetſchalter. „Aber, lieber Onkel," wandte ich in höflicher Weiſe ein. — „Das Waſſer in Berlin bekommt mir nicht," ſagte er, und mit raſchem Entſchluſſe hatte er das Billet gelöſt. „Lieber Gepäckträger, beſorgen Sie, bitte, meinen Koffer, und bringen Sie mir den Gepäckſchein in das Wartezimmer zweiter Klaſſe." Ich wollte meinen Ohren nicht trauen — die Luft ſeines Heimatlandes ſchien eine völlige Änderung ſeines ganzen Weſens herbeizuführen, und Pommern fing für ihn, wie es ſchien, bereits auf dem Stettiner Bahnhofe an. Ich ging mit ſtummem Staunen neben ihm her, mir war, als umſchwebte eine Glorie ſein Haupt. „Du biſt doch wohl?" wagte ich endlich eine ſchüchterne Frage. „Das will ich Dir gleich zeigen," ſagte er, und beſtellte zwei große Gläſer Grog. Es läutete zum Einſteigen — er gab mir Geld zur Berichtigung der Hotelrechnung und kletterte in das Coupé. Er beugte ſich heraus — der Mützenſchirm ſtand wagerecht über ſeinen Augen. „Aber, was wird der Arzt ſagen?" fragte ich hinauf. „Freuen wird er ſich," gab er liſtig lächelnd zurück, „denn einerſeits habe ich drei Pfund abgenommen, andererſeits hat er wieder ſeinen dritten Mann zum Skat."

Der Zug pfiff und trug meinen Onkel nach Pommern heim — langſam kehrte ich in die Stadt zurück.

Schlaflose Nacht

Draußen ſchlägt eine Turmuhr; ich zähle.

Sonderbar, daß Turmuhren in verſchiedenen Städten verſchiedenen Klang haben, bei mir zu Hauſe klingen ſie ganz anders.

Ich bin nämlich in einer fremden Stadt, zum Beſuche bei meinem Freunde Julius.

Die Uhr hat einen heulenden Ton; er mißfällt mir.

Ich zähle noch immer; ich zähle bis zwölf.

Ich paſſe auf, ob ſie nicht bis dreizehn ſchlagen wird. —

Verrückter Gedanke!

Um elf habe ich mich zu Bette gelegt; ich bemerke, daß ich bis jetzt im Halbſchlummer gelegen habe, in welchem man bekanntlich immer verrückte Gedanken hat.

Sollte ich etwa nicht ſchlafen können?

Oho — ich will; der Menſch kann alles, was er will; ich habe meinem Freunde Julius heute abend erſt im Börſenkeller einen längeren Vortrag darüber gehalten.

Es iſt ja auch ganz natürlich, ich habe auf der rechten Seite gelegen, wie ſoll man da einſchlafen — ich lege mich auf die linke.

Die Bettſtelle knackt ſehr laut.

Mir fällt ein, daß der Arzt mir verboten hat, auf der linken Seite zu liegen — es iſt des Herzens wegen — ich lege mich auf den Rücken.

Wenn ich auf dem Rücken liege, werde ich vermutlich ſchnarchen; ich ſchlafe mit meinem Freunde Julius in einer und derſelben Stube; es wäre mir fatal, wenn es morgen unter meinen Freunden hieße: „er ſchnarcht“ — ich lege mich wieder rechts.

Die Bettſtelle knackt in allen Regiſtern; mein Freund Julius hätte mir eigentlich keine ganz neue Bettſtelle zu geben brauchen.

Ich bin unterdes ganz wach geworden.

Ich bemerke, daß ich anfange, mich zu ärgern. Nur keine Gemütsbewegung, dabei ſchläft man nicht ein. —

Ich will mich unter keinen Umſtänden ärgern, ich ſtrecke mich aus, liege ſtill und ſteif wie ein Licht.

Es iſt ja die reine Einbildung, daß es ſo ſchlimm ſein ſoll, wach im Bett zu liegen — man ruht ſich aus — ich denke philoſophiſch — ich lächle.

Ein Menſch, der in die ſtockfinſtere Nacht hineinlächelt — abgeſchmackter Gedanke — ich höre wieder auf zu lächeln.

Es iſt nämlich ſtichdunkel, und ich kann ſolche Dunkelheit nicht wohl vertragen; man hat ein Gefühl, als wäre man eingemauert.

Wenn ich nur das Fenſter ſehen könnte — aber ich liege mit dem Kopfe gegen das Fenſter.

Mein Freund Julius hat wahrſcheinlich gedacht, mir einen Gefallen damit zu thun — ich bemerke, daß er meine Natur nicht verſteht — ſollte er überhaupt vielleicht ein oberflächlicher, ſeichter Menſch ſein?

Es ſollte mir leid thun, wenn ich ihn überſchätzt und mich in ihm getäuſcht hätte.

Ich will mich nicht ärgern, ich liege wieder wie ein ausgeputztes Licht. Wenn nur mein Freund Julius nicht ſchnarcht!

Was war das?

Kam da nicht ein leiſe pfeifender Ton von ſeinem Bette her?

Ich hebe den Kopf — kein Irrtum möglich — ich erhebe den Oberleib — ich horche mit der Geſpanntheit eines Wilden — ein leiſe gurgelnder Ton — Vorbote eines regelrechten Schnarchens.

Na, das wäre!

Ich gebe die Rückenlage auf, um nicht zu ſchnarchen — und er?

Ich werde ärgerlich und paſſe auf, als ſollte ich mein Todesurteil vernehmen — nein — es war nur vorübergehend — er atmet tief und ruhig — er ſchläft.

Er ſchläft — und ich, der ich bei ihm zu Gaſte bin, kann nicht ſchlafen?

Er iſt wohl nicht eigentlich ſchuld daran — indeſſen —

Draußen ſchlägt es eins.

Einen ganz abſcheulichen Ton hat dieſe Uhr — jetzt wird geſchlafen!

Ich kneife die Augen zu, ich merke ſchon, nächſtens bin ich eingeſchlafen!

Was die Menſchen hier zu Lande aber auch für Deckbetten haben! Mein Deckbett liegt wie ein Kartoffelſack auf mir.

Außerdem habe ich ein Federkopfkiſſen, in dem ich fußtief verſinke.

Ich habe ein Gefühl, als ob ich langſam auf den Kopf geſtellt würde — ſapperment — ich fahre empor und ſetze

mich aufrecht — ich glaube einen Erſtickungsanfall zu bekommen!

Konnte mein Freund Julius mir denn gar kein anderes Kopfkiſſen geben als ein ſolches? Er wird doch wohl ein Roßhaarkiſſen beſitzen? aber das benutzt er natürlich für ſich ſelbſt. Ob ich einmal aufſtehe und mich überzeuge?

Aber dann werde ich munter — ich will liegen bleiben.

Es fällt mir ein, daß ein Arzt, als ich noch ein Kind war, geſagt hat, daß, wenn ich auf Federkopfkiſſen ſchliefe, ich verrückt werden würde.

Angenehme Perſpektive!

Ich faſſe mir an die Stirn, ich bemerke, daß ich ſchwitze.

Wußte denn mein Freund Julius rein gar nichts von alledem?

Ich habe es ihm wohl nicht eigentlich geſagt; natürlich, denn ich habe erwartet, daß er mich fragen würde.

Aber er hat den Teufel gethan — und ich bin wieder einmal zu beſcheiden geweſen. Ja, ja, meine zu große Beſcheidenheit. Darum bringe ich es zu nichts in der Welt!

Man tritt mich mit Füßen — und gerade meine beſten Freunde. —

Aber ich will mich ja nicht ärgern.

Ich rekapituliere, was ich heute den Tag über vorgenommen.

Ich habe den Dom beſucht und beſehen.

Das iſt gut — mir wird ſchon ganz ruhig zu Mute; es kommt nur darauf an, daß man ſich ins Rechte denkt, wie Goethe ſagt — immer Goethe und kein Ende — aber ich bleibe beim Dom.

Großartige Verhältniſſe — das Gefühl wird erhoben und beruhigt.

Beruhigend für das Gefühl — ich ſpreche es halblaut vor mich hin; ich merke, wie das meine Nerven beſänftigt.

Es ſchlägt zwei — ich höre es mit Gelaſſenheit an. —

Ich ſteige in Gedanken auf den äußeren Rundgang des Chors; ich freue mich über meine lebendige Phantaſie, ich empfinde ganz genau das Gefühl des Schwindels, indem ich im Geiſte von oben herunterſchaue.

Plötzlich kommt mir der Gedanke, auf einen der Waſſerſpeier zu klettern. „Aber, aber," rufe ich mir ſelber zu — vergebens.

Meine Phantaſie geht mit mir durch — ich kann mich nicht halten, ich klettere — mein Freund Julius ſteht hinter mir und beſchwört mich — ich klettere dennoch.

Entſetzliche Lage!

Ich ſitze auf dem Halſe des ſteinernen Waſſerſpeiers, hundert Fuß über der Erde, meine Beine hängen in der Luft, mit den Händen halte ich mich krampfhaft feſt. —

Der Waſſerſpeier iſt alt; gewiß iſt der Stein mürbe, gewiß wird er durch meine Laſt abbrechen, ich werde mit ihm hinabſtürzen, ich mache alle Stadien der gräßlichſten Todesangſt durch — meine Stirn iſt mit kaltem Schweiß bedeckt.

Gott ſei Dank, ich bin gerettet — ich ſtehe wieder neben Julius auf feſtem Boden. Wir ſetzen unſere Wanderung fort.

Wir treten in das Innere und gehen auf die Galerie, die hoch oben herum läuft.

Von der Wölbung des Domes hängt ein Strick herab, an dem unten ein Kronleuchter befeſtigt iſt.

Der Strick ist unendlich lang.

Abermaliges schreckliches Divertissement meiner Phantasie:

Ich beschließe, von der Brüstung aus nach dem Strick zu springen und daran herabzuklettern.

Ich ersteige die Brüstung — meine Haare sträuben sich im Bette — ich springe, fasse den Strick, der Strick reißt — ein gräßlicher Krach — ich fahre mit beiden Beinen aus dem Bette.

Jetzt wird Licht angezündet!

Ich taste auf meinem Stuhl — keine Streichhölzer; ich erhebe mich, gehe zu meines Freundes Julius Stuhl — ich taste — keine Streichhölzer. Hat er denn die Streichhölzer aufgegessen?

Ich gehe in die Vorderstube — wenn mein Freund Julius mich sieht, wird er denken, ich sei mondsüchtig — ich suche überall — ich finde keine Streichhölzer.

Er hat sie versteckt!

Ich möchte gern anders von ihm denken können, aber es ist nicht möglich, er hat sie versteckt. Er hat gewußt, daß ich an Schlaflosigkeit leide, hat geahnt, daß ich aufstehen und Licht anzünden würde, und da ihm das unbequem wäre, hat er sie versteckt!

Und mir bleibt nichts übrig, als in die Dunkelheit und in das schreckliche Bett zurückzukriechen.

Eine tiefe Entrüstung bemächtigt sich meines Innern.

Es schlägt drei — er dreht sich herum und giebt glucksende Töne von sich, welche einen tiefen Schlaf verkünden.

Meine Entrüstung geht in Wut über.

Ich rekapituliere.

Wo habe ich denn meine Gedanken gehabt? Julius

hat mich ja den ganzen Tag hindurch mit der unerhörtesten Rücksichtslosigkeit behandelt.

Hat er nicht, wenn ich irgend eine Ansicht aufstellte, jedesmal in energischster Weise opponiert?

Hat er es nicht aus reinem Trotz gethan? Denn daß ich recht hatte, mußte er ja fühlen und hat es auch gefühlt; das habe ich wohl bemerkt. Hat er nicht, als es sich heute abend darum handelte, wo wir hingehen sollten, mich in ein Bierlokal geführt, ohne zu bedenken, daß das schwere, dicke Bier mir durchaus unzuträglich sein würde?

Zwar ist es wahr, er wollte eigentlich in eine Weinstube gehen, und ich stimmte für Bier — aber seine Sache wäre es gewesen, mich mit freundschaftlichen Vorstellungen auf die notwendigen Folgen aufmerksam zu machen — hat er das gethan?

Nein!

Hat er nicht ruhig zugesehen, daß ich ein Glas nach dem andern trank?

Wäre es nicht seine Sache gewesen, mit der Offenheit eines Freundes mir Einhalt zu raten? Hat er das gethan?

Aber jetzt fällt mir ein, er ist mir ja das letzte Mal, als ich ihm meine Blume brachte, nicht einmal nachgekommen?

Also so stehen wir!

Und das alles habe ich aus angeborener Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit wieder nicht bemerkt! Ich habe mich wieder mißhandeln, verhöhnen, knechten, unterdrücken lassen — ja, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß ich es zu nichts bringe!

Ich bin doch wirklich ein unglücklich angelegter Mensch.

Die Folgen ſind freilich nicht ausgeblieben; ich habe es zu nichts gebracht, bringe es zu nichts, werde es zu nichts bringen.

Ich fühle die gräßliche Wolluſt der Selbſtvernichtung und belege mich im Geiſte mit den ehrenrührigſten Injurien.

Ich habe keine genügende Stellung im Leben — ich mache keine Fortſchritte in meiner Karriere — dabei werde ich von Tag zu Tag älter — mein Freund Julius behauptete neulich ſchon, daß ich durchſichtige Haare bekäme.

Das hat er geſagt?

Jawohl, es war geſtern beim Frühſtück im Börſenkeller — und dabei lachte er!

Er hat gelacht: während die Erfolgloſigkeit meines Strebens ihn zum tiefſten Mitgefühl anregen ſollte, hat er gelacht.

Der Elende!

Herr Gott im Himmel, da ſchlägt es vier Uhr! Julius iſt an allem ſchuld!

Ich zittere vor Wut an allen Gliedern und fange an, leiſe vor mich hin zu fluchen.

Er dreht ſich im Bette um und ſchnauft vor Behagen.

Meine Phantaſie wird mordſüchtig; ich erſchrecke vor mir ſelbſt, aber ich kann ihr nicht gebieten.

Ich ſehe mich vor Julius' Bette ſtehen, mit verſchränkten Armen, einen Dolch in den Händen.

Ich weiß nicht, wo ich den Dolch her habe, aber ich habe ihn.

„Er iſt mir nicht nachgekommen," ſage ich vor mich hin, das befördert meinen Entſchluß, mit einem einzigen Stoß nagle ich ihn an ſeine Matratze.

„Es thut mir leid," ſage ich dumpf gelaſſen vor mich hin, „aber Du haſt mich dazu genötigt."

Mir wird es ganz kalt im Rücken — ich wickle mich tiefer in die Bettdecke, die mir vorhin zu heiß war.

Wie wohlthuend doch die Bettwärme iſt.

Ich gehe im Geiſte auf die Polizei, denunziere mich ſelbſt.

Die Schutzmänner ſehen mich zweifelnd an.

„Fragen Sie nicht," erwidere ich mit Ruhe, „verhaften Sie mich."

Es geſchieht.

Ich mache alle Phaſen der Unterſuchung durch — ich komme endlich vor die Geſchworenen.

Ich halte eine große, ergreifende Rede. Ich weiß vorläufig nur den Anfang und das Ende. Sie fängt mit den Worten an: „Meine Herren Geſchworenen, ich weiß, was ich gethan habe," und ſchließt mit den Worten: „und nun, meine Herren Geſchworenen, ſprechen Sie mir das Urteil."

Meine Rede hat koloſſal gewirkt, Richter und Geſchworene ſind überwältigt — das Publikum ſchwimmt in Thränen.

Ich werde ſelbſt gerührt.

Ich denke an meinen verlorenen Freund Julius.

Er war vielleicht doch nicht ſo ſchlimm.

Mein Zorn iſt verraucht — ich bin ſanft und ruhig.

Mit welcher Freude empfing er mich, als ich auf dem Bahnhofe ankam. Er hatte mich erwartet, der gute Julius. Ja, ja, er war immer ein guter Junge — und wie gaſtfrei hat er mich aufgenommen, und nun — — —

Ich ſchlage die Augen auf, es iſt heller, lichter Tag, durch die geöffnete Stubenthür blickt die Sonne herein.

Mein Freund Julius ſitzt bereits an ſeiner Arbeit. Eduard iſt auch ſchon gekommen — was iſt denn die Uhr? Element, es iſt zehn.

Mit einem Sprunge bin ich aus dem Bett. — „Guten Morgen, Freunde!“

„Guten Morgen, Langſchläfer, nun, der hat einmal einen geſunden Schlaf.“

In fünf Minuten bin ich angekleidet. Julius hat den Kaffee warm geſtellt — er denkt doch an alles, dieſer famoſe Julius.

Ich will mir eine Cigarre anzünden.

„Wo ſind denn nur die Schwefelhölzer?“

„Die gab ich Dir ja geſtern abend, Du haſt ſie eingeſteckt.“

Ich ſchlage an meine Hoſentaſche — da iſt etwas darin, die Streichholzbüchſe — echte Schwediſche — ich ſchlage an mein Herz.

„Kommt, meine Freunde!“ ſage ich, indem ich feierlich zum Hute greife.

„Wohin?“

„In den Börſenkeller — wir wollen einen Frühſchoppen machen, und Ihr ſeid meine Gäſte.“

Wir gehen.

Das wilde Haustier

(Eine Reiſe-Studie)

Die Fahrt war heiß gewesen und hatte lange gedauert; endlich, um die Mittagsstunde, hatte ich den Bahnhof meines sommerlichen Bestimmungsortes erreicht. Vor der Ausgangspforte standen die Wagen zum Empfang der Ankömmlinge bereit, im Innern der Halle drängten sich die Menschen, um zu ihrem Gepäck zu gelangen.

Meine ganze Aufmerksamkeit war auf baldmögliche Abfertigung gerichtet; trotzdem wandte ich unwillkürlich überrascht den Kopf zur Seite, als ich neben mir in grollend-befehlshaberischem Tone die Frage vernahm: „Jungens, wo ist Phylloxera?“

Ich sah einen Mann von mittleren Jahren und nicht unbeträchtlichem Körperumfang; der Hut war ins Genick geschoben und enthüllte einen spärlich bewachsenen Scheitel; die Stirn war mit sorgenden Falten gefurcht, und durch die goldumrandeten Brillengläser blickten die Augen mit dem Ausdruck emsigen, beinah besorgten Forschens.

Zwei Knaben von etwa zehn und zwölf Jahren standen neben ihm. Einer derselben deutete, in Erwiderung auf die Frage des Vaters nach dem Ausgange: „Die Mama hat sie an sich genommen,“ sagte er.

Ich folgte der Richtung seines Fingers; eine Dame stand unter der Ausgangspforte und winkte einen Wagen heran, sie trug eine Handtasche mit daran befestigtem Köfferchen in der Hand. Der Vater gab einen brummenden Laut von sich, der wie Billigung klang.

„Bacillus ist da?“ fragte er weiter. „Hier,“ erwiderte der Knabe, indem er auf einen, mit grauem Segeltuch umsponnenen Koffer zeigte, den er am Griff hielt. „Halt' ihn fest,“ sagte kopfnickend der Papa. „Kolorado-Käfer?“ fuhr er forschend fort. „Hier,“ ertönte es aus dem Munde des andern Knaben, der mit beiden Beinen über einem gelben Lederkoffer stand. „Fehlt also bloß noch der große Hund,“ fuhr der Vater fort; „ist er schon heraus gekommen?“ — „Noch nicht,“ kam es wie mit einem Laute aus dem Munde der beiden Knaben zurück; der Vater ließ ein grimmig verständnisvolles Kichern hören. „Natürlich,“ murmelte er, „die Bestie drückt sich wieder.“

Er faßte den älteren seiner Knaben an die Schulter: „Kaspar,“ befahl er, „Du gehst da oben hin und paßt auf, — ich bleibe mit Max hier unten.“

Dienstbereit raffte der Knabe Kaspar den Kolorado-Käfer zwischen seinen Beinen auf, und begab sich ans obere Ende der Schranke; der Vater blieb mit Max zurück. Plötzlich tönte es gellend durch die Gepäckhalle: „Papa! Papa! Hier ist er!“ Es war Kaspar, der den Alarmruf ausgestoßen hatte. „Halt' ihn!“ donnerte der Vater zurück. „Pass' auf Bacillus auf,“ gebot er seinem Sohne Max, und mit zwei Sätzen befand er sich an Kaspars Seite.

Unwillkürlich folgte ich ihm mit den Augen. Ich bemerkte einen großen Koffer, auf welchen der Vater mit aus-

geſtrecktem Arm hindeutete: „Nehmen Sie den da!“ herrſchte er einen Gepäckträger an, „nehmen Sie den da!“ —

Der Gepäckträger zerrte den Koffer einen halben Fuß aus dem übrigen Gepäck heraus; offenbar war er ſehr ſchwer.

„Nehmen Sie ihn am Kopf!“ ermutigte der Vater, „laſſen Sie ſich nicht irre machen! Ich kenne das! Er ſtemmt ſich! Er macht ſich ſchwerer, als er iſt!“

Der Gepäckträger verſuchte noch einmal ſeine Kraft, dann ließ er los: „Ne,“ ſagte er, „den kriege ich nich alleene fort, da muß ich mir nachher noch einen dazu holen.“

Der Inhaber des Koffers ſchob mit einem Ruck die Brille höher auf die Naſe hinauf und warf einen wütenden Blick auf den Koffer. „Siehſt Du den Racker,“ ziſchelte er ſeinem Sohne Kaſpar zu, „da hat er ſeinen verdammten Dickkopf doch wieder durchgeſetzt!“

Der Knabe Max hatte inzwiſchen den ſeiner Obhut anvertrauten Bacillus zum Wagen getragen, in welchem die Mutter bereits ſaß. Dort erſchienen nun auch, den Kolorado-Käfer zwiſchen ſich ſchleppend, Knabe Kaſpar und der Papa.

„Auf den großen Hund müſſen wir noch warten,“ ſagte letzterer mit einem reſignierten Seufzer, dann zog er ein Notizbuch aus der Taſche:

„Phylloxera,“ begann er, indem er in den Seiten des Buches blätterte, „hat ſich im allgemeinen gut benommen. Einmal die Mama beim Zuſchließen in den Finger gekniffen — von den Eiern, die zum Frühſtück eingepackt waren, eins zerdrückt — ſonſt nichts — weiß jemand noch etwas?“ Alles ſchwieg. Ich ſtand mit meinem Handgepäck unter der Thür des Bahnhofs und ſperrte Mund und Naſe auf — er führte, wie es ſchien, Konduitenliſten über ſeine Koffer.

„Bacillus," las er weiter, „Führung mittelmäßig; hat ſich trotzig und widerſpenſtig gezeigt. Nachdem er vollgeſtopft war, hat er ſich geweigert, das Maul zuzumachen, ſpäter, im Eiſenbahncoupé, hat er ſich geſträubt, ſich als Handgepäck behandeln und ins Netz ſchieben zu laſſen, indem er den Bauch aufblähte — verdient Strafe! Kaſpar, Max —" wandte er ſich gebietend an ſeine Söhne, „gebt ihm jeder einen Fußtritt."

Die Knaben befolgten eifrig und energiſch die Weiſung des Papa, dieſer fuhr im Sündenregiſter fort — „Kolorado-Käfer — von Beginn der Reiſe faul, tückiſch und bösartig. Hat ein Paar Stiefel des Papa, welches für den großen Hund beſtimmt war, hinterliſtig verſchluckt und dadurch Suchen und vollſtändiges Umladen verurſacht. Dann hat er verſchiedene Verſuche gemacht, von der Reiſe zurückzubleiben, indem er, mitten in den Straßen Berlins, vom Droſchkenbock geſprungen iſt und ſich alsdann auf dem Bahnhofe in eine Ecke gedrückt hat, wo er nur nach längerem Suchen aufgefunden werden konnte — Kaſpar, Max — gebt ihm jeder zwei Fußtritte."

Der Kolorado-Käfer erdröhnte, von den Stiefelhacken der Knaben getroffen, in allen Fugen und Nähten. Jetzt endlich langte, von zwei Gepäckträgern geſchrotet, der „große Hund" beim Wagen an.

Die ganze Familie ſchaute ihm mit zornig funkelnden Augen entgegen, die Knaben hingen an den Lippen des Vaters, um das Strafurteil zu erſpähen, das über dieſen Hauptübelthäter ergehen ſollte.

Der Vater beſchwichtigte ihren Eifer mit einem vieldeutigen Kopfnicken. „Den nehmen wir zu Hauſe vor!" ſagte

er. Dann überwachte er mit Ernſt und Aufmerkſamkeit das Aufſchnallen des großen Koffers auf den Wagen, bezahlte mit dem Ausdruck eines Mannes, der an Schickſalsſchläge gewöhnt iſt, den Gepäckträgern ihre Forderung, und nachdem dies erledigt, ſchwang er ſich mit Kaſpar und Max zur harrenden Familienmutter in den Wagen. Mit Koffern und Menſchen gefüllt, rollte das Gefährt ab.

Als ich einige Zeit danach bei der Penſion anlangte, in welcher Wohnung für mich beſtellt war, fand ich unter der Veranda des Hauſes den Wirt im Geſpräch mit einigen neu angekommenen Reiſenden, die unter ſeinem Dache Quartier ſuchten. Es war meine Kofferfamilie.

Die Verhandlungen ſchienen zum Ende gediehen, der Wirt durch die Auskunft, die ihm das Familienoberhaupt über die Verhältniſſe ſeiner Familie gegeben hatte, befriedigt zu ſein. „Noch eine Frage, Herr Doktor," ſagte er, „Tiere befinden ſich nicht in Ihrer Begleitung?"

Der Doktor, welcher den Hut abgenommen hatte, wiſchte mit dem Taſchentuche über den ſpärlich bewachſenen Scheitel. „Vier Stück," erwiderte er mit tiefem, reſigniertem Seufzer.

Der Wirt blickte ihn überraſcht an.

„Sie können ſich aber beruhigen," fuhr er fort, „wenn ſchon von Natur bösartig, werden ſie doch, ſo hoffe ich, allmählich zahm werden, und für die Zeit unſeres hieſigen Aufenthaltes garantiere ich für ihre Harmloſigkeit; ſie ſind nur bösartig in der Bewegung."

Dem Wirt wurde es nicht geheuer. „Bösartige Tiere?" murmelte er. „Aber doch hoffentlich Haustiere?"

Der Doktor wiegte ſinnend das Haupt. „Haustier," wiederholte er leiſe für ſich; dann erſt erhob er ſich und

ſchaute den Wirt mit dem großen Blicke der zweifelnden Wiſſenſchaft an.

„Mein Herr,“ ſagte er feierlich, „Sie fordern, daß ich Ihnen mit einem Worte Auskunft über eine Frage gebe, deren Löſung mich ſeit zwanzig Jahren beſchäftigt. Ja, ich glaube, er kann zum Haustier werden — noch iſt er's nicht. Aber beruhigen Sie ſich,“ fuhr er beſchwichtigend fort, als er den ſtaunenden Blick des Wirts auf ſich gerichtet ſah, „ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Haus durch ihn nicht zu leiden haben wird — inzwiſchen bitte ich Sie, leſen Sie dies.“

Er hatte während der letzten Worte in die Bruſttaſche gegriffen und aus einem Haufen von Papieren ein größeres gedrucktes Heft entnommen, welches er dem Wirte einhändigte. Ohne weitere Äußerungen desſelben abzuwarten, erhob er ſich, um mit ſeinen Angehörigen die für ſie beſtimmten Räume aufzuſuchen.

Die Wohnung der Kofferfamilie lag, wie ich mich bald überzeugte, gerade über der meinigen. Das Haus war leicht gebaut; ich konnte beinahe jedes Wort, das über mir geſprochen wurde, vernehmen.

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, erhob ſich in den Räumen über mir ein ſeltſames geſchäftiges Treiben. Schritte gingen hin und her, laute, im Kommandoton gehaltene Worte erſchollen, dann wurde in der Mitte des Zimmers ein ſchwerer Gegenſtand aufgeſtellt, anſcheinend ein großer Koffer, und nun, nachdem eine kurze atemloſe Stille vorausgegangen war, brach ein Höllenſpektakel los.

Ich vernahm die Stimme des Doktors, der, wie es ſchien, turneriſche Freiübungen kommandierte. „Mund — auf! Mund — zu! Mund — auf! Mund — zu!“

Jedesmal folgte ein dumpfer Knall, als wenn der Deckel des Koffers auf- und zugeſchlagen würde. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!“ kommandierte der Doktor. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!“ Dabei wurde der Koffer, wie es ſchien, um und um gedreht, ſo daß die Dielen dröhnten und die Gegenſtände, die in meinem Zimmer aufgeſtellt waren, zu zittern und zu tanzen begannen.

Vom Schreck erfaßt, eile ich hinaus und die Treppe hinauf. Mein Klopfen an der Thür blieb ungehört, denn der Lärm im Zimmer übertönte jeden anderen Laut. Es blieb mir nichts übrig, als unaufgefordert einzutreten; ein wunderſamer Anblick bot ſich meinen Augen.

Alles, was von Lichtern vorhanden, war angezündet, und im flackernden Scheine der Kerzen bewegten ſich ſchweißtriefend der Doktor und ſeine beiden Knaben um den großen Koffer, der mitten im Zimmer ſtand. Sie waren alle drei in Hemdsärmeln, der Doktor hatte ſogar die Beinkleider abgelegt und turnte in Unterhoſen umher. Auf einem Lehnſtuhle, etwas vom Kampfplatze entfernt, ſaß die Familienmutter, den Vorgang ernſt und aufmerkſam verfolgend; in einer Ecke des Gemaches waren Phylloxera, Bacillus und Kolorado-Käfer, anſcheinend als Zuſchauer, aufgeſtellt.

„Aber Herr Doktor!“ wagte ich mich endlich heraus. Niemand beachtete meinen Zwiſchenruf; der Doktor war, wie es ſchien, eben dabei, dem „großen Hund“ das Apportieren beizubringen. Er hatte einen großen Bettſack hineingeſtopft; dieſen ſollte der „große Hund“ herausgeben. Das Familienoberhaupt kniete vor ihm. „Aus,“ rief er, „wirſt Du 'rausgeben!“ Da der große Hund es nicht freiwillig that, riſſen die Knaben den Deckel zurück — der Papa langte hinein

und hob den Bettſack heraus. Dabei kam er der Kramme des Schloſſes zu nahe, und nach einem lauten — „Ratſch“ riß der Bettſack von oben bis unten auf.

Ein Wutausbruch erfolgte von ſeiten des Doktors und ſeiner Sprößlinge. „Kanaille!“ ſchrie er, „Kanaille!“

„Aber Herr Doktor!“ rief ich jetzt laut, „um Gotteswillen, was machen Sie denn?“

Diesmal drang meine Stimme durch; Kaſpar, Max und der Papa wurden auf mich aufmerkſam; der letztere trat, in beinahe bedrohlicher Haltung, auf mich zu. „Was ich mache?“ fragte er vorwurfsvoll gereizten Tones, „was ich mache? — Ich arbeite für Sie.“

Sprachlos ſtarrte ich ihn an: „Für — für mich?“ ſtotterte ich endlich.

Der Doktor ſah mich von oben bis unten an, dann wandte er ſich mit einem verzweifelnden Kopfnicken ab und ſtieß einen langen hoffnungsloſen Seufzer aus.

Die Knaben Kaſpar und Max hatten ſich auf den „großen Hund“ geſetzt, ließen die Beine herunterhängen und ſtarrten mich mit feindſelig verächtlichen Blicken an.

Meine Verlegenheit wuchs. „Aber — wenn Sie mir gütigſt erklären wollten —“

Der Doktor, der ſich in einen Armſtuhl geworfen und die Brille von der feuchten Naſe genommen hatte, putzte kopfſchüttelnd die Gläſer, dann ſetzte er ſie mit energiſchem Ruck wieder auf und ſchoß einen funkelnden Blick auf mich.

„Was iſt denn da aber zu erklären?“ fragte er. „Sie ſehen es alſo nicht? Wirklich nicht?“

Ich ſchwieg, tödlich beklommen. Der Doktor wandte ſich mit einer wegwerfenden Handbewegung an ſeine

Knaben. „Na, Jungens, dann erklärt Ihr es 'mal dem Herrn!“

Mit einem Satz waren Kaſpar und Max dicht vor mir. „Wir richten den Koffer ab!“ riefen ſie.

„Was?“ ſtammelte ich, „Ihr — Ihr richtet den Koffer ab?“

Der Doktor ſah mich von unten auf mit lauernden Augen an und ließ ſeine Daumen in nervöſer Haſt umeinander ſpielen.

„Welchen denn?“ fragte ich weiter, „den großen da?“

Die Hand auf den Tiſch geſtützt, erhob ſich jetzt der Doktor mit feierlicher Würde. „Den großen da,“ ſagte er grollenden Tones, „und den mittelgroßen und den kleinen; nicht einen Koffer, ſondern alle Koffer überhaupt; den K o f f e r, den K o f f e r, das Geſchlecht — verſtehen Sie endlich? begreifen Sie nun, daß es eine Kulturmiſſion iſt, der ich mich in Gemeinſchaft mit meinen Knaben widme?“

Meine Betroffenheit ließ mich nicht zu Worte kommen. Die Kofferfamilie ſtand und ſaß um mich her, indem ſie mich mit den unſchmeichelhafteſten Blicken muſterte. Endlich wandte ſich der Doktor achſelzuckend und kopfſchüttelnd von mir ab.

„Nehmen Sie dies,“ ſagte er, indem er an einen Tiſch trat, auf dem Papiere aufgeſchichtet lagen; er überreichte mir eins der gedruckten Hefte, von denen er vorhin dem Wirte ein Exemplar zugeſtellt hatte. „Leſen Sie es bald,“ ſagte er eindringlich gebietend, während er es in meine Hand legte, „leſen Sie es mit Ernſt, leſen Sie es mit Nutzen, und wenn Sie geleſen haben — dann kommen Sie wieder, und wenn Sie wollen, bringen Sie auch Ihren Koffer mit.“

Ein mitleidiges Lächeln umſpielte ſeine Lippen, da er meinen ſtaunenden Blick gewahrte; mit einer höflich ſtolzen

Handbewegung deutete er auf die Thür — ich war entlassen.

Auf meinem Zimmer angelangt, begab ich mich sofort daran, das geheimnisvolle Schriftstück zu durchforschen. Es trug die Aufschrift: „Der Koffer, ein Haustier.“ Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Hunde, Pferde, Schweine, Katzen, Ziegen, Rind- und Federvieh hat der Mensch aus dem Zustande ursprünglicher Wildheit herausgerissen, an seine Persönlichkeit gewöhnt und unter dem Namen ‚Haustier‘ zu dienenden Mithelfern an der Kultur gemacht. Dasjenige Geschöpf aber, welches ihm näher steht als alle die genannten, welches als unentbehrlicher Reisebegleiter des Menschen von der Natur dazu ausersehen scheint, sich zum getreuen, zuverlässigen, unbesoldeten Hausknecht zu entwickeln, hat der Mensch in unbegreiflichem Stumpfsinn bisher im Zustand der Roheit belassen, ohne auch nur den Versuch zu seiner Veredelung zu machen — ich spreche vom Koffer.

„Indem ich, Schreiber dieser Zeilen, Doktor Theophrast Lerchenschmidt, zum ersten Male auf diesen beklagenswerten und der Heilung dringend bedürftigen Zustand hinweise, stelle ich an das Haupt meiner Abhandlung die Behauptung, der wohl kaum ein Widerspruch begegnen wird: ‚Der Koffer, so, wie er heute erscheint, ist noch wild.‘

„Fragen wir nach den Ursachen einer so befremdenden Erscheinung, so finden wir zunächst, daß der Koffer jünger ist als die andern vorhin erwähnten Tiere. Hinsichtlich der Katze ist es erwiesen, daß von den alten Ägyptern der erste Versuch gemacht worden ist, sie zum Menschen zu gewöhnen; was hingegen die Zähmung der übrigen Haustiere betrifft,

ſo verliert ſich der Moment, da ſie aufhörten, wild zu ſein, in vorhiſtoriſcher Urzeit.

„Der Koffer, wie geſagt, iſt jünger; der gewöhnlichen lederhäutigen Spezies des Geſchlechts werden wir ein Alter von kaum neunzehn Jahrhunderten zuſprechen können; daß der ſegeltuchhäutige, waſſerdichte ein blutjunges Tierchen iſt, glaube ich als bekannt vorausſetzen zu dürfen.

„Bedenken wir nun, daß es für die Katze nachweislich zweitauſend Jahre bedurft hat, bis ſie zahm wurde, ſo werden wir hinſichtlich der Zähmung des Koffers die Hoffnung noch nicht aufzugeben haben — vorläufig aber, ich wiederhole es, ſieht's mit ſeinem Gemütszuſtand ſchlimm aus.

„Und, forſchen wir den Urſachen weiter nach, ſo werden wir den Menſchen von ſchwerer Unachtſamkeit nicht freiſprechen können. Meine zweite Behauptung lautet dahin: ‚Der Menſch behandelt den Koffer falſch.'

„Soll ein Tier zum Haustier werden, ſo gehört als erſte Bedingung dazu, daß es ſich an den Menſchen gewöhnt. Es muß die Behauſung des Menſchen teilen, muß ihn fortwährend vor Augen haben, ſeine Lebensgewohnheiten kennen, verſtehen und würdigen lernen.

„Wie verfährt nun aber der Menſch mit dem Koffer? Nimmt er ihn in ſeinen Salon oder auch nur in ſein Arbeits- oder Schlafzimmer? Nein — es iſt unbegreiflich, aber wahr: dahin, wo das Haus am ödeſten iſt, dahin verbannt er den Koffer; auf den Hängeboden oder in die Rumpelkammer!

„Menſchen! Menſchen! Dreiviertel des Jahres bekümmert Ihr Euch um Euer Mitgeſchöpf nicht, dann, wenn die Reiſeſtunde ſchlägt, ſucht Ihr es auf und wundert Euch, wenn der vernachläſſigte Koffer ſich alsdann tückiſch, halsſtarrig, bös-

artig und wild zeigt? Denn wie ſieht es mit dem Koffer auf dem Hängeboden und in der Rumpelkammer aus? Schlimm!

„Da ſteht es, das arme, der Bewegung bedürftige Reiſetier, in eine Ecke regungslos eingekeilt. Zu unterſt befindet ſich der große Koffer, auf ihn wird der mittelgroße geſtellt, auf den mittelgroßen der kleine und auf den kleinen Handtaſchen, Hutſchachteln und andere würdeloſe Gegenſtände. Und bei einer ſolchen Behandlung ſoll ſein Charakter nicht leiden? Habt Ihr denn keine Ahnung, daß der Koffer ſein Ehr- und Rechtsgefühl beſitzt wie jedes andere mit Bewußtſein begabte Weſen?

„Soll ein Tier zum Haustier werden, ſo iſt das weitere Erfordernis, daß es aus der Hand des Menſchen angemeſſene Nahrung empfängt. Und worin beſteht die Nahrung, die der Koffer während neun Monaten des Jahres zu ſchlucken bekommt? In Staub. In gemeinem, grauem Staub, der ſchichtweiſe auf ihm ſich ablagert und in ſeine Eingeweide eindringt.

„Und da wundert Ihr Euch, da wagt Ihr, Euch zu wundern, daß der Koffer ein ſtaubiges, graues, finſteres Gemüt bekommt? O Menſchen, Menſchen! Man ſollte jeden von Euch neun Monate lang auf den Hängeboden ſperren und dann nachſehen, was aus Euch geworden iſt!

„Die Folgen einer ſolchen verkehrten Behandlungsart ſind natürlich die ſchlimmſten: Um nicht vor Langeweile zu ſterben, müſſen ſich die Koffer unterhalten; worüber unterhalten ſie ſich? Über ihren Feind, den Menſchen. In welcher Weiſe unterhalten ſie ſich? Indem ſie Verſchwörungen gegen ihn anzetteln.

„‚Meine Herren,‘ ſagt der große Koffer, der naturgemäß das größte Anſehen auf dem Hängeboden genießt, ‚die Stunde

naht, da unſere Feinde ſich zur Sommerfriſche rüſten. Ich glaube von jedem ehrliebenden Koffer erwarten zu dürfen, daß er alles daran ſetzen wird, dieſen Menſchen das geplante Vergnügen in jeder möglichen Weiſe zu durchkreuzen, zu verkümmern und ihnen durch tauſend Widerwärtigkeiten die ſogenannte Erholungszeit zu einer Leidenszeit zu machen. Bin ich verſtanden worden? Habe ich Ihre Zuſtimmung?'

„‚Jawohl,' rufen der mittelgroße und der kleine Koffer, und ‚durchaus einverſtanden,' wiſpern die Handtaſchen, die, von Natur weniger bösartig, ſich der allgemeinen Stimmung nicht zu verſchließen wagen. Nun werden in geheimem Flüſterton die Aufgaben für jeden Einzelnen verteilt. ‚Sie, mein Herr Kolorado-Käfer,' ſagt der große Hund in ziſchelnden Lauten, ‚ſind von Natur mit einem ſchönen, glattabſchüſſigen Rücken begabt; wenn ſich der Herr des Hauſes, ſeiner gemeinen Angewohnheit gemäß, auf Sie kniet, um Ihnen den Mund zu ſchließen, ſo krümmen Sie, wenn ich bitten darf, den Buckel, damit das Scheuſal hinten hinunterrutſcht — wollen Sie?'

„‚Ich will,' erwidert mit hämiſchem Lächeln der Kolorado-Käfer.

„‚Ihnen, mein Herr Bacillus,' fährt der große Hund fort, ‚pflegt die Wäſche des Hausherrn anvertraut zu werden; nehmen Sie davon ſoviel ein, als Sie ſchlucken können, und dann zerknüllen Sie ihm die Oberhemden — wollen Sie?'

„‚Ich will,' erwidert grinſend der Bacillus.

„‚Was Sie betrifft, meine teure Phylloxera,' wendet ſich endlich der große Hund an die Handtaſche, ‚ſo dienen Sie, wie Sie wiſſen, der abſcheulichen Familie gewöhnlich als Frühſtückskober. Nehmen Sie ſich des Frühſtücks an; zermalmen

Sie Eier, Butterbrote und Früchte in einen Brei und ſuchen Sie den Fruchtſaft, wenn irgend möglich, auf Bücher, Spitzen und andere Ihrer Obhut anvertraute Gegenſtände zu lenken, ſo daß große untilgbare Obſtflecke entſtehen — wollen Sie?'

„‚Ich will,' kichert die von Natur nicht bösartige, jetzt aber verwilderte Handtaſche Phylloxera.

„‚Was mich betrifft,' fährt der große Hund fort, ‚ſo werden Sie mir hoffentlich das Vertrauen ſchenken, daß ich der lieben Familie das Leben gründlich ſauer machen werde.' Ein allgemeines Nicken der Kofferpyramide bekundet das Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wird.

„In eine derartig vergiftete Seelenatmoſphäre tönt nun das Glockenzeichen hinein, welches die Stunde zum Beginn der Reiſevorbereitungen verkündet. Der Menſch betritt den Hängeboden; mit lautloſem Schweigen, durch keinen Zug ihres lederhäutigen oder ſegeltuchenen Antlitzes den Ingrimm verratend, der ihr Inneres erfüllt, erwarten ihn die Koffer. Mit echt menſchlich-brutalem Leichtſinn aber läßt der Menſch dieſes unheimliche Schweigen völlig unbeachtet.

„Während Phylloxera, Bacillus und Kolorado-Käfer ſich vorläufig ſcheinbar ergeben, eröffnet der große Hund ſchon beim Transport über die Hängebodentreppe die Feindſeligkeiten, indem er ſich ſperrt, ſtemmt, ſich ſchwer macht und endlich den Hausherrn mit aller Kraft auf den Fuß tritt. Der Wehſchrei des Getretenen läßt die Herzen ſämtlicher Koffer vor Freude knarren.

„Anſtatt aber von nun an wenigſtens den Verſuch zu machen, den Koffer durch gemütvolle freundliche Behandlung zu gewinnen, fährt der Menſch — o Menſchen! Menſchen! — in roher Unverſtändigkeit fort, indem er zum Rohrſtock

und Staubwedel greift und den Koffer in roher Weiſe auszuklopfen beginnt.

„Welches die Empfindungen des Koffers während dieſer gemeinen Behandlungsweiſe ſein müſſen, wage ich nicht auszumalen; genug, daß damit jeder mögliche Reſt verſöhnlicher Stimmung vernichtet wird.

„Die einzige Rache des mißhandelten Geſchöpfes beſteht vorläufig darin, daß es den Staub, der unverdaut in ſeinem Leibe liegt, in dicken Wolken von ſich ſtößt, dem Menſchen ins Geſicht, die ganze Stube unter Staub ſetzend.

„Nun tritt der wichtige Moment ein, da die Koffer gefüttert werden. Neun Monate lang nur Staub, — jetzt mit einemmal ſollen ſie Nahrung kompakteſter Art, Wäſche, Röcke, Beinkleider, Weſte, Stiefel, Schuhe, Bücher und Papier, und das alles in größten Maſſen, zu ſich nehmen.

„Aber Menſchen! Menſchen! Iſt denn kein Gefühl in Euch? Sagt Euch denn nicht der einfache Verſtand, daß ein derartiges Verfahren dem Koffer den Magen verderben muß, auch wenn er einen Straußenmagen hätte? Iſt es denn wirklich zu viel verlangt, daß Ihr ihn langſam an die Reiſekoſt gewöhnt, indem Ihr ihn zwei, drei Wochen vor Beginn der Reiſe zu füttern anfangt? Beginnt mit kleinen Portionen; gebt ihm heute drei Oberhemden zu eſſen, morgen noch ein paar Nachthemden dazu; fügt übermorgen einige Paar Strümpfe und Unterbeinkleider hinzu und fahrt ſo bis zu allmählicher Stopfung fort. Der Koffer wird ſich an ſeine Laſt gewöhnen, ſie gehörig verdauen und Euch danken.

„Wie verfährt dagegen der Menſch? Im Zeitraum einer Stunde wird der Koffer genudelt und gemäſtet, daß dem armen abgemagerten Geſchöpf der Bauch zum Platzen ſchwillt.

Die Wirkung ist auch danach: Mit weit geöffneten Kiefern schlingt der hungrige Koffer alles ein, was ihm geboten wird, Wäsche, Kleidungsstücke und Stiefel des Hausherrn.

„‚Das geht ja famos!‘ sagt das bethörte Familienoberhaupt. Schweigend hört ihn der Koffer an; ‚warte Du nur,‘ denkt er bei sich. Einen Augenblick wendet sich das leichtsinnige Familienoberhaupt ab — im selben Moment hat der Kolorado-Käfer, denn er ist es, der zunächst gefüttert wird, Kamm und Bürste des Hausherrn verschluckt und tief unter die Wäsche befördert. Nach einiger Zeit vermißt der Hausherr, der sich striegeln will, die notwendigen Utensilien; wo sind Kamm und Bürste? Der Kolorado-Käfer steht in lethargischer Ruhe — er weiß von nichts — das ganze Haus wird umgedreht — nach dreistündigem Suchen werden Kamm und Bürste im Bauche des Kolorado-Käfers, da, wo er am tiefsten ist, gefunden; Wäsche, Kleidungsstücke und alles übrige hat herausgerissen werden müssen — der Hausherr schnauft vor Wut — der Kolorado-Käfer knarrt vor Vergnügen. Endlich ist er von neuem vollgestopft; der Hausherr macht sich daran, ihn zu schließen. ‚Nun aber sollst Du mich kennen lernen,‘ murmelt der Kolorado-Käfer in sich hinein.

„Ein wütender, ein entsetzlicher Kampf beginnt zwischen Mensch und Koffer. Mit roher Gewalt greift der Mensch zu — mit finsterem Trotze leistet der Koffer Widerstand. Zwei Schnallen, zwei gemeine Lederschnallen, hat der Mensch anbringen lassen, mit denen er dem Koffer das Maul zuzuschnüren versucht. Aber Mensch! Mensch! Mit dem Bären verfährt man so, den man zum Tanzen abrichten will, und dem man einen Maulkorb vor die Schnauze legt, — aber ist das die Art, ein Geschöpf zur Sittlichkeit und Ordnung zu erziehen?

„Nach halbſtündigem Kampfe iſt es dem Menſchen endlich gelungen, die Schnallen zuzuziehen; ſchon aber ſchwitzt er am ganzen Leibe, und noch bleibt das Schloß zu ſchließen, und nun wird der Widerſtand des Koffers geradezu fanatiſch. Der Schlüſſel wird ins Schloß geſteckt — der Koffer ſpuckt ihn aus — die Kramme wird in ihre Öffnung gedrückt — der Koffer beißt die Zähne zuſammen, die Kramme fährt zurück und dem Menſchen an die Naſe.

„Jetzt wirft ſich der Menſch, aller Rückſichten vergeſſend, auf den Koffer und kniet ihm auf den Rücken. Der Koffer krümmt den Buckel — der Menſch fällt vornüber, die Hände am Boden, die Füße gen Himmel.

„Der Menſch ſchwitzt, flucht und verzweifelt, der Koffer ſtöhnt, knarrt und triumphiert. Nach abermals einer halben Stunde richtet ſich der Menſch, blaurot im Geſicht, auf — der Kolorado-Käfer iſt für diesmal beſiegt. Gefeſſelt, verriegelt, verſchnallt ſteht er da.

„Dies aber war nur der Anfang; jetzt gilt es in gleichem Ringen den Bacillus zu bewältigen, der kampfdürſtend bereit ſteht. Die Schreckensſcenen von vorhin wiederholen ſich; in greulichem Durcheinander wälzen ſich Menſch und Koffer umher; dazu kommt, daß die Kräfte des Menſchen durch den Kampf mit dem Kolorado-Käfer ſchon geſchwächt ſind, während Bacillus friſch iſt.

„Nach Verlauf einer Stunde hat menſchlicher Witz endlich auch über Bacillus den Sieg davon getragen, entwaffnet ſteht er neben dem Kolorado-Käfer; beiden iſt der Mund verboten; ſie können nur noch dumpf knurren. Ihre Augen ſind auf den großen Koffer, den ‚großen Hund', gerichtet.

‚Mit uns biſt Du fertig geworden,‘ ſagt ihr Knurren, ‚aber jetzt kommt unſer großer Bruder.‘

„Und die Vorgänge, die ſich nun abſpielen, ſind in der That entſetzlich. Der große Hund iſt mit der Wäſche und den Kleidungsſtücken der Familienmutter und der Kinder gefüttert worden.

„Mit teufliſcher Gewandtheit hat der große Hund ſeine Stellung ſo zu nehmen verſtanden, daß er gerade vor der einzigen Thüre des Zimmers ſteht. Der Eingang iſt verbarrikadiert, wer heraus oder herein will, muß über ihn fortklettern.

„Die Familienmutter ſucht ihn zur Seite zu ziehen — der große Hund zeigt für ihre Anſtrengungen nur ein geringſchätziges Lächeln. Die Kinder ſpannen ſich an — der große Hund lächelt noch immer. Der Hausherr kommt und zieht mit — der große Hund ſteht wie ein Fels. Sämtliche Dienſtmädchen werden gerufen — er giebt einen halben Zoll nach, ſo daß der Menſch mit Einziehung aller Weichteile des Körpers gerade noch an ihm vorüberſchlüpfen kann.

„Nach Verlauf mehrerer Stunden iſt die Füllung des großen Hundes vollbracht. Der Hausherr ſieht ihn mit beſorgten Blicken an. ‚Wir werden ihn morgen früh zumachen,‘ ſagt er. Er ahnt, welche Aufgabe ihm bevorſteht, und fühlt ſich derſelben, ermattet durch die Kämpfe mit Bacillus und Kolorado-Käfer, nicht mehr gewachſen. ‚Gut,‘ denkt der große Hund für ſich, ‚auf morgen.‘

„Die Nacht über iſt Waffenſtillſtand. Am Abend geht der unbeſonnene Familienvater in die Bierſtube, um ſich vom Stammtiſch für die Sommerreiſe zu verabſchieden. Die Folge davon iſt, daß er am nächſten Morgen erſt ſpät, zwei Stunden vor Abgang des Zuges, mit Kopfſchmerzen aus den Federn kommt.

„Der große Hund iſt ſchon lange wach, hat nicht gekneipt und erwartet den Gegner.

„Der Kampf beginnt — nach den erſten vergeblichen Verſuchen ſteigt dem Familienvater das Blut zu Kopf — ‚au, mein Kopf,‘ murmelt er; der große Hund hat den Angriff abgeſchlagen.

„‚Wir müſſen uns beeilen,‘ mahnt ſanft, aber vernehmlich die Familienmutter.

„‚Steigt auf den Koffer,‘ gebietet der Papa. Frau und Kinder klettern auf den großen Hund, — ihre Laſt genügt nicht. Köchin und Hausmädchen werden hinzugezogen; die ganze Familie iſt auf dem Rücken des Koffers, vor welchem der Hausherr ächzend kniet, verſammelt — der große Hund giebt nicht nach.

„Wütend ſpringt der Hausherr auf und mit einem Satz auf den Koffer, ſo daß die Köchin zur einen, die Familienmutter zur anderen Seite herunterpurzelt; die Genick- und Rückenmuskeln des großen Hundes ſind wie Eiſen und Granit — er giebt nicht nach.

„‚Der Portier ſoll heraufkommen,‘ brüllt der Hausherr, dem die Kuckucksuhr zuruft, daß nur eine Stunde noch bis zum Abgange des Zuges iſt. Pieſke, der Portier, eine herkuliſche Geſtalt, erſcheint; auf dem Deckel des Koffers ſteht der Hausherr und trampelt mit beiden Beinen, vor dem Koffer kniet Pieſke, der Portier, und drückt mit beiden Händen — der große Hund ſteht zwiſchen ihnen wie ein Märtyrer, an deſſen Widerſtandskraft die Wut der Henker erlahmt. ‚Er iſt zu voll gepackt,‘ erklärt Pieſke, der Portier, ‚es muß ’was ’rausgethan werden.‘

„Mit wütendem Griff langt der Hausherr in den Koffer und reißt die zu oberſt liegende neue Garderobe der Familienmutter heraus. Die Familienmutter proteſtiert — der Familienvater erwidert nicht ohne Schärfe — die Familienmutter bricht in Thränen aus — die Kinder heulen mit — der Familienzwiſt iſt da.

„Ein Triumphgefühl ſchauert über den Lederrücken des großen Hundes, er hat geſiegt, und jetzt endlich entſchließt er ſich, das Maul zuzumachen.

„Inzwiſchen iſt es höchſte Zeit geworden; der Hausherr ſtürzt eine Taſſe brühend heißen Kaffee hinunter und verbrennt ſich Mund, Schlund und Magen. Er wird ausfallend gegen die Familienmutter, welche in Jammertönen verſichert, ‚daß er ſo unangenehm noch niemals geweſen ſei!‘ Die Kinder erheben ein Zetergeſchrei — mit den Gefühlen wechſelſeitiger Feindſeligkeit beſteigt die Familie die Droſchke.

„Ich ſchließe das Schauerbild häuslichen, durch die Bösartigkeit des Koffers hervorgerufenen Familienzerwürfniſſes und ſtelle als dritte Behauptung den Satz auf:

„Zu den ſchwerſten Tagen des menſchlichen Lebens gehört der erſte Tag einer Vergnügungsreiſe.

„Allzuweit würde es mich führen, wenn ich die Schurkereien, die ſich der Koffer mit wahrhaft teufliſcher Erfindungskraft auserſonnen hat, um den Menſchen während der Reiſe zu quälen, in allen Einzelheiten herzählen ſollte. Nur kurz ſei darauf hingewieſen, wie meiſterlich das boshafte Geſchöpf es verſteht, ſich beim Wiegen den Schein von Überfracht zu geben, um dem Menſchen unverhoffte Ausgaben zu bereiten; wie täuſchend er beim Ausladen die Geſichtszüge anderer Koffer nachzuahmen verſteht, ſo daß die Vertauſchung

des eigenen mit einem fremden Koffer zu den ſtehenden Aufregungen eines Reiſeprogramms zu rechnen iſt; wie ungezogen ſein Benehmen im Coupé als Handgepäck iſt, wie er ſich den Paſſagieren vor die Füße ſtellt, damit ſie ſtolpern; wie er ſich aus dem Netze wirft, damit er uns auf die Köpfe fällt — genug und ſchon zu viel! Aber wer, frage ich, iſt als Urheber all dieſer Abſcheulichkeiten anzuſehen? Der Menſch, der den Koffer während der Reiſe ebenſo falſch behandelt, wie vor derſelben.

„Der Koffer ſoll der Reiſegefährte des Menſchen ſein — wo gehört er alſo hin? In die menſchliche Geſellſchaft; dahin, wo der Menſch während der Reiſe ſitzt, ins Coupé.

„Ihr wendet mir ein, daß Eure Bequemlichkeit darunter leiden würde? Aber Menſchen! Menſchen! Fühlt Ihr denn nicht, daß es ſich um eine Kulturaufgabe handelt? Könnt Ihr derſelben nicht ein bißchen von Eurer elenden Bequemlichkeit zum Opfer bringen?

„Statt deſſen, was thut der Menſch? So wie er den Koffer vor der Reiſe auf den Hängeboden verbannt, ſo ſteckt er ihn während derſelben in den Gepäckwagen! Unſinn, Du ſiegſt! Habt Ihr Euch denn noch nie geſagt, daß der Gepäckwagen für den Koffer genau dasſelbe bedeutet, was für den Menſchen das Zuchthaus? Überlegt Ihr denn nicht, in was für eine Geſellſchaft Ihr Euer Reiſetier bringt?

„Da kommt der junge, unerfahrene, unverdorbene Koffer mit alten ergrauten Burſchen ſeines Geſchlechtes zuſammen; da lauſcht er den Geſprächen derſelben — erſt mit Staunen, dann mit Vergnügen, ſchließlich mit Begeiſterung.

„Da hört er zum Beiſpiel, wie ein alter Koffer, deſſen runzlig weichem Ledergeſicht man die Erfahrung im Laſter

anſieht, zu einem großen eiſenbeſchlagenen ſagt: ‚Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, auf mich zu ſteigen? Mein Hausherr hat mir zerbrechliche Sachen anvertraut — es wäre mir ein beſonderes Vergnügen, ihm dieſelben zerbrochen herauszugeben, und Sie, Verehrter, ſcheinen mir der rechte Mann dazu.‘ ‚Mit Vergnügen,‘ antwortet der eiſenbeſchlagene; im nächſten Augenblick geht ein Klirren durch den Gepäckwagen und ein ſchadenfreudiges Gelächter ſämtlicher Koffer.

„Da hört er, wie ein anderer Kofferkollege zu ſeinem Nachbar ſagt: ‚Wir nähern uns der Zollgrenze, da gedenke ich meiner Hausmutter ein Vergnügen zu bereiten. Sie hat mir zwanzig Meter Spitzen in den Magen geſteckt, die ſie über die Grenze paſchen möchte — ſie glaubt ſie wohl verſteckt — hahaha — ſie ſoll ihr blaues Wunder erleben. Mautbeamte ſind, wie Sie wiſſen, die einzigen Menſchen, mit denen wir im Einvernehmen ſtehen, denn ſie ſind Feinde des übrigen Menſchengeſchlechts. Sie verſtehen in den Falten unſeres Geſichtes zu leſen, und wenn ſie uns die Hand auf den Magen legen, ſo geht ein elektriſches Zucken durch ihre Fingerſpitzen, welches ihnen ſagt: ‚Hier iſt etwas für Dich.‘ Nun, ich werde mein Geſicht in Falten legen, daß der Mautbeamte wie mit Rieſenbuchſtaben darin leſen ſoll: ‚Hier wird geſchmuggelt!‘ Sollte er mich dann noch nicht verſtehen, ſo werde ich Bauchgrimmen, Magenkrampf und endlich Übelkeit heucheln, mich winden, ſchütteln und ſchließlich mich von den Kontrollſchranken auf den Boden herunterfallen laſſen, ſo daß ſich das Unterſte meines Mageninhalts zu oberſt kehrt — und wenn meine Hausmutter dann ihre Strafe gezahlt hat — na, dann, denke

ich, wird das Reiſegeld gerade noch zur Rückreiſe nach Hauſe ausreichen.‘ —

„Derartige Pläne werden vor den Ohren des jungen Koffers verhandelt! Derartigen Geſprächen zwingt Ihr ihn das Ohr zu leihen!

„Menſchen! Menſchen! daß ich doch jeden von Euch vier Wochen lang zu Einbrechern und Spitzbuben ins Zuchthaus ſtecken könnte, damit Ihr fühlen lerntet, was Ihr Eurem, von der Natur Euch zur Pflege anvertrauten Mitgeſchöpf anthut. Tragt denn die Folgen Eures Verfahrens; eßt die Suppe aus, die Ihr Euch eingebrockt: unſchuldig, in Liſten und Ränken unerfahren iſt Euer Koffer bei Beginn der Reiſe in den Gepäckwagen eingeſtiegen — als ein angebrannter Teufelsbraten klettert er jetzt, da der Zug auf der Grenzſtation angekommen iſt, aus demſelben heraus.

„Während des Geſpräches über den Spitzenverrat iſt ihm eingefallen, daß ſein Hausherr vor der Abreiſe ein doppeltes Futter in ſeinem Innern angebracht und dasſelbe mit Cigarren vollgeſtopft hat. Harmlos, den tieferen Zweck nicht ahnend, hat der Koffer es geſchehen laſſen — jetzt iſt ihm ein Licht aufgegangen und mit dem Lichte zugleich ein nichtswürdiger Plan.

„Auf dem Brett, auf welchem die Koffer und Handtaſchen zur Viſitation aufgelegt werden, hat er mit ſpähenden Augen einen etwas hervorragenden Nagel entdeckt; an den Kopf dieſes Nagels klammert er ſich mit der Kante ſeiner Rückennaht an.

„Schon iſt die Viſitation glücklich beendet — ſchon atmet der Familienvater erleichtert auf — ſeine Cigarren ſind un-

entdeckt geblieben — schon ergreift er den Koffer, um ihn zu schließen — da — ein Reißen und Krachen — die Rückennaht des Koffers klafft in langer Spalte und aus der Öffnung streckt der Koffer in Gestalt der braunen Spitze einer Cigarre die Zunge heraus.

„Wie ein Stoßvogel wirft sich der Mautbeamte darüber her; mit roher Schonungslosigkeit erweitert er den Riß, das süße Geheimnis des Familienvaters ist entdeckt, entweiht, im Gänsemarsche kommen die Cigarren, eine hinter der andern, aus ihrem Versteck herausspaziert.

„Kaum ans Licht geboren, sind sie auch schon konfisziert, und damit der so plötzlich erleichterte Familienvater nicht das Gleichgewicht verliert, wird ihm eine Geldstrafe auferlegt, unter deren Last er schier zusammenbricht.

„Ein krampfhafter Griff ins Portemonnaie — ein tiefes Erbleichen des Familienvaters — und im nächsten Augenblick vernimmt die betrübte Familie die Hiobspost, daß sie acht Tage früher, als ursprünglich beabsichtigt gewesen, nach Hause zurückkehren werde.

„Der Koffer grinst über alle Falten seines Gesichtes — das Geschöpf, welches die Natur dazu bestimmt hatte, Dein Reisehelfer zu sein, ist durch Deine Schuld, thörichter Mensch, zum Vernichter deines Reisevergnügens geworden. —

„Ich schließe das Sündenregister; ich fühle, daß ich durch eine zu weitläufige Ausführung desselben den Koffer zu einem Gegenstande des Hasses für den Menschen machen würde, und das ist meine Absicht nicht. Nein, nicht den Koffer anzuklagen bin ich hergekommen, sondern den Menschen! den Menschen!

„Und an Dich, Menſch, wende ich mich zum Schluſſe mit der Frage: Haſt Du meine Worte vernommen? Biſt Du endlich aufgewacht? Ja? Ja? Nun, ich hatte ja die Hoffnung noch nicht aufgegeben; es iſt gut.

„Und fragſt Du mich nun, was zu thun ſei, um dieſem troſtloſen Zuſtande ein Ende zu machen, um den Koffer aus ſeiner Verwilderung zur Höhe des Haustieres emporzuheben, ſo erwidere ich: komme zu mir und lerne.

„Ich, Doktor Theophraſt Lerchenſchmidt, beſchäftige mich ſeit zwanzig Jahren mit dem Koffer und ſeiner Zähmung — jetzt bin ich der Löſung des Problems auf der Spur. Unterricht in der Gewöhnung und Abrichtung des Koffers erteile ich, die Stunde zu drei Mark; mit praktiſchen Übungen verbunden zu fünf Mark.“ —

Die Nacht war weit vorgeſchritten, und das Licht tief hinunter gebrannt, als ich bei dieſen Worten angelangt war. Erregt und bewegt erhob ich mich, um die Nachtruhe zu ſuchen. Indem ich ſcheuen Auges zu der Ecke hinüber blickte, wo mein Koffer ſtand, glaubte ich zu bemerken, daß er vorwurfsvollen Blickes zu mir aufſchaute.

Eine tiefe Beſchämung ergriff mich, raſch löſchte ich das Licht, um den mahnenden Augen zu entgehen. „Beruhige Dich,“ murmelte ich, indem ich die Bettdecke über mich zog, „morgen gehe ich mit Dir zu Doktor Theophraſt Lerchenſchmidt.“

Spät am andern Morgen erhob ich mich. Ich war ſchon einmal in aller Frühe, infolge eines heftigen Lärms im Hauſe, aufgewacht, hatte mich aber noch einmal auf die andere Seite gelegt.

In freudiger Beſtimmtheit ſtand mein geſtriger Entſchluß vor meiner Seele. Sobald ich gefrühſtückt hatte,

erkundigte ich mich, ob Doktor Lerchenſchmidt ſchon zu ſprechen ſei, als ich zu meiner Betretung erfuhr, daß dem Doktor bereits in aller Morgenfrühe gekündigt worden und er mit allen Koffern und übrigen Familienmitgliedern abgereiſt ſei. „Die übrigen Gäſte im Hauſe hätten ſich beſchwert, weil ſo ein ſchauderhafter Spektakel bei dem Doktor geweſen wäre.“

Kopfſchüttelnd trat ich in meine Behauſung zurück, und wehmütig blieb ich vor meinem Koffer ſtehen: „O Menſchen, Menſchen!“ murmelte ich.

Niemand wußte mir zu ſagen, wo ich Doktor Lerchenſchmidt zu ſuchen hätte — und ſo bin ich noch heute hoffnungsloſer Inhaber eines ungezähmten Koffers.

Mein nervöser Onkel

Mein Onkel; mein armer guter Onkel. — Übellaunig wärſt Du geweſen, ſagen die Menſchen Dir nach — hm — hm; reizbar wärſt Du geweſen — nicht übermäßig verbindlich, ja unter Umſtänden ſogar grob — hm — hm freilich, wenn ich zurückdenke, muß ich geſtehen, daß ich begreife, wie ſie zu ſolcher Anſchuldigung gekommen ſind — aber wiſſen ſie denn auch, warum Du übellaunig, ahnen ſie, warum Du reizbar warſt?

Mein Onkel gehörte zur großen Gemeinde der leidenden Menſchheit, er war ein Märtyrer ſeiner Leibesbeſchaffenheit.

Von kurzer, gedrungener Statur, dabei vollblütig und mit ausgeſprochener Anlage zum Fett — Naturen dieſer Art ſind bekanntlich immer reizbar, und zwar aus naheliegenden Gründen; denn ſie leiden unter tauſend Unannehmlichkeiten, von denen die Mageren nichts wiſſen.

Dazu kam, daß er von ſtolzer Gemütsart war und ſich lieber die Zunge abgebiſſen, als zugegeben hätte, daß er die Unzuträglichkeiten ſeines Körpers empfand. Schweigend verſchluckte er den Ärger, den ihm der Vergleich mit den Mageren verurſachte. Natürlich verminderte ſeine Reizbarkeit ſich dadurch nicht, im Gegenteil, ſie bekam einen Stich ins

Gallige. Er begann die magere Hälfte der Menſchheit mit feindſeligen Empfindungen zu betrachten, und da ihm beinah alle Menſchen im Vergleich zu ihm mager erſchienen, geriet er beinah mit der ganzen Welt auf geſpannten Fuß.

Was hatte er aber auch alles zu leiden!

Als ein Mann von choleriſchem Temperament bewegte er ſich, wenn er auf der Straße ging, ſtets im Geſchwindſchritt; dadurch kam es, daß er ſehr bald heiß wurde; ſobald er heiß wurde, geriet er in Schweiß, und ſobald er in Schweiß geriet, rutſchte ihm der Kneifer von der Naſe.

In ſolchen Augenblicken war es nicht ratſam, ihn anzureden. Sein ganzes Denken und Trachten war alsdann lediglich darauf gerichtet, den „vermaledeiten“ Kneifer auf der ſchlüpfrigen Naſe feſtzuklemmen.

Seine Naſe war kurz und breit und daher nicht eigentlich für einen Kneifer geeignet. Ich wagte einmal, ihm vorzuſchlagen, daß er lieber eine Brille tragen ſollte — ich wagte es einmal und nie wieder — die Brille erſchien ihm ſchulmeiſterlich, und Schulmeiſter waren ihm, wie er mir des öfteren anvertraute, „odiös“. Wehe überhaupt jedem, der ihn auf eine Unzulänglichkeit ſeiner Natur aufmerkſam zu machen wagte, der ihm ſagte, daß er erhitzt ſei, oder gar, daß er ſchwitze. Wehe aber auch jedem, der ſeinen Zuſtand verkennend, ihm, wenn er erhitzt war, zu ſeinem guten Ausſehen gratulierte. Einem Freunde, der einmal freudig erſtaunt geäußert hatte, „daß er wie ein Pfannkuchen aufginge“, hatte er ſofort die Freundſchaft gekündigt.

Nicht anders als auf der Straße erging es meinem armen Onkel in der Geſellſchaft. Sobald er einige Zeit im Salon unter Menſchen war, geriet er in Schweiß, und der

Kneifer wollte nicht mehr halten. In ſolchen Augenblicken gab es für ihn nur einen Troſt: Leidensgefährten zu ſuchen. Sobald er einen anderen ſah, der gleich ihm durch die Hitze litt, ſteuerte er in deſſen Nähe.

Nicht um ihn zu tröſten, nein, ich kann es leider nicht verhehlen, mit bösartigen Hintergedanken; um ſich an der Qual des Unglücklichen zu weiden.

So erinnere ich mich, daß wir einſt in einer Geſellſchaft mit einem berühmten Tenoriſten an einer und derſelben Tafel ſaßen. Der Sänger hatte kurz vorher auf das ſchmelzendſte geſungen, er neigte gleichfalls zum Fett und trug, da er kurzſichtig war, ebenfalls einen Kneifer. Er war in Schweiß geraten, der Kneifer rutſchte ihm — mein Onkel war noch trocken und fühlte ſich dem Unglücklichen überlegen.

„Sie tranſpirieren," ſagte er, indem er den Mimen kalten Blicks fixierte. „Sie werden gleich Ihren Kneifer verlieren."

Der Sänger rückte den Kneifer zurecht, man merkte ihm an, daß ihm durch die Worte meines Onkels kein Gefallen geſchah.

„Sie werden ſich die Augen total verderben," fuhr mein unerbittlicher Onkel fort, „wenn Sie den Kneifer ſo ſchief vor denſelben tragen. Sie thäten wohl daran, eine Brille zu benutzen."

Der Tenor ſchoß einen empörten Blick über den Tiſch, mein Onkel fing ihn mit ſiegreicher Gelaſſenheit auf — er frohlockte innerlich. Der unglückliche Mime aß keinen Biſſen mehr und blieb den ganzen Abend verſtimmt; mein Onkel ſpeiſte mit der Ruhe eines Wahrheitsapoſtels weiter, blieb den ganzen Abend trocken und durchlebte innerlich glückliche Stunden.

Derartige Momente waren aber leider nur ſelten im Leben meines armen Onkels, zahlreich dagegen die Ärgerniſſe, die ihm durch die Welt und deren „ganz dumme und ſchlechte Inſtitutionen“ verurſacht wurden.

Unter den letzteren war namentlich eine, und zwar die für den Verkehr der Großſtadt notwendigſte, welche meinem armen Onkel, ſo oft er ſie benutzte, eine Fülle von Verdrießlichkeiten bereitete: nämlich das Fuhrweſen. Ich will mich nicht damit aufhalten zu ſchildern, was er als Fußgänger durch Pferd und Wagen zu leiden hatte, wenn er bei Straßenübergängen, an denen ihm mit tückiſcher Vorliebe der Kneifer zu rutſchen pflegte, das Gefühl des Überfahrenwerdens hundertmal im Geiſte durchkoſtete — will das Bild nicht ausführen, das er gewährte, wenn er, von der Potsdamerſtraße kommend, mit hochgeſchwungenem Regenſchirm über den Potsdamerplatz hinüber nach der „Inſel“ ſich rettete und dort wie ein Menſch, der ſchwerſter Leibes- und Lebensgefahr entronnen, ſchnaufend zu weiterem Gange Kraft ſchöpfte — ich will aus dem Dulderleben dieſes vielgeprüften Mannes ein Moment herausgreifen, ich will meinen Onkel als Fahrgaſt ſchildern.

Als unbeſtrittenen Satz glaube ich aufſtellen zu dürfen, daß es für niemanden ein Vergnügen iſt, in einer Berliner Droſchke zweiter Klaſſe zu fahren. Daß es für meinen Onkel keines war, kann ich aus eigener ſchrecklicher Erfahrung bezeugen. Früher nämlich habe ich ihn manchmal bei derartigen Gelegenheiten zu begleiten das Mißgeſchick gehabt — ich ſage früher, denn ſpäter that er einen Schwur, nie wieder in einer Droſchke zweiter Klaſſe zu fahren, und ich desgleichen, ihm nie wieder in einer ſolchen Geſellſchaft zu leiſten.

Andere Leute ärgern ſich auch über Droſchken dieſer Gattung, aber ihr Ärger beginnt erſt, wenn ſie in dem Rumpelkaſten ſitzen — mein Onkel ärgerte ſich ſchon, bevor er noch eingeſtiegen war. Wie er denn überhaupt die Gabe beſaß, ſich „auf Vorrat“ zu ärgern.

Der Anblick der mageren abgetriebenen Droſchkengäule genügte, um ſein Blut in Wallung zu bringen, und ſobald er dem Kutſcher ſein Ziel verkündet hatte, reute es ihn bereits, daß er ſich zur Fahrt entſchloſſen hatte.

Sofort eröffnete er die Feindſeligkeiten. Während der Kutſcher die Decke vom Pferde nahm, ſich in dieſelbe einwickelte und zurechtſetzte, ſtand mein Onkel, die Uhr in der Hand, neben der Droſchke.

„Das rechnet nicht mit zur Fahrzeit,“ erklärte er drohenden Tones, „das ſage ich Ihnen, das rechnet nicht mit.“

„Steig ein!“ wandte er ſich dann zu mir in einem Tone, der mir nahendes Ungewitter verkündigte.

Um ſeiner kurzen Geſtalt mehr Länge zu verleihen, trug mein Onkel mit Vorliebe hohe Hüte. Die Folge davon war, daß er jedesmal beim Einſteigen in die Droſche mit dem Hute an die Decke ſtieß.

„Verfluchter Kaſten,“ grunzte er, indem er den beſtoßenen Hut vom Kopfe nahm und mit dem Rockärmel glatt ſtrich. Dann trat zunächſt ein unheimliches Schweigen ein.

Plötzlich wurde dasſelbe durch einen furchtbaren Laut unterbrochen:

„Wo fährt der Kerl denn lang?“ brüllte mein Onkel mit einer Stimme, die mir faſt das Trommelfell zerſprengte, „der Kerl hat ja keine Ahnung! er fährt ja eine Meile um!“

Schwierig war in ſolchen Fällen meine Lage: widerſprach ich, ſo betrachtete er mich als Verbündeten und Geiſtesverwandten des Kutſchers, und die ganze Ladung, die dieſem gegolten hatte, bekam ich auf den Pelz; ſchwieg ich, ſo empörte ihn das; er faßte es als Zeichen geiſtiger Stumpfheit, oder, was noch ſchlimmer, als verſteckte Oppoſition auf, und ich bekam es wieder ab; ſtimmte ich ihm bei, ſo nahm er das zunächſt als ſchuldigen Tribut meiner geiſtigen Untergeordnetheit auf, und nach einiger Zeit ärgerte er ſich darüber; es fehlte ihm an der nötigen Reibung, er brauchte Widerſpruch; mit furchtbarer Virtuoſität drehte er die Sache hin und her, bis daß er mir irgendwie und irgendwo widerſprechen konnte, und dann bekam ich es erſt recht.

Hatte ſich der Groll meines Onkels auf dieſe Weiſe zum erſten Male entladen, ſo wurde es für eine Zeit wieder ſtill.

Dann ertönte aus ſeiner Ecke ein Lachen, ein heiſeres, kaltes, entſetzliches Lachen. „Das nennt man nämlich fahren,“ ſprach mein Onkel vor ſich hin, ſodann wandte er ſich zu mir: „Das nennt man fahren.“ Was ſollte ich auf dieſe unbeſtreitbare Behauptung erwidern?

Mein Onkel blickte hinaus. „Siehſt Du dort das alte Frauenzimmer mit der Kiepe auf dem Rücken?“

Ich ſah ſie.

„Sie kommt ſchneller vom Fleck, als wir in unſerer Droſchke,“ fuhr er fort, „ſie überholt uns, bei Gott, ſie überholt uns!“ Stöhnend ſank er zurück. „Es iſt eine Kalamität,“ ſagte er, „in ſolch einem Schandfuhrwerk fahren zu müſſen, eine Kalamität!“

Zornfunkelnden Auges verabfolgte er, am Ziele angelangt, dem Kutſcher ſein Fahrgeld; während er das that, wandte er ſich an mich:

„Merk' Dir die Nummer dieſer Droſchke," ſagte er, „notier' ſie Dir, damit ich nie wieder hineinfalle, falls ich ihr wieder begegnen ſollte."

So war der Seelenzuſtand meines Onkels bei gewöhnlichen Fahrten; nun ſtelle man ſich vor, wie ſich derſelbe geſtalten mußte, wenn er Eile hatte, wenn er zu beſtimmter Zeit an einem Ziele anlangen mußte, z. B. zur Abfahrt an einem Bahnhofe.

Einſtmals im Sommer hatten wir uns verabredet, einen Ausflug nach Friedrichshagen und dem Müggelſee zu machen. Pünktlich um $8^1/_2$ Uhr morgens, eine Stunde vor Abgang des Zuges, trat ich reiſefertig in die Junggeſellenwohnung meines Oheims ein. Er war noch nicht erſchienen, an der Thür ſeines Schlafzimmers ſtand der Barbier, die Serviette über dem Arm, dumpfe Reſignation im Antlitz.

„Ich habe ſchon zweimal geklopft," ſagte er, als er meinen fragenden Blick gewahrte. Ich trat an die Thür und klopfte kräftig an. „Na ja, na ja," ertönte es grollend aus der Tiefe der Schlafſtube. Er lag offenbar noch im Bett.

„Es wird Zeit, Onkel," rief ich mahnend durch das Schlüſſelloch.

„Na zum Schwerenot, ja doch!" pfauchte es von drinnen. Plötzlich wurde die Thür aufgeriſſen und mein Onkel erſchien in Schlafrock und Pantoffeln, mit geſträubtem Haar, Blicke um ſich werfend, als hätte er die unerhörteſte Beleidigung erlitten.

„Nimm Platz," ſagte er zu mir, ohne mich anzuſehen, mit einem Tone, der eigentlich mehr nach „mach, daß Du hinaus kommſt," klang.

Schweigend gehorchte ich ſeiner Aufforderung — ich wußte, daß die Morgenſtunde keineswegs für ihn Gold im

Munde hatte. Mit dem Geſicht eines Menſchen, dem der Henker die letzte Toilette macht, ſetzte er ſich nieder, um ſich von dem Barbier einſeifen zu laſſen. Die Operation begann, pruſtend ließ mein Onkel ſich dieſelbe gefallen. — Endlich war das ſchwere Werk vollbracht; mein Onkel ſtieß den Stuhl zurück, ſprang auf und ſchoß geſenkten Hauptes in die Schlafſtube zurück. Im Schlafzimmer erhob ſich ein Rauſchen und Plantſchen, wie wenn ein Elefant in die Schwemme geht und ſich mit Waſſer begießt.

Nach geraumer Zeit kam er, bis auf Rock und Weſte fertig angekleidet, Kamm und Bürſte in den Händen, wieder heraus. An mir vorbei ſtürmte er an die andere Thür ſeines Wohnzimmers. „Madame," donnerte er in den Flur hinaus, „den Kaffee, Madame, den Kaffee."

Dumpfe Laute von ſich gebend, trat er vor den Spiegel, um ſich das Haar zu machen; ſeine Kopfhaut knarrte förmlich unter den Bürſtenſtrichen, mit denen er darüber hinfuhr. Dann wandte er ſich: „Wo bleibt denn die Perſon," ſagte er mit verzweiflungsvoller Stimme, und abermals riß er die Flurthür auf.

„Aber ſo machen Sie doch etwas raſch mit dem Kaffee, es iſt ja die höchſte Zeit." Er fing an, nervös zu werden.

Die Wirtin erſchien, ganz blaß vor Angſt, mit dem Kaffeebrett in Händen. Der Kaffee war kochend heiß; mein Onkel blies in ſeine Taſſe, daß die Flüſſigkeit umherſpritzte. Die Zeit ward immer knapper — ſchweigend ſah ich nach der Uhr.

„Daß Du eine Uhr beſitzt," ſagte mein Onkel zu mir, „glaube ich Dir, auch ohne daß Du ſie fortwährend hervorziehſt."

„Ich meinte nur — es wird etwas ſpät —" wagte ich ſchüchtern einzuwenden.

„Soll ich mir den Magen verbrennen?“ erwiderte er. „Ich denke, Du wirſt mir doch erlauben, meine Geſundheit etwas höher zu ſchätzen als den abgeſchmackten Müggelſee.“

Plötzlich ſetzte er die Taſſe nieder: „Na, ich bin fertig,“ ſagte er, „meinetwegen kann es losgehen.“

Er ſprach dies im Tone des Vorwurfes, als ſei ich an der bisherigen Verzögerung ſchuld geweſen. Den Regenſchirm in der rechten Hand, einen ungeheuren Plaid über dem linken Arme, eine fußlange Cigarre im Munde, ſchritt mein Onkel mir voran, die Treppe hinunter. Vor der Hausthür ſtand die Droſchke, die ich mitgebracht hatte — leider hatte ich nur eine ſolche zweiter Klaſſe auftreiben können.

Ohne mich eines Wortes zu würdigen, ſtieg mein Onkel ein — wir ſetzten uns in Bewegung. Unſer Weg bis zum Schleſiſchen Bahnhofe war lang, mein Onkel wohnte in der Potsdamer Straße. Die Hände über den Griff des Regenſchirmes gefaltet, die Augen ſtarr geradeaus gerichtet, die Cigarre aus der Mitte des Mundes horizontal wie ein Balken hervorragend, ſo ſaß er in unheimlichem Schweigen da. Als wir den Potsdamer Platz kreuzten, erhob er lautlos den Schirm und deutete mit langgeſtrecktem Arme auf die Normaluhr — ſie zeigte fünf Minuten nach neun — um neun ein halb ging der Zug. Ich hatte nichts zu ſagen; mein Onkel zog den Schirm zurück und ſank in ſeine vorige Starrheit.

Wir fuhren die Leipziger Straße hinunter; als wir die Wilhelmſtraße überſchritten hatten, fiel von ſeiner Seite das erſte Wort: „Wozu fahren wir eigentlich, wenn ich fragen darf?“ Ich war verblüfft. „Je nun,“ erwiderte ich mit erzwungenem Lächeln, „ich denke, nach dem Müggelſee.“

„Ach ſo," verſetzte er mit dumpfem Hohne. Abermaliges Schweigen. Nachdem wir die Charlottenſtraße hinter uns gebracht hatten, vernahm ich ihn von neuem. „Ich gratuliere," ſagte er, ſeine Stimme klang bereits heiſer. — Überraſcht blicke ich auf. „Gratuliere zu der Droſchke, die Du uns ausgeſucht haſt." Er blickte zur Seite hinaus und nickte: „Canaillöſes Fuhrwerk," murmelte er, „die Schindmähre iſt lahm." Ich folgte der Richtung ſeiner Augen; wir fuhren an einem Laden vorüber, in deſſen großen Scheiben unſere Droſchke wie in einem Spiegel erſchien. Wir boten in der That ein klägliches Bild. —

Von da ab wieder tiefe unheilbrütende Stille bis zum Spittelmarkt. Dort angekommen, erhob ſich abermals der ſchweigſame Schirm, um wie ein verlängerter Finger auf die Normaluhr zu weiſen.

Es war neun Uhr ſiebzehn Minuten. — Eile that not. Der Kutſcher ſelbſt ſchien es zu fühlen, das Pflaſter der Wallſtraße raſſelte unter unſern Rädern — noch konnten wir zur Zeit an Ort und Stelle ſein.

Da — als wir an die Neue Grünſtraße gekommen waren, ſchwenkte der Kutſcher wider alles Erwarten in dieſe ein, das bedeutete einen Umweg — das bedeutete Zuſpätkommen. Unwillkürlich flogen meine Blicke zu meinem Oheim — ein furchtbares Schauſpiel begab ſich; anfänglich wie von Staunen gelähmt, mit rot hervortretenden Augen, ſprang er jetzt empor, ſo daß der Droſchkenboden knackte. „Was machen Sie? Iſt das der Weg nach dem Schleſiſchen Bahnhof? Wo fahren Sie entlang?" So brüllte er den Kutſcher an, und nie in meinem Leben habe ich einen ſolchen Ton moraliſcher Entrüſtung vernommen.

Der Kutſcher wandte den Kopf und wollte etwas erwidern — vergebliche Mühe. „Ob das der Weg nach dem Schleſiſchen Bahnhof iſt?“ donnerte mein Onkel ihm von neuem in die Ohren. „Jotte doch,“ brachte der Kutſcher endlich kopfſchüttelnd heraus, „ick kann ja die Wallſtraße nicht lang fahren, die Wallſtraße is ja geſperrt.“

Mein Oheim war nicht mehr geſonnen, Entſchuldigungen irgend welcher Art anzunehmen. „Geſperrt? Die Wallſtraße iſt geſperrt? Was ſoll das heißen, daß man die Wallſtraße ſperrt?“ „Weil doch der Gas neu gelegt wird,“ erläuterte der Kutſcher. „Und dafür zahlt man ſeine Steuern, daß einem die Hauptverkehrsſtraßen in der dümmſten, brutalſten Weiſe vor der Naſe geſperrt werden?“

Dies Letztere war bereits halb zum Kutſcher, halb zu mir geſprochen, der Augenblick nahte, da ich die ganze Schale des Zornes über den Kopf bekommen würde — mit unbegreiflicher Thorheit beſchleunigte ich mein Schickſal, indem ich ſchüchtern zu bezweifeln wagte, daß die Wallſtraße von ſolcher Wichtigkeit ſei.

„Die Wallſtraße keine Hauptverkehrsſtraße?“ Ein wildes, meckerndes Lachen. — „Ich bin Dir verbunden für die nagelneuen topographiſchen Begriffe, die Du mir über Berlin beibringſt! Aber Du wirſt mir verzeihen, wenn ich erkläre, daß Deine Kenntniſſe von Berlin gleich Null, gleich Null minus Null ſind! Fünfzig Prozent des ganzen Berliner Frachtinduſtrie- und Handelsverkehrs bewegt ſich Tag für Tag die Wallſtraße entlang! Fünfzig, ſechzig, ſiebzig Prozent! Die Wallſtraße iſt eine Schlagader Berlins! Eine Haupt- und Schlagader! Nein, von Berlin haſt Du ja keine Ahnung! Was hingegen Deine hippologiſchen Kenntniſſe an-

betrifft — ah — alle Achtung — ohne Spaß — denn mit ſo ſicherem Auge unter ſämtlichen Schanddroſchken Berlins die niederträchtigſte auszuwählen — alle Achtung — das iſt eine Leiſtung! Dazu gehört Urteil und Blick! Wie geſagt, ich beuge mich — nur wirſt Du verzeihen, wenn ich von dem Fahrzeug Deiner Wahl nicht länger Gebrauch mache — womit ich die Ehre habe, Dir einen angenehmen Müggelſee zu wünſchen!“

Bei dieſen Worten aufſpringen, die Droſchke durch ein donnerndes „Halt“ zum Stillſtande bringen, hinausſpringen und ſtürmenden Schrittes nach der Schlagader Berlins, der Wallſtraße, verſchwinden, war das Werk eines Augenblicks.

In jener Stunde that ich den Schwur, nie wieder mit meinem Oheim in einer Droſchke zweiter Klaſſe zu fahren.

Eine geraume Zeit verging, bis daß ich ihn wieder ſah. In der Zwiſchenzeit hatte er ſich von den Droſchken zweiter Klaſſe ab- und den Droſchken erſter Klaſſe zugewandt, und trotz des höheren Fahrpreiſes fühlte er ſich in dieſem Zuſtand viel wohler als früher. Aber auch hier ſollte ihm keine dauernde Zufriedenheit beſchieden ſein. Er wollte jetzt nicht nur ſchnell, ſondern ſchneller fahren als die ganze übrige Welt, und indem er bei jeder Fahrt mit ſämtlichen Fuhrwerken zu ſeiner Rechten und Linken im Geiſte Wettfahrten veranſtaltete, verlangte er, daß ſein Kutſcher von gleichem Ehrgeize beſeelt und alles zu überholen beſtrebt ſein ſollte.

Droſchken zweiter Klaſſe wurden in der That überholt, und mit tief erquickender Freude erfüllte es ihn, wenn er mit ſiegreicher Gelaſſenheit an den Jammerkaſten, die ihm ſo viel Kränkungen verurſacht hatten, vorüberrollte.

Immerhin gab es Fuhrwerke, die ſich nicht überholen ließen, ſondern überholten; dazu gehörten zunächſt Privat-

equipagen. Von dieſen ließ er ſich eine derartige Behandlung indeſſen noch am erſten gefallen. Schlimmer wirkten ſchon Fleiſcherwagen, die ihm ihres ſchnellen Fahrens wegen in tiefſter Seele zuwider waren.

Ganz ſchlimm wurde es, wenn er neben einem Pferdebahnwagen einherzufahren genötigt war und ſeine Droſchke, durch Verkehrsſtockungen gehemmt, auch nur momentan hinter demſelben zurückblieb. Das erſchien ihm wie eine Kränkung und Ungerechtigkeit.

Heftig und ergiebig waren die Zorneséußerungen, in denen er ſich in ſolchen Fällen gegen die ſtädtiſche Verwaltung erging, die es duldete, daß durch ein ſo plebejiſch-kommuniſtiſches Inſtitut wie die Pferdebahnen jeglicher Verkehr in den Straßen unmöglich gemacht würde. Er begriff nicht, wie anſtändige Menſchen es über ſich zu bringen vermochten, ſich auf ſolche „Schandkarren“ zu ſtellen, und gelobte, daß man ihn vergeblich auf denſelben ſuchen ſollte.

Was meinen armen Oheim aber jedesmal in fieberhafte Aufregung verſetzte, das war, wenn eine andere Droſchke erſter Klaſſe neben der ſeinigen erſchien und denſelben Kurs einſchlug wie dieſe. Nun galt es die Ehre ſeiner Droſchke, ſeine eigene Ehre und ſein Recht, daß er für ſeine Mark Fahrgeld ebenſo ſchnell vom Fleck bewegt würde, wie „der Eſel da drüben“. Mit leidenſchaftlicher Energie nahm er die Wettfahrt an, und wehe ſeinem Kutſcher, wenn dieſer nicht heroiſche Anſtrengungen machte, dem Gegner zuvorzukommen.

Blind und taub für alles, was ſonſt um ihn her war, ſah mein Onkel nur die Fortſchritte des feindlichen Pferdes. Eben hatte er die Schnauze desſelben neben ſich aufleuchten

ſehen, nun kamen bereits die Ohren, gleich darauf der ganze Pferdekopf — kein Zweifel — es gewann Terrain.

Der Schweiß brach meinem Onkel aus. „Vorwärts doch! vorwärts doch!“ knirſchte er ſeinem Wagenlenker zu, „ſehen Sie denn nicht, daß Sie überholt werden?“ Jetzt war ſchon der feindliche Kutſcher in gleicher Höhe mit ihm — funkelnden Blickes maß ihn mein Oheim, und wahrhaft vernichtend waren die Blicke, mit denen er ſodann die Inſaſſen des gegneriſchen Gefährtes durchbohrte. Immer zahlreicher, immer energiſcher wurden die Anweiſungen, die er ſeinem Kutſcher zu teil werden ließ. „Hauen Sie Ihrer Mähre doch eins über! Fahren Sie dem Kerl doch vor die Naſe! Laſſen Sie ſich doch ſo etwas nicht gefallen; fahren Sie den Kerl in den Rinnſtein!“

Und eine Gelegenheit dieſer Art, bei der ich, von meinem Unſtern geführt, wieder mit meinem Oheim beiſammen ſaß, ſollte es ſein, welche ihn zu dem Entſchluß brachte, von nun an auch Droſchken erſter Klaſſe unter keinen Umſtänden mehr zu beſteigen: wir fuhren in geſchloſſener Droſchke und kamen in normalem Tempo vom Fleck, als plötzlich und ungeahnt der Kopf eines höchſt erbärmlichen Gauls auftauchte!

Mit dem Scharfblick des Verdachts ſteckte mein Onkel den Kopf zum Fenſter hinaus, und ganz verſtört wandte er ſich zu mir zurück. „Eine — zweiter Klaſſe,“ murmelte er, „und ich glaube — wahrhaftig —“ er hatte den Satz noch nicht vollendet, als die zweite Klaſſe neben uns, vielleicht durch ein Trinkgeld des Inſaſſen zu beſonderer Anſtrengung geſpornt, ſich in Galopp ſetzte und Feld neben uns gewann. Zwar machte unſer Kutſcher, der plötzlich auf die drohende Gefahr aufmerkſam wurde, jetzt auch ſeinerſeits einen ver-

zweifelten Verſuch — aber es war bereits zu ſpät. Die tückiſche zweite Klaſſe fuhr quer vor unſer Pferd und ein Möbelwagen, hinter den wir gedrängt wurden, entſchied unſere Niederlage — wir konnten ſie nicht einmal mehr einholen. — Mein Onkel tobte. Auf die Gefahr hin, ſeinen hohen Hut einzubüßen, beugte er ſich weit aus dem Fenſter. „Schämen Sie ſich," rief er dem Kutſcher zu, „ſchämen — ſchämen Sie ſich." Alsdann in die Kiſſen zurückſinkend, erging er ſich in zürnenden Tadelsäußerungen über den Charakter des deutſchen Volkes, dem er „Mangel an jeglicher Initiative", „Mangel an jeglichem Ehrgeiz und Ehrgefühl", „Faulheit, Stumpfheit und Apathie" vorwarf.

Unvergeßlich wird mir ſodann der Ausdruck hoheitsvoller Verachtung bleiben, mit dem er dem Kutſcher ſeine Mark zuwarf, indem er ihm gleichzeitig ſeinen Entſchluß verkündigte, von nun an bloß noch mit der Pferdebahn fahren zu wollen, da er Droſchken, die ſich von jedem „Miſtwagen" überholen ließen, nicht gebrauchen könnte. Und das Unerhörte geſchah: das plebejiſch-kommuniſtiſche „Fuhrwerk" wurde von der Acht freigeſprochen, mit der er es einſtmals belegt hatte, mein Onkel ging zur Pferdebahn über.

Die Linien, welche die Potsdamer Straße entlang nach dem Innern der Stadt führen, waren ſoeben fertig geworden, die Pferdebahn ging an ſeiner Hausthür vorbei, und mit Fanatismus ergriff er die neue Partei.

Er wurde förmlich Stadtreiſender auf der Pferdebahn, befuhr „Studien halber" die weiße, rote, grünrote, grüne und grünweiße Linie von Anfang bis zu Ende, und erklärte es für die größte „Eſelei und Abgeſchmacktheit", wenn jemand ſich einer anderen Fahrgelegenheit als dieſer „einzig und allein

einer Großſtadt würdigen“ bediente. Sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, eine möglichſte Vertrautheit mit dem Inſtitute zu zeigen und insbeſondere beim Auf- und Abſpringen eine Gewandtheit zu entwickeln, in der es ihm kein Kondukteur und Kontroleur zuvor thun ſollte.

In den erſten Tagen ſeines neuen Lebens hatte er ſich an den Halteſtellen wie ein Meilenſtein aufgepflanzt und, ſobald ein Wagen in Sicht kam, mit heftig geſchwungenem Regenſchirm und energiſchen Zurufen „Halten Sie an! Halten Sie an!“ den Kutſcher zum Stillſtand veranlaßt. Das erſchien ihm jetzt kleinbürgerlich und verächtlich! er beſchloß nie mehr anders als in laufender Fahrt aufzuſpringen.

Von nun an hatten Paſſagiere, welche auf dem Hinterperron von Pferdebahnwagen ſtanden, des öfteren Gelegenheit, einen unterſetzten korpulenten Herrn zu ſehen, welcher mit feſt geſchloſſenen Lippen — denn er wußte, daß man beim Dauerlauf durch die Naſe atmen muß — den Regenſchirm unter den linken Arm geklemmt, den Cylinderhut im Nacken, funkelnden Blicks hinter dem Wagen hergerannt kam, ungefähr wie ein Mops, der ſich in ein Windſpiel verwandelt, um einen auf Elefantenbeinen laufenden Haſen zu verfolgen,

Dieſer Mann war mein Oheim.

In Anbetracht ſeiner körperlichen Verhältniſſe wollte der Schaffner den Wagen halten laſſen, aber meines Onkels ziſchendes „Laſſen Sie ſein! Laſſen Sie ſein!“ ließ ſeine zum Signalriemen greifende Hand herabſinken. Darauf erdröhnte der Hinterperron und mein Onkel war droben. Schnaufend vor Atemloſigkeit, aber ſiegſtrahlend wie ein Mann, der eine große That vollbracht, blickte er umher, und ſeine Blicke

ſchienen jeden der Anweſenden zu fragen: „Haben Sie das geſehen? Können Sie das auch? Ich bezweifle.“

Größere Schwierigkeiten als das Aufſpringen verurſachte ihm anfänglich das Abſpringen. Auch hierbei verbot ihm ſein Ehrgeiz, von dem philiſtröſen Mittel des Haltenlaſſens Gebrauch zu machen; dahin gehende Fragen des Schaffners wurden mit kalt verächtlichem Lächeln abgelehnt. Mitten in der Fahrt mußte abgeſprungen werden, und wieder genoſſen nunmehr Perſonen, welche an Halteſtellen den ankommenden Wagen erwarteten, das häufige Schauſpiel, daß ein unterſetzter korpulenter Herr ihnen vom Wagen wie ein Stein aus der Schleuder entgegen flog und ſich unaufhaltſamen Laufes durch ſie hin Bahn brach.

Daß ein jeder, der ihm bei ſolchen gymnaſtiſchen Exerzitien in den Weg kam, einfach verloren war, verſteht ſich von ſelbſt; um Entſchuldigung zu bitten, fiel ihm nicht ein; „denn das gehört einmal zum Begriff der Pferdebahn“, erklärte er. Trotzdem war er mit dieſer Form des Abſpringens noch nicht zufrieden; er hatte bemerkt, daß die „Kontroleure“ dasſelbe bewerkſtelligten, ohne daß ſie wie er mit dem Wagen mitliefen; und mit Eiferſucht ſtudierte er ihre Bewegungen. So oft ich mit ihm auf Pferdebahnen zuſammentraf und wir das Schauſpiel eines abſpringenden Kontroleurs genoſſen, verfehlte er nicht, mich auf deſſen Gewandtheit aufmerkſam zu machen. „Paß auf — da — haſt Du geſehen? — famos — wie eine reife Pflaume fällt der Kerl ab — ſteht bumsſtill — rückt und rührt ſich nicht!“ Er ruhte nicht, bis er ihnen ihr Geheimnis abgelauſcht hatte, und von nun an ſah man ihn ſtets geraume Zeit vor Ankunft des Wagens am Ziele, gleich einem Storche auf dem

Trittbrette des Hinterperrons ſtehen, das Bein, welches der Außenſeite zunächſt war, weit in die Luft vorgeſtreckt — den Oberleib beinah wagerecht nach hinten übergelegt, ſtrenge Geſpanntheit in allen Zügen des Geſichts, bis daß er mit einem lauten „So macht man's“ den Boden berührte, um ſodann, beſcheiden ſtolz wie ein Trapezkünſtler, der den Cirkus verläßt, ſeiner Wege fürbaß zu ſchreiten.

Nachdem ſich indeſſen mein Oheim auf dieſe Weiſe zu einem Virtuoſen im Auf- und Abſpringen entwickelt hatte, wurde er ſtreng, ſtreng gegen alle Mitfahrenden, von denen er eine gleiche Kunſtfertigkeit verlangte; von dieſem Standpunkte ausgehend, geriet er in Zorn, ſo oft der Wagen an einer Halteſtelle anhielt. Mit verächtlichen Blicken maß er die Wartenden, und finſteren Hohnes voll, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ließ er die Ankömmlinge an ſich vorüber einſteigen. Wie gewöhnlich war ich es, an den er ſeine mißbilligenden Äußerungen über die Mitwelt adreſſierte, und das war keineswegs ſehr angenehm. „Es iſt ein Mangel des Inſtituts, daß an jeder Halteſtelle auf jeden Eſel und jede Gans gewartet wird.“ „Auf dieſe Weiſe wird ja die Fortbewegung rein illuſoriſch. Hat das Volk denn nicht Arme und Beine am Leibe? Kann denn das nicht auf- und abſpringen wie andere Leute?“ Beſonders empörten ihn die Damen, durch welche, wie er behauptete, die Pferdebahnen verdorben würden; ihre Vorſicht beim Ein- und Ausſteigen brachte ihn zur Verzweiflung. Auf hundert Schritte Entfernung geriet er in Wut, wenn er eine ſolche an der Halteſtelle erblickte und ihre Abſicht, mitzufahren, bemerkte. Er zeigte ſich in ſolchen Fällen ſogar zu Gewaltmaßregeln geneigt, indem er den Schaffner aufforderte, kein falſches Mitleid zu

zeigen. „Ach was! Sie werden doch um derentwegen nicht anhalten? Laſſen Sie ſie angeln. Fahren Sie weiter!“

Als Meiſter in der Kunſt des Abſpringens hielt er es ſodann für ſeine Pflicht, das Abſpringen anderer während der Fahrt zu kritiſieren und unter Umſtänden zu korrigieren. Auf dem beliebten indirekten Wege über mich ergingen ſeine Anweiſungen an die, denen ſie galten: „Wenn Du je in der Fahrt abſpringſt,“ wandte er ſich an mich, „ſo mach es nie, wie der Herr, der da eben abſprang — es iſt der reine Zufall, daß er nicht Arm und Bein gebrochen hat.“ Der Abgeſprungene blickte erſtaunt zurück — wie Rhadamant blickte mein Onkel auf ihn nieder.

Manchmal — allerdings ſelten — fühlte er ſich zum Lobe veranlaßt: „Guter Abſprung! elegant! bravo!“ — Öfters fand er zu tadeln: „Falſch abgeſprungen.“ „Der Herr benutzt ja das falſche Bein! Aber — aber — aber!“ Solchen, die aus Vorſicht mit dem Abſpringen zögerten, pflegte er nachzuhelfen, indem er zwiſchen den Zähnen: „Na, nur Courage, nur ein bißchen Courage!“ liſpelte. Bei einer ſo energiſchen Beteiligung am Pferdebahnbetrieb erklärt es ſich, daß mein Onkel mit der Zeit eine Art Vertrauensſtellung bei derſelben erlangte; nicht daß ihm dieſelbe ſeitens des Perſonals, dem er, wie ich fürchte, manchmal recht unbequem war, eingeräumt worden wäre — er ſelbſt erteilte ſich dieſelbe. Er betrachtete ſich gewiſſermaßen als freiwilligen Schaffner dem Publikum gegenüber, und als freiwilligen Kontroleur gegenüber den Schaffnern und Kutſchern.

Verhehlen läßt es ſich jedoch leider nicht, daß er in beiden Stellungen mit einigem Egoismus verfuhr. Er hatte einen Haß gegen überfüllte Wagen. Sobald er daher den

Hinterperron erſtiegen hatte, dünkte ihm das Einſteigen weiterer Fahrgäſte vom Übel, und jeden Nachkommenden betrachtete er als ſeinen perſönlichen Feind. Fuchswild pflegte es ihn zu machen, wenn er zu dreien an der Rückſeite des Hinterperrons ſtand und ein vierter ſich einzuzwängen verſuchte. Dahingegen verfehlte er nicht, ſobald er in die Lage geriet, den bewußten vierten zu ſpielen, mit Nachdruck zu äußern: „Sie erlauben, daß ich meinen mir durch das Reglement des Wagens vorgeſehenen Platz in Anſpruch nehme.“

Einer ſo impoſanten Aufforderung vermochte natürlich niemand zu widerſtehen; alles machte dem geſtrengen Manne Platz, den man zum mindeſten für ein Mitglied des Direktoriums halten mußte.

Wenn ihm der Wagen zur Genüge gefüllt erſchien, ſo geſchah es wohl auch, daß er mit dröhnender Stimme ein „Der Wagen iſt beſetzt“ in den Schwarm der Harrenden hinunter ſchleuderte, und er that das mit einer ſolchen Sicherheit, daß er mehr als einmal den Anſturm fahrluſtiger Paſſagiere ſiegreich abſchlug. — Daß durch derartige Gepflogenheiten von ſeiner Seite ſein Verhältnis zu den Schaffnern ſich nicht zum freundlichſten geſtaltete, erklärt ſich leicht, und es traten Umſtände hinzu, welche die Hochachtung, die er der Pferdebahn entgegengebracht hatte, in ſeiner Seele untergruben. Vor allen Dingen ging ſie ihm zu langſam. „Nur ein Volk von ſo lethargiſchem Temperament wie das deutſche,“ behauptete er, „könne ſich eine ſolche Schneckenbewegung gefallen laſſen.“ Zahlreich und ſinnreich waren die Verſuche, mit denen er den Ehrgeiz der Kutſcher zu wecken verſuchte: wenn er einen Wagen der weißen Linie benutzte, ſo erklärte er, daß er geſtern auf der roten Linie denſelben Weg in der Hälfte der Zeit

gemacht hätte — dasſelbe erzählte er am nächſten Tage der roten Linie von der weißen.

Er forderte die Schaffner auf, ſich nach Kopenhagen zu begeben und anzuſehen, wie dort die Pferdebahnen führen; dagegen wären die Berliner nur zum Lachen. Alle ſeine Verſuche blieben fruchtlos, kein Schaffner gab ſich die Mühe, nach Kopenhagen zu reiſen, die Pferdebahn wirkte von Tag zu Tag aufreizender auf ſeine Nerven, und die Kataſtrophe konnte und ſollte nicht ausbleiben.

Über die Potsdamer Brücke war zu jener noch unentwickelten Zeit nur ein Geleiſe gelegt und eine auf der Brücke angebrachte Signalſcheibe mit grünem und rotem Lichte regelte den Gang der Wagen. Die grüne Scheibe bedeutete „Du kannſt fahren“, die rote „Du mußt warten“.

Mein unglücklicher Onkel mußte, der Lage ſeiner Wohnung nach, täglich über die Brücke fahren, und es ergiebt ſich daraus, von welcher Bedeutung für ihn die Signalſcheibe war. In der That hing ſein Blick jedesmal mit einer Geſpanntheit an derſelben, als gälte es für ihn die Entſcheidung über Leben und Tod, je nachdem ſich die fördernde grüne oder die hemmende rote Scheibe ihm zuwandte.

Eines Abends fuhren wir gemeinſam aus dem Innern der Stadt heraus; er hatte es eilig — ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich ſtand auf dem Vorderperron, er ſaß im Wagen. Vom Potsdamer Platz in die Potsdamer Straße einſchwenkend, hörte ich die Thür hinter mir ſich öffnen, mein Onkel trat heraus. „Wie ſteht's?“ fragte er dumpf. „Grün,“ gab ich zur Antwort — ich wußte, was er meinte. Er atmete erleichtert auf. Zwanzig Schritte weiter — „Rot,“ hörte ich ihn leiſe murmeln; die Signalſcheibe hatte ſich ge-

wandt. An der Ecke der Eichhornſtraße ein Seufzer der Befriedigung hinter mir. — Die Signalſcheibe ſandte uns ihren freundlichen grünen Blick zu. Wir fahren weiter — Grün hält ſich — wir ſind an der Halteſtelle vor der Brücke — Grün iſt noch immer da — „nur weiter, nur weiter!“ ächzt mein armer Onkel. — Da kommt von der Viktoriaſtraße her eine ganze Geſellſchaft, die noch mitfahren will, wir warten — mein Onkel läßt ein wütendes „hrrr“ — „hrrr“ — zwiſchen den Zähnen hervorſchnarren — unſer Wagen füllt ſich — Grün hält ſich noch immer — das Glockenzeichen ertönt — die Pferde wollen anziehen — da — mit teufliſchem Grinſen dreht ſich die Scheibe — ein roter Strahl fällt auf das Geſicht meines Oheims. — „Ich ſteige aus“, erklärt er — ich verſuche ihn zu beſchwichtigen — vergeblich — er iſt nicht zu halten, im nächſten Augenblick ſehe ich ihn ſtürmenden Schrittes bei uns vorbei über die Brücke dahin ſauſen. Bald darauf ſetzen wir uns in Bewegung — an der Halteſtelle jenſeits der Brücke haben wir meinen entſprungenen Onkel wieder eingeholt. Er ſtürzt auf uns zu — er will nun doch wieder mitfahren — da tönt ihm von oben „Der Wagen iſt beſetzt“ entgegen. Mein unglücklicher Onkel giebt einen Laut von ſich, der nichts Menſchliches mehr hat, durch das Raſſeln der Räder höre ich etwas wie eine furchtbare Beteuerung, „nie mehr im Leben mit dieſen Schandfuhrwerken fahren!“ — Die Nacht verhüllte ihn.

Am Tage nach jenem Vorfalle ſoll mein Onkel ſich ein Paar große Gummiſchuhe gekauft haben, und ſeitdem Winters und Sommers unter allen Umſtänden nur noch zu Fuße gegangen ſein.

Ein Opfer des Berufs

„Ein Schriftsteller, der Sachen beschreiben will, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, ist ein Wasserphantast; seine Menschen sind Fische, und seine Erzeugnisse werden niemals ins Volk dringen!“ — Bums! — Mein Freund Otto setzte sein Glas auf den Tisch, so daß ein Teil des darin befindlichen roten Weines auf das Tischtuch spritzte — das war der Punkt zu seiner rasselnden Periode.

Ich bin schüchterner Natur; Menschen, welche sehr laut sprechen, das Glas energisch auf den Tisch setzen und mich dabei ansehen, als wollten sie sagen: „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“ imponieren mir stets. Darum imponierte mir auch mein Freund Otto. Wir saßen uns am Tische in der Italienischen Weinstube gegenüber; während er sprach, fixierte er mich; es war kein Zweifel, zu jenen inkorrekt handelnden Schriftstellern rechnete er auch mich.

Unsere übrigen Freunde, die mit uns am Tische saßen, blickten mich schweigend an; offenbar erwartete man, daß ich ein bedeutendes Wort zu meiner Rechtfertigung sagen würde. Ich selbst fühlte die Verpflichtung, — aber mir fiel nichts ein. Nach längerer Pause brachte ich endlich hervor: „Ja, ja, es bleibt schon wahr, man muß ins volle Menschenleben hineingreifen.“

Mein Freund Otto lachte hämiſch in ſein Glas hinein, unſere Freunde ſchauten mich mitleidig an — ich war abſcheulich blamiert.

Indeſſen würden die Worte meines Freundes Otto nicht ſolchen Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht ein ſchlechtes Gewiſſen gehabt hätte. Ich trug mich nämlich mit dem Gedanken an einen großen ſocialen Roman aus Berliner Volkskreiſen. Realiſtiſch — das war mein Programm.

Im Geiſte ſah ich bereits mein Bild in allen illuſtrierten Zeitungen; neben meinem Namen ſtand in Klammer: „der deutſche Zola“.

Über den Inhalt des Romans war ich mir noch nicht ganz klar; nur ſoviel wußte ich, daß im Mittelpunkte desſelben als Hauptfigur ein Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe erſcheinen ſollte — wenn das nicht packte, dann packte nichts.

Während ich nach Haus ging, peinigten mich, durch meines Freundes Worte hervorgerufen, quälende Zweifel:

„Du willſt einen Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe ſchildern,“ ſagte ich zu mir, „was weißt Du von einem Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe? Daß er im Sommer einen mit Litzen beſetzten Rock und einen Kokardehut, im Winter dagegen einen Mantel, ſtrohgefütterte Kanonenſtiefel und eine Pelzmütze trägt — ja freilich, das weiß eben jeder. Aber haſt Du je ſeinen Geſprächen gelauſcht, mit denen er auf der Halteſtelle, zu längerer Raſt genötigt, ſich und ſeinen Kollegen die Stunden kürzt? Biſt Du ihm je in eines der Lokale gefolgt, wo er ſich mit einem Glaſe „doppelte Luft“ und einer Stulle zu weiteren Strapazen erquickt? Weißt Du etwas von ſeinen Neigungen und Abneigungen? von der Wechſelwirkung zwiſchen ihm und ſeinem Roß? Mit einem

Worte, haſt Du eine Ahnung von dem Gefühlsleben des Droſchkenkutſchers zweiter Klaſſe? Sei ehrlich mit Dir ſelbſt, Du haſt keine; und Du willſt einen ſocialen Roman über ihn ſchreiben? Na, ich danke!“

Das letzte Wort ſagte ich unwillkürlich halblaut zu mir ſelbſt, während ich in äußerſter Verſtimmung meine Hausthür öffnete.

Ich ſchlief die Nacht ſchlecht, weil ich immerfort von dem Gefühlsleben des Droſchkenkutſchers zweiter Klaſſe träumte.

Als ich mich ſeufzend am nächſten Morgen erhob, bemerkte ich, daß ich auf dieſem Wege nicht zum Ziele gelangen könne, ich beſchloß praktiſche Studien zu machen. Mit dem Notizbuch bewaffnet, trat ich auf die Straße.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, aber das war mir gleichgültig; meine Augen hatten nur Sinn für Droſchken zweiter Klaſſe und deren Führer. An der nächſten Straßenecke war ein Halteplatz für ſechs derſelben; mir ſchlug das Herz, als ich ſie erblickte.

Bisher waren mir dieſe Menſchen als ganz gewöhnliche Sterbliche erſchienen; jetzt war es mir, als bemerkte ich auf ihrem Geſichte ein tückiſch verſtecktes Schmunzeln, als wüßten ſie, daß ſie etwas beſäßen, was ſie ſich hüten würden, herauszugeben, das Gefühlsleben des Droſchkenkutſchers zweiter Klaſſe.

Ich ſetzte mich in die vorderſte Droſchke; ſie war offen und hatte Kiſſen von rotem Plüſch. Der Kutſcher ſaß ſchlafend auf dem Bocke und verbarg ſein Gefühlsleben vorläufig hinter einem kräftigen Schnarchen.

„Du ſei mein Held!“ rief es in mir. Nach längeren Verſuchen gelang es mir, ihn zu wecken.

Ich blieb in der Droschke stehen, nannte ihm ein beliebiges Ziel und beschloß, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

„Wohl schon viele Touren heute gemacht?“ fragte ich in gewinnendem Tone, während er sein Roß in schaukelnden Trab setzte.

Er schien mich nicht gehört zu haben, wenigstens nahm er von meiner Ansprache keinerlei Notiz.

„Wohl schon viele Touren gemacht?“ wiederholte ich noch wohlwollender.

Jetzt drehte er den Kopf herum. „Det stimmt,“ sagte er, „es is eine doppelte Tour.“

Ich war verblüfft über den unerwarteten Erfolg meiner Ansprache.

„Doppelte Tour?“ fragte ich.

„Na, etwa nich?“ versetzte er ungehalten.

Ich ärgerte mich, daß ich unpraktischer Weise gleich in eine doppelte Tour hineingefallen war, und zog mich zurück.

„Ausgesprochenes Rechtsbewußtsein,“ notierte ich in meinem Taschenbuche, „das sich unter Umständen bis zur Starrheit steigert.“

Da mir die Notiz zu dürftig erschien, fügte ich hinzu: „Kurz angebunden, Abneigung gegen Unterhaltung mit dem Fahrgast.“

Wir waren in eine Stadtgegend gelangt, wo ich gar nichts zu suchen hatte; es blieb mir daher nichts übrig, als gleich wieder zurückzufahren.

Ich sprang in die erste beste Droschke, und im Augenblick, als ich mich anschicken wollte, mein Unterhaltungsmanöver wieder zu beginnen, bemerkte ich, daß ich eine Droschke erster Klasse gegriffen hatte.

Was war mir ein Droſchkenkutſcher erſter Klaſſe? Außerdem koſtete es wieder eine Mark. Ich ärgerte mich fürchterlich über mich ſelbſt.

Nun beſchloß ich, in der Wahl meiner Kutſcher vorſichtiger zu ſein.

Lange wandelte ich, die verſchiedenſten Droſchkenhalteplätze mit den Augen abſuchend, durch die Straßen, bis ich endlich einen ganz jungen Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe gewahrte, der, ſobald er meine Blicke auf ſich gerichtet ſah, mit zappelnder Haſt auf ſeinen Bock ſprang.

„Endlich,“ ſagte ich zu mir, indem ich einſtieg, „ein echter, geweckter Berliner Droſchkenkutſcher, wie ich ihn brauche.“

Durch einige kurz hingeworfene Redebrocken prüfte ich ſeine Unterhaltſamkeit — meine Verſuche ergaben das beſte Reſultat; ich wählte daher, um ſeinen Mitteilungen beſſer lauſchen zu können, den Tiergarten, in welchem er mich ſpazieren fahren ſollte.

Während wir durch die Straßen rumpelten, betrachtete ich ſchweigend meinen Wagenlenker, der mit einer mehr kühnen als ſchönen Seitenwendung auf dem Bocke thronte, ſo daß ich ſein Profil ſehen konnte; gewiſſe dunkle Schatten fielen mir dabei in ſeinem Geſichte auf, die ungefähr ſo ausſahen, als wäre er mit einer Stiefelbürſte zu nah zuſammengekommen.

Sobald wir die ſchattigen Hallen des Tiergartens erreicht hatten und ich das Zeichen zur Unterhaltung gegeben hatte, öffneten ſich die Schleuſen ſeiner Beredſamkeit, und in der That entſchädigte mich dieſer treffliche Jüngling für alles, was ich bisher entbehrt hatte.

„Geſchäft geht wohl flott?“ fragte ich.

„Na, jetzt geht es man ſo ſo,“ gab er zur Antwort, „aber bis vor acht Tagen da ging es fein; die ganze Stadt haben wir auszufegen gehabt.“

„Auszufegen?“ fragte ich, einigermaßen verdutzt.

„Na ja,“ ſagte er, „weil doch die Leute den janzen Winter lang in ihrer Stube geſeſſen und geheizt haben, und weil's doch nu wieder warm wird —“

„Aha — ich verſtehe,“ fiel ich ihm ins Wort; eine köſtliche Notiz, die ich meinem Taſchenbuche einverleibte:

„Der Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe zeigt überraſchende Neigung zu bildlichem Ausdruck; wenn der erwachende Frühling die Menſchen aus den dumpfen Häuſern und Straßen ins Freie lockt und ſie ſich ſeines Gefährtes bedienen, ſo bezeichnet er dies, indem er ſagt, daß er die Stadt ausfegt.“

In der Freude meines Herzens bot ich ihm eine Cigarre an; er lehnte nicht ab, meinte aber, daß er das „Priemen“, das heißt das Tabakkauen, dem Rauchen vorzöge; „in ſeinem Geſchäft wäre das praktiſcher“.

Abermalige Notiz:

„Der Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe verſchmäht den Tabaksgenuß nicht, zieht indeſſen das Priemen dem Rauchen vor.“

„Sehen Sie,“ ſagte ich, nachdem ich die bedeutſame Thatſache durch Niederſchreiben für alle Zeiten geſichert hatte, „wie man die Augen aufmachen muß, wenn man etwas lernen will; bis heute habe ich noch nie einen Droſchkenkutſcher priemen geſehen.“

„Na ja, die —“ erwiderte er achſelzuckend, „wozu ſollen die denn auch priemen? Ich ſprach ja von unſer Geſchäft.“

„Aber — wieſo —?“ ſtammelte ich verblüfft.

Er neigte ſich zu mir herab: „Ick fahre ja man bloß heute die Droſchke,“ vertraute er mir, „weil mein Vater unpaß is; dem gehört ja der Kaſten.“

Die Bäume des Tiergartens fingen an, vor meinen Augen zu tanzen.

„Was ſind denn aber Sie von Profeſſion?“ ſchrie ich in tödlicher Beklemmung.

Lächelnd ſchaute er auf mich nieder: „Schornſteinfeger,“ ſagte er.

Das Notizbuch in meinen Händen gab einen hörbaren Seufzer von ſich; mit Notizen über das Berufsleben des Schornſteinfegers hatte ich es gefüllt, es fühlte ſich entwürdigt.

„Halten Sie an!“ donnerte ich meinem Wagenlenker zu, „ich fahre nicht weiter!“

Mit einem Satze war ich aus dem Fuhrwerk heraus, und wie ein Verzweifelnder ſchlug ich mich in die dickſten Büſche des Tiergartens. Meine Stimmung grenzte an Raſerei, und da ich in dieſem Augenblick an einem Weiher vorüberging, ſo ergriff ich das geſchändete Notizbuch und warf es mit zürnendem Schwunge mitten in die Flut.

Am Nachmittage erſt ſchlich ich geſenkten Hauptes nach meiner Behauſung zurück; ich hatte ein Gefühl, als müßte jedermann es mir anſehen, daß ich mich von einem Schornſteinfeger habe ſpazieren fahren laſſen.

Indem ich in mein Haus eintrat, bemerkte ich, daß neben der Hausthür ein Thorweg ſich befand, über welchem eine Tafel ein „Droſchken- und Fuhrgeſchäft“ ankündigte.

Seit einigen Tagen erſt wohnte ich in dem betreffenden Hauſe, ich hatte deshalb noch nicht darauf geachtet. Jetzt, indem meine Augen gedankenvoll an jener Tafel hafteten,

machte ich die Wahrnehmung, daß es die Stunden tiefer Schmerzen ſind, in denen die Seele des Menſchen zu großen Entſchlüſſen reift, denn ein Gedanke ſtieg in mir empor, vor deſſen Kühnheit ich ſelber erſchrak.

Aus dem Beiſpiele des Schornſteinfegers hatte ich erfahren, daß man Droſchkenkutſcher auf Zeit ſein konnte — wie wäre es, wenn ich ſelbſt für vierundzwanzig Stunden Droſchkenkutſcher würde?

„Das iſt natürlich totaler Unſinn," ſagte ich im erſten Augenblicke zu mir ſelbſt, „man würde Dich erkennen, und Du wäreſt lächerlich für alle Zeiten."

„Wer ſoll Dich denn aber erkennen, wenn Du Dir einen falſchen Bart in das Geſicht klebſt?" erwiderte eine andere Stimme meines Innern; „wer in aller Welt wird Dich auf einem Droſchkenkutſcherbock ſuchen? Sogar wenn Du Dir ſelbſt ähnlich ſehen ſollteſt, würde es niemand einfallen, daß Du es ſein könnteſt."

„Und genial wäre es," ſagte eine dritte Stimme in mir, „ganz enorm genial! Denke, wenn es dereinſt in Deiner Biographie von Dir heißt: um das Berliner Volksleben von Grund aus zu ſtudieren, verkleidete er ſich als Droſchkenkutſcher und miſchte ſich unter die niedrigſten Volksklaſſen."

„Und ſtudieren würdeſt Du das Volksleben," ließ eine vierte Stimme ſich hören, „ſtudieren, wie kein anderer vor oder nach Dir! Und Dein Roman wird epochemachend werden, epochemachend!"

Unwillkürlich trat ich vor den Spiegel, um zu ſehen, wie der große Romandichter der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausſähe.

„Ob denn aber der Inhaber des Fuhrgeſchäfts auf meinen Plan eingehen und mir die Lenkung einer Droſchke für einen Tag anvertrauen würde?“

Indeſſen — warum nicht?

Berlin kannte ich genug, um jeden Weg zu finden, den man von mir verlangte; ich würde ihm ſagen, daß es ſich um eine Wette handle, und ſchließlich — ein gutes Stück Geld —

Ich griff zum Hute, und damit das heilige Feuer des erſten Entſchluſſes nicht durch philiſterhafte Bedenken erkalte, begab ich mich ſtehenden Fußes auf den Hof hinunter, in das Kontor des Fuhrwerksbeſitzers.

Anfänglich zeigte ſich derſelbe meinem Vorhaben freilich wenig geneigt; dann aber drang das Bewußtſein in ihm durch, daß ich ein ſehr billiger Droſchkenkutſcher ſein würde, der ihm nichts koſtete, vielmehr runde dreißig Mark einbrächte, die ich ihm blank und bar auf den Tiſch zahlte. Er fing an, mich mit einer gewiſſen Schonung zu behandeln, wie man mit Menſchen verfährt, bei denen es nicht ganz richtig iſt und die man nicht reizen darf.

Als günſtiger Umſtand erſchien es, daß er ſoeben einen neuen Rock und ein neues Paar Beinkleider für einen ſeiner Droſchkenkutſcher hatte anfertigen laſſen; vorausgeſetzt, daß mir die Sachen paßten, ſollte ich dieſelben morgen anziehen. Was den Hut anbetraf, ſo ſollte ich den von „Guſtav“, das war der Kutſcher, den ich vertreten ſollte, aufſetzen.

„Na — es ſoll alſo wirklich dabei bleiben?“ ſchloß er die Verhandlungen.

„Allerdings,“ verſetzte ich, „und ich wiederhole noch einmal meine Bedingung: Diskretion, ſtrengſte Diskretion.“

Er nickte halb mitleidig mit dem Kopfe, als wenn er ſagen wollte:

„Armer Teufel, man wird es ſeiner Zeit ſchon erfahren, wenn ſie Dich nach Dalldorf bringen.“

„Alſo denn — morgen früh fünf Uhr?“ fuhr er fort, „hier auf dem Hof?“

„Morgen früh fünf Uhr hier auf dem Hof,“ ſagte ich, indem ich einen Gleichmut zur Schau trug, als gehörte es zu meinen täglichen Lebensgewohnheiten, morgens um fünf aufzuſtehen.

Ich wollte gehen, als er mir nachrief: „Aber den Kneifer!“ und er deutete auf meine Naſe, „das geht doch nicht für einen Droſchkenkutſcher!“

„Sie haben recht,“ entgegnete ich, „ich werde mir eine Stahlbrille anſchaffen.“

Damit verließ ich ihn, um mich ſofort nach einem Maskenverleihgeſchäft zu begeben, wo ich mir einen großen, das ganze Geſicht umrahmenden Vollbart und eine Perücke beſorgte; außer dem urſprünglichen Zwecke, mich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen, ſchwebte mir bei dem Gedanken an Guſtavs Kokardehut, deſſen nähere Bekanntſchaft ich morgen machen ſollte, die Zweckmäßigkeit einer beſonderen Kopfbedeckung vor Augen. Bart und Haar waren grau gemiſcht und mußten mir ein würdevolles Ausſehen verleihen.

Im Laden eines Optikers vervollſtändigte ich ſodann meine Ausrüſtung, indem ich die Beſtände desſelben an möglichſt unmodernen, ſchwerfälligen Brillen durchſuchte.

Die gewünſchte Stahlbrille fand ich nicht, wohl aber eine Hornbrille mit ungeheuren kreisrunden Gläſern, durch welche mein Geſicht einen eulenartigen Ausdruck bekommen mußte.

Das war, was ich brauchte.

So gerüſtet, meine Schätze in den Taſchen bergend, trat ich auf die Straße, außerordentlich mit mir ſelbſt zufrieden. Die energiſche Art, mit der ich das große Unternehmen angefaßt hatte, gefiel mir; alle meine Maßregeln erſchienen mir äußerſt zweckmäßig, ich bekam ein Vorgefühl von großem Gelingen meines morgigen Unternehmens; dies Gelingen übertrug ich unwillkürlich auf meinen zu ſchreibenden Roman, und im Geiſte fing ich an zu erwägen, was ich für denſelben an Honorar fordern ſollte. „Billig bekommen Sie ihn nicht, meine Herren," ſo ſprach ich mit halblaut triumphierendem Lächeln zu mir ſelbſt, indem ich die Thür der Weinſtube öffnete, wo ich mit meinen Freunden zuſammenzutreffen gedachte.

Um jede Möglichkeit, von ihnen erkannt zu werden, auszuſchließen, wollte ich denſelben erzählen, daß ich morgen früh zu verreiſen beabſichtigte.

Auch dieſer Teil meines Programms erledigte ſich auf das glatteſte; mein Freund Otto nebſt allen übrigen Freunden war zugegen, und während mein Inneres vor ſtolzer Freude über mein unvermutetes Abenteurertalent jubilierte, teilte ich den Verſammelten in möglichſter Gleichgültigkeit meine angeblichen Reiſepläne mit.

Mein Freund Otto war der einzige, den die Sache zu intereſſieren ſchien.

„Verreiſen willſt Du?" fragte er, „iſt das beſtimmt?"

„Ganz beſtimmt," erwiderte ich, „morgen früh geht es ab."

„Wohin?"

„Hm — ein kleiner Ausflug aufs Land — zu Verwandten."

„Auf wie lange?“ forſchte er weiter.

„Je nun — ein paar Tage höchſtens“ — es war eigentlich merkwürdig, mit welchem Intereſſe er mich ausfragte — dabei hatte er etwas ſo Eigentümliches in den Augen — „er wird doch nicht —?“ fragte ich mich unwillkürlich — aber ich brachte nicht einmal im ſtillen den Satz zu Ende.

„Es iſt ja Unſinn,“ ſagte ich mir, „er weiß ja nicht einmal etwas von Deinem vorhabenden Roman — wie ſollte er denn überhaupt auf Vermutungen kommen können?“

In der That war er nun auch ganz beruhigt, wie es ſchien, und als wir uns getrennt hatten, ging ich mit dem Gefühl nach Haus, daß morgen alles „brillant“ ablaufen würde. —

„Sind Sie derjenige Herr —?“ fragte eine Brummſtimme, als ich am grauenden Morgen des nächſten Tages in den Hof hinunterkam.

Ungefrühſtückt, denn ich hatte meinen Wirtsleuten nichts von meinem Unternehmen verraten wollen, mit einem falſchen Bart im Geſicht, einer Perücke auf dem Kopf und einer rieſigen Hornbrille auf der Naſe — man ſtelle ſich die Gemütsverfaſſung vor, in der ich mich befinden mußte.

Und dabei fühlte ich noch die Verpflichtung, ein heiteres Weſen zu heucheln, um Guſtav, denn in ihm vermutete ich den Inhaber der Brummſtimme, bei guter Laune zu erhalten.

„Das wird ein herrliches Wetter heute,“ ſagte ich, ſcheinbar ausgelaſſen fröhlich, während mir die Zähne vor Froſt klapperten.

Guſtav gab Töne von ſich, wie ein Bär, den man im Winterſchlaf geſtört hat.

„Kann ich die Sachen anziehen?“ fragte ich.

Guſtav wies nach dem Kontor; „da drin,“ erwiderte er, „ick werde unterdes anſpannen.“

Einige Zeit darauf trat ich wieder heraus, nunmehr als Droſchkenkutſcher. —

In der Mitte des Hofes ſtand die Droſchke, mit einem Pferde davor, welches im Morgengrauen wie ein vorweltliches Tier ausſah.

Guſtav arbeitete am Zaumzeug und ſchien nicht geneigt, von mir Notiz zu nehmen.

„Da wären wir,“ ſagte ich mit dem Tone angenommener Heiterkeit, die ſo gar nicht zu der Stimmung meiner Seele paßte.

Ich kam mir unerhört lächerlich vor und ſchämte mich vor mir und der Welt.

Guſtav richtete einen ſchiefen Blick auf mich und gab einige Laute von ſich, die ungefähr wie „i Du mein Gott“ klangen. Ermutigend war ſein Benehmen eben nicht.

Ich trat vor das Pferd, deſſen Farbe ich im Zwielicht noch immer nicht erkennen konnte; es ſah verſchlafen und verdroſſen aus und kaute noch an den Reſten des Morgenfutters.

„Na?“ ſagte ich, indem ich es vertraulich auf die Stirn klopfte.

Es ſpitzte die Ohren und ſah mich an, als wenn es ſagen wollte: „Wer iſt denn das?“

„Was das Tier für einen merkwürdig großen Kopf hat,“ wandte ich mich an Guſtav, „was hat es denn eigentlich für eine Farbe?“

„Es is eine Fliege," gab er zur Antwort, indem er den Futterſack in den Kaſten des Kutſchbockes ſteckte.

„Eine — Fliege?" Ich geſtehe, daß ich mich durch den Beſcheid nicht klüger fühlte; indeſſen wollte ich es vermeiden, Guſtavs Laune durch Fragen, welche meine Unwiſſenheit verraten hätten, zu reizen.

Auf dem Bocke gewahrte ich ein mit der Öffnung nach oben gerichtetes Gefäß.

„Aha," ſagte ich, indem ich herantrat, „das iſt der Futterkübel, nicht wahr?"

Guſtav ſah erſt das Gefäß, dann mich an; „das da?" ſagte er, „das is ja mein Hut."

„Ach ſo —" ſtotterte ich betreten, „Ihr Hut? Sie erlauben wohl?"

Nicht ohne ein beklommenes Gefühl nahm ich den Hut vom Bocke herunter in meine Hände.

„Nummer zwölf zweiunddreißig," ſagte Guſtav lakoniſch.

„Zwölf zweiunddreißig," wiederholte ich; zum erſtenmal in meinem Leben fühlte ich mich numeriert.

„Am Mittag bekommt er zum erſtenmal zu freſſen," unterrichtete mich Guſtav.

„Wer?" platzte ich unwillkürlich hervor; ich war in Gedanken ſo mit dem Hut beſchäftigt, daß ich geglaubt hatte, er ſpräche von ihm.

Guſtav ſchien es unter ſeiner Würde zu halten, meine einfältige Frage zu beantworten.

„Zwiſchen Uhre viere, fünf," fuhr er fort, „bekommt er zum zweitenmal was; wiſſen Sie denn, wie man das macht, wenn man ein Pferd futtert?"

Er hielt den Futterkübel in den Händen und ſah mich an, als ob er ſtarke Zweifel in meine Fähigkeit ſetzte.

„Ich hab's mir manchmal auf den Droſchkenhalteplätzen angeſehen," erwiderte ich kleinlaut, „indeſſen — wir könnten's ja mal blind durchmachen."

„Na alſo, denn mal los," ſagte er, indem er mir das Gefäß einhändigte.

Ich ſchlang dem Pferd nicht ohne Mühe den Riemen, an dem das Gefäß hing, um den Hals; Guſtav ſtand mit prüfender Miene hinter mir.

„So wird des niſcht," ſagte er dann, „erſt das Gebiß 'raus."

Er zeigte mir nun, indem er ſelbſt Hand anlegte, wie man dem Pferde das Gebiß aus dem Maule zu nehmen hätte; dann mußte ich es nachmachen.

Sobald das Pferd die Futterbüchſe vor der Schnauze hatte, ſteckte es den Kopf hinein, und als es bemerkte, daß nichts darin war, ſchüttelte es die Ohren, als wenn es ſagen wollte: „Was ſind denn das für dumme Späße?"

Das Pferd ſchien mir gegenüber die Stimmung ſeines Herrn zu teilen, denn befriedigt war auch Guſtav keineswegs, wie ſein knurrendes Brummen verriet.

„Na, denn kann's losgehn," ſagte er endlich, indem er mich noch einmal von Kopf bis zu den Füßen prüfend muſterte.

Aus dem Wagenkaſten holte er ein dunkles Knäul hervor, welches ſich, als er es entfaltete, als ſein Mantel erwies; dieſen hing er mir um die Schultern.

„Sapperment, der iſt ſchwer," ſagte ich, unter der Laſt ächzend.

Guſtav überhörte mein Stöhnen.

„Wenn's um Mittag warm wird," ſagte er, „ſtecken Sie ihn da wieder rin," und er wies auf den Wagenkaſten, den er ſchloß.

Ich ſtülpte den Hut auf den Kopf und erkletterte mit Anſtrengung den Bock.

Während ich die Zügel ergriff, erteilte mir Guſtav die letzten Verhaltungsmaßregeln.

„Hier is die Marke," ſagte er, indem er eine Blechmarke mit der Nummer meiner Droſchke in meine Hand ſteckte; „nu fahren Sie man nach'n Schleſiſchen Bahnhof und ſtellen ſich da auf, vielleicht bekommen Sie eine Fuhre, wenn der Frühzug kommt. Und die Marke jeben Sie an den Schutzmann ab; verſtehen Sie?"

„Ja, ja," erwiderte ich, „ich bin ja oft auf Bahnhöfen angekommen."

„Und denn, wenn's losgehen ſoll, denn hauen Sie ihm tüchtig ein paar auf," fuhr er fort.

„Wem?" wollte ich ſchon wieder fragen, denn ich glaubte, daß er ſich noch bei dem Schutzmann befände, aber diesmal unterdrückte ich glücklicherweiſe meine Unverſtändigkeit.

„Denn wenn er nämlich eine Weile geſtanden hat," erklärte Guſtav weiter, „denn is das Vieſt immer janz ſchmählich faul und kriegt janz ſteife Knochen, weil er nämlich früher Huſar geweſen is, und da haben ſie ihm die Vorderbeene en bißken ſehr ramponiert, und wenn er denn aber erſt in Gang is, denn jeht er janz jut, denn laſſen Sie ihn man laufen, immer ‚zuckel, zuckel'."

„Schön," ſagte ich, indem ich die Peitſche ergriff, die er mir hinaufreichte, „ich werde mich genau nach Ihrer Vorſchrift richten."

Die Peitſche ſah wie ein Pferdeſchweif aus, an dem nur ein Haar übrig geblieben war.

Guſtav öffnete den Thorweg, es ſollte losgehen. Ich ruckte mit den Zügeln und rief „hü!“

Der ehemalige Huſar vor meiner Droſchke jedoch ſchenkte meinen Manipulationen nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit; ſoweit es mir ſchien, war er wieder eingeſchlafen.

Jetzt fing ich an, ſeinen Rücken mit der Peitſche zu bearbeiten; auch das hatte nur halben Erfolg; er zuckte nur verächtlich mit der Haut und ſtand wie in die Erde gemauert.

„Mehr nach vorne müſſen Sie hauen!“ rief mir Guſtav vom Thorwege aus zu, „auf'm Rücken fühlt er niſcht mehr!“

Ich prügelte alſo mehr nach dem Halſe zu, und hiermit ſchien der Huſar keineswegs einverſtanden. Er warf den Kopf empor, ſchüttelte mit den Ohren, als wenn er ſagen wollte: „Laſſen Sie die Dummheiten gefälligſt ſein!“ Und als ich ſeinen Einwendungen kein Gehör ſchenkte, hob er plötzlich das Hinterteil und „krach“ ſchlug er mit beiden Hinterhufen gegen die Droſchke, daß ich auf meinem Bocke droben wankte und ſchwankte.

Jetzt kam Guſtav langſamen Schrittes ſelbſt heran.

„Jeben Sie mal her,“ ſagte er, indem er die Peitſche aus meiner Hand nahm, „ick werde ihm mal en bißken zureden.“

Die Art, wie Guſtav dem geweſenen Huſaren „zuredete“, ſchien demſelben nun allerdings außerordentlich verſtändlich, denn mit einem Mal, ehe ich mich's verſah, ſetzte er ſich vom Fleck aus nicht nur in Bewegung, ſondern ſogleich in Galopp, nach dem Thorwege zu, ſo daß ich mit beiden Händen krampfhaft in die Zügel greifen mußte.

„Der Hut!“ ſchrie ich, denn ich fühlte, wie der Kokardehut ſich in weitem Bogen von meinem Haupte trennte. Auf der Straße erſt bekam ich den empörten Huſaren wieder zur Ruhe.

„Das — iſt ja — ein bösartiges Tier!“ rief ich atemlos Guſtav zu, der mit Hut und Peitſche hinter uns drein gelaufen kam.

„Man bloß ein bißken kitzlig,“ erwiderte er beſchwichtigend.

Ich ſetzte den Kokardehut wieder an den ihm gebührenden Platz.

Guſtav wandte ſich zurück.

„Heute abend um neun,“ ſagte er, „kommen Sie retour“ — und damit überließ er mich meinem Schickſale. — —

Durch die menſchenleeren Straßen zog ich mit meinem Gefährte dahin, dem Schleſiſchen Bahnhofe zu. Ich hatte jetzt Muße, mein Roß näher zu betrachten. Es war ein Schimmel, deſſen weiße Farbe jedoch ins Gelbliche ſpielte, ungefähr der Farbe entſprechend, welche ein weißer Bart anzunehmen pflegt, deſſen Beſitzer ihn häufig mit Bier befeuchtet hat.

Sein Rücken war mit ſchwarzen Punkten überſäet, ſo daß es ausſah, als hätte man eine Feder über ihn ausgeſpritzt. — „Ein Fliegenſchimmel,“ ſagte ich zu mir, und Guſtavs dunkler Spruch „es iſt eine Fliege“ wurde mir jetzt klar.

Der Auftritt bei der Ausfahrt hatte den greiſen Vierfüßler offenbar ſehr erregt, und indem ich das lebhafte Spiel ſeiner Ohren betrachtete, glaubte ich zu hören, wie er ſeiner Entrüſtung Worte gab:

„Daß man ſo etwas auf ſeine alten Tage erleben muß!“ — „Wer iſt denn der Kerl, der da oben auf dem Bock ſitzt?“ — „Ein echter Droſchkenkutſcher doch nicht etwa?“ — „Das ſoll mir niemand weismachen.“ — „Na warte, na warte.“

So langten wir endlich auf dem Schleſiſchen Bahnhofe an, wo ich mich der Reihe der dort haltenden Droſchken anſchloß.

Die erſte Station war hiermit erreicht, und mit weit geöffneten Ohren ſaß ich auf meinem Bocke, damit mir ja kein Wort von der Unterhaltung meiner neuen Kollegen entgehen ſollte.

Vorläufig aber war es damit nichts, denn das einzige, was ich vernahm, war ein allgemeiner großer Schnarchchor — ſämtliche Kollegen holten den zu früh unterbrochenen nächtlichen Schlaf nach.

Ich verſuchte mir einzureden, daß die Situation äußerſt originell und intereſſant ſei, konnte indes die Erinnerung an mein verwaiſtes Bett zu Hauſe, in dem es ſich jetzt ſo warm liegen würde, nicht verbannen, und plötzlich trat das Bewußtſein mit furchtbarer Nacktheit vor meine Seele, daß ich fror, hungerte und mich ſchmählich langweilte.

Ein Händler mit warmen Würſtchen erſchien auf dem Platze, und obſchon mich ſonſt der Gedanke an etwaiges Pferdefleiſch von dieſem Genuſſe fernhielt, kletterte ich eilends vom Bocke und erſtand ein Paar von ſeinen braunen Pflegebefohlenen. Ich wollte ſie auf dem Bocke verzehren.

„Könnten Sie mir vielleicht etwas Papier geben,“ fragte ich, „damit ich mir die Würſte einwickle?“

Der Wurſtmann ſah mich verdutzt an: „Nanu?“ ſagte er, „Aujuſt? Papier?“

Ich bemerkte, daß ich mich verriet. Deshalb wandte ich mich raſch ab, und da in dem Augenblick der Schutzmann erſchien, händigte ich demſelben meine Marke ein. Dann erkletterte ich wieder meinen Bock und verzehrte meine Würſte.

Kaum war mein Magen auf dieſe Weiſe erwärmt und beruhigt, ſo ſtellte ſich ein allgemeines Behaglichkeitsgefühl ein; ich rückte mich in die Ecke des Bockes, wickelte mich feſter in den Mantel und — ſchlief ein.

Ein furchtbares Geſchrei erweckte mich.

Der Zug war angekommen, die Droſchken rechts und links von mir fuhren raſſelnd ab; unter der Bahnhofshalle ſtand ein Mann, der mit dröhnender Stimme „Eintauſendzweihundertzweiunddreißig!“ brüllte.

Er ſchien dieſer Beſchäftigung ſchon ſeit längerem obzuliegen, denn er war ganz rot und blau im Geſicht.

„Sehr gut,“ ſagte ich lächelnd zu mir ſelbſt, „da iſt ein Paſſagier, der ſeine Droſchke nicht findet; vorausſichtlich wird ſich ein Wortwechſel zwiſchen ihm und dem Kutſcher entſpinnen; dabei werden die ſchönſten Berliner Originalwendungen und Redensarten zutage kommen. Romandichter, paß auf, laß Dir nichts entgehen.“

„Eintauſendzweihundertzweiunddreißig!“ erſcholl es wieder; ich ſah mir den Rufer genauer an: es ſchien ein Handlungsreiſender zu ſein; ein Haufe von Koffern, Köfferchen und Muſtertaſchen lag um ihn her am Boden.

Schmunzelnd blickte ich umher; „Eintauſendzweihundertzweiunddreißig ſcheint ſich eines geſegneten Schlafes zu erfreuen,“ dachte ich bei mir.

In diesem Augenblick scholl es dicht an meinem Ohre:

„Zwölf zweiunddreißig — na, oller Dusselkopp, sitzt Du denn auf die Ohren?“

Ich fuhr herum — einer der Jungen, die sich beschäftigungslos auf Bahnhöfen herumtreiben, um Passagieren beim Auffinden von Droschken zu helfen, hatte die Thür meiner Droschke aufgerissen.

Donner — es fiel mir ein — ich selbst war ja Nummer Eintausendzweihundertzweiunddreißig.

Noch bevor ich dazu gelangt war, dem naseweisen Schlingel ein verweisendes Wort zu erwidern, rückte mein Fahrgast, jetzt ganz blau im Gesicht, auf mich an.

„Na sagen Sie mal,“ fuhr er mich an, „Sie haben wohl Ihre Ohren zu Hause gelassen? Eine halbe Stunde stehe ich hier und schreie mir nach Ihrer verfluchten Nummer die Lunge aus!“

Ich bebte vor Zorn.

„Mein Herr,“ sagte ich, indem ich mich vom Bocke zu ihm niederbeugte, „vor allen Dingen werde ich Sie dringend ersuchen, sich eines angemessenen Tones zu bedienen!“

„Ich verbitte mir alle überflüssigen Redensarten von Ihnen!“ donnerte mir der blauschimmernde Handlungsreisende zu; „Sie haben aufzupassen, nichts weiter! und wenn Sie das nicht thun, geh' ich mit Ihnen auf die Polizei!“

Ich kochte vor Entrüstung, und was das schlimmste war: ich durfte nichts mehr erwidern, denn meine Sprache hätte mich verraten; und bei solcher Behandlung schweigen zu müssen!

„Jungens, bringt meine Sachen her!“ rief der Handlungsreisende den Knaben zu, die in hellen Haufen umher-

ſtanden, und die Koffer, Köfferchen und Muſtertaſchen ſetzten ſich in Bewegung auf mich zu.

Unterdeſſen hatten ſich die Droſchkenkollegen, ſo viele noch nicht abgefahren waren, um uns geſammelt, und die Berliner Originalredensarten, die ich mir vorhin gewünſcht, bekam ich nun in ungewünſchter Fülle zu hören:

„Aujuſt, ſetz' Dir die Brille uf die Ohren, damit daß Du beſſer hörſt," ſagte einer.

Ich wollte an mich halten — aber konnte ich mir ſolche Roheit gefallen laſſen?

„Es iſt unpaſſend," erwiderte ich gemeſſen, aber eindringlich, „einem körperliche Gebrechen zum Vorwurf zu machen — wenn meine Kurzſichtigkeit mich nötigt, eine Brille zu tragen —"

„Aujuſt, verheddere Dir nich," unterbrach mich ein zweiter, und ein allgemeines Gelächter erſtickte meine fernere Rede.

„Aujuſt ſieht mit die Ohren und hört mit die Augen," kreiſchte einer der nichtsnutzigen Jungen.

Abermaliges Gelächter; der Wutſchweiß brach mir am ganzen Leibe aus.

„Das hier nehmen Sie auf den Bock," herrſchte mich jetzt der Handlungsreiſende an, und bei dieſen Worten ſchleuderte er mir einen meſſingbeſchlagenen Koffer auf die Füße.

„Nehmen Sie ſich doch etwas in acht," wollte ich ihm eben zurufen, als er eben ein Paar Gardinenſtangen, die in Papier gewickelt und mit Bindfaden zuſammengebunden waren, zu mir hinaufreichte.

„Die nehmen Sie auch," kommandierte er weiter, „und halten Sie ſie feſt, damit ſie nicht herunterfallen."

Alſo ein Tapezierer aus der Provinz! Und von dem eine ſolche Behandlung!

Trotzdem blieb mir nichts übrig, als dem Befehle dieſes Menſchen zu gehorchen; ich ſtellte die Gardinenſtangen aufrecht auf den Bock und legte den linken Arm um dieſelben.

Jetzt aber brach wieder ein allgemeines Hallo aus.

„Aujuſt, halt' die Latten feſt!“ rief der eine; „Aujuſt mit die Latten! Latten-Aujuſt,“ kreiſchten, brüllten und pfiffen die bösartigen Buben in gellendem Chor.

„Nach dem grünen Baum in der Kloſterſtraße!“ ertönte die Befehlshaberſtimme des Tapezierers; er ſtieg in die Droſchke, deren Thür er klappend ſchloß.

Ich ergriff die Zügel: der Fliegenſchimmel ſtand, als wenn die ganze Sache ihn nichts anginge.

„Wirſt Du wohl! Verfluchtes Vieſt! Vorwärts!“ ſo knirſchte ich mit geſchloſſenen Zähnen; der verruchte Vierfüßler verharrte in völliger Verſtocktheit.

Ich ließ die Peitſche auf ihn niederſauſen, „mehr nach vorn zu“, wie Guſtav mir geraten hatte, und richtig, plötzlich erdröhnte die ganze Droſchke, von den Hinterhufen des bockenden Huſaren in kräftigem Schlage getroffen.

Ein wahres Höllenkonzert von Gejohle und Gebrüll erhob ſich ringsumher, ich ſaß völlig ratlos auf meinem Bock, und jetzt ſtreckte ſich auch noch der Kopf meines Handlungsreiſenden aus der Droſchke.

„Wird es denn nun bald endlich etwas werden? Zum Himmelkreuzdonnerwetter!“ orgelte er mich an. „Eine ſolche Hundefahrerei iſt mir ja mein Leben lang noch nicht vorgekommen.“

Einer der Droſchkenkollegen fühlte endlich ein menſchliches Rühren, ergriff den bösartigen Huſaren vorn am Zügel und brachte ihn in Gang.

In dem von Guſtav vorgeſchriebenen Tempo „immer zuckel, zuckel“ fuhr ich ab, begleitet von dem gellenden „da fährt Latten-Aujuſt“ der nichtswürdigen Buben.

Mein einziger Troſt beſtand darin, daß der Weg bis zum „grünen Baum“ nicht lang war und ich ſomit Ausſicht hatte, meines unangenehmen Fahrgaſtes bald entledigt zu ſein.

An der Thür des Gaſthofs ſtand bereits der Oberkellner, der den angekündeten Gaſt erwartete.

„Sie kommen ja ſo ſpät!“ ſagte er zu dem Handlungsreiſenden, während dieſer Koffer und Gardinenſtangen herabholte, „wir glaubten ſchon, der Zug hätte ſich verſpätet.“

„Kein Gedanke,“ erwiderte der Grobian aus der Provinz, „aber dieſe Berliner Droſchken — es iſt ein wahrer Skandal!“

Wie ein Märtyrer ſaß ich auf meinem Bock, finſter entſchloſſen, dieſe letzte Beleidigung in Anbetracht der bevorſtehenden Erlöſung ſchweigend hinunterzuſchlucken.

Wer beſchreibt aber meine Gefühle, als der Menſch ſich jetzt zu mir wandte und, ſtatt mich zu bezahlen, ſagte:

„Warten Sie hier; ich fahre nachher mit Ihnen Touren, es kann ein paar Stunden dauern.“

Ich war wie vernichtet. Das alſo waren die Erfahrungen, die ich über das Gefühlsleben des Droſchkenkutſchers zu ſammeln gedachte, daß ich einen Handlungsreiſenden aus der Provinz Poſen in Berlin ſpazieren fahren ſollte?

„Darauf kann ich durchaus nicht eingehen!“ wollte ich ihm zurufen — aber er war ſchon in der Thür

des Gasthauses verschwunden, und mein Schicksal war besiegelt.

Es verging eine halbe Stunde und noch eine halbe Stunde — ich stand mit meiner Droschke vor dem „grünen Baum“ und besah mir die Klosterstraße.

Die stumme Wut, die mein ganzes Innere verzehrte, war so groß, daß ich mir vorkam wie ein Krebs, den man in kaltem Wasser ans Feuer setzt, um ihn langsam kochen zu lassen.

Nach Ablauf einer Stunde kam mein Gegner wieder aus dem Hause.

Er hatte gefrühstückt, kaute noch mit beiden Backen und zündete sich eine große dicke Cigarre an. Offenbar fühlte er sich äußerst behaglich — und ich!

„Na, Kutscher,“ sagte er, zu mir herantretend, mit vertraulicher Unverschämtheit, „nun wollen wir mal losfahren.“

Er entfaltete ein ellenlanges Papier, auf welchem der Reihe nach die verschiedenen Geschäftshäuser verzeichnet standen, die er mit mir zu besuchen gedachte.

Eine ganze Wagenladung von Musterschachteln und Köfferchen wurde ihm aus dem Gasthause herausgebracht und in der Droschke sowie auf meinem Bock untergebracht.

Dann setzte er den Fuß auf das Trittbrett. „Wenn Sie anständig fahren,“ rief er mir zu, „sollen Sie ein Trinkgeld bekommen; jetzt mal zunächst nach der Brüderstraße Nr. . . .“

„Ein Trinkgeld?“ platzte ich unwillkürlich heraus, „das verd — . . .“

Ich biß mich auf die Lippen — wieder hätte ich mich beinahe verraten!

Alſo auch das noch!

Ich unterlaſſe es, die Stunden, die nun folgten, in ihren Einzelheiten wiederzugeben, dieſe entſetzlichen Stunden, in denen ich von Straße zu Straße dahin rumpelte, ſchwitzend vor Wut, den verſtockten Fliegenſchimmel mit Peitſchenhieben vor mir hertreibend, den Unhold hinter mir unter ſtillen Flüchen zu allen Teufeln verdammend.

Es genüge, wenn ich ſage, daß wir das ganze Weichbild Berlins nach allen Richtungen der Windroſe durchſtreiften und daß ich nachmittags um zwei Uhr meinen Muſterreiſenden wieder in den „grünen Baum“ ablieferte.

Nachmittags um zwei Uhr!

Der ganze Vormittag dahin, und nichts für meinen Roman gewonnen, nichts für die litterariſche Unſterblichkeit gethan!

Mir traten vor Wut beinah die Thränen in die Augen.

„Bezahlen Sie den Mann und geben Sie ihm eine Mark Trinkgeld,“ ſagte der Handlungsreiſende zu dem herbeieilenden Oberkellner, indem er, einen Streif von Cigarrendampf hinter ſich laſſend wie ein Drache ſeinen Schweif, in der Hausthür verſchwand.

Ich ſah ihm nach.

„Peſtbeule!“ murmelte ich.

Der Oberkellner trat an mich heran und machte die Rechnung; ich brachte meinem Fuhrherrn ein hübſches Stück Geld ein; aber was hatte ich für mich?

„Trinkgelder nehme ich nicht!“ knirſchte ich dem Weißkrawattierten zu, als mir derſelbe die befohlene Mark in die Hand legen wollte.

Er ſah mich einen Augenblick blinzelnd an, dann erſchien ein geringſchätziges Lächeln zwiſchen ſeinen beiden Bart-

koteletten und mit unnachahmlicher Vornehmheit in der Bewegung ließ er die für mich bestimmt gewesene Mark in seine eigene Westentasche verschwinden.

Ich zog davon.

Der Husar mußte gefüttert werden.

Für allen Ärger, den er mir verursacht hatte, auch noch Futter!

Aber es mußte sein, und am nächsten Droschkenhalteplatze wurde es Gustavs Anweisungen entsprechend besorgt.

Ich selbst war hungrig geworden.

„Kann man hier irgendwo etwas zu essen bekommen?“ wandte ich mich höflich an einen Kollegen, der gähnend an der Mauer eines Hauses lehnte.

Er zeigte mit dem Kinn über die Straße.

„Na, Dummkopp,“ sagte er, „siehst Du denn den Budiker nich?“

„Seien Sie doch nicht so grob,“ wollte ich in gerechter Entrüstung wieder losbrechen — aber ich hätte mich ja verraten, und also mußte ich den „Dummkopf“ wieder einstecken.

„Frühstückshalle“ stand über dem Keller, in den ich hinunterkletterte; im Innern der „Halle“ sah es wenig festlich aus.

Auf dem Ladentische stand ein Teller mit einem mit Schlackwurst belegten Butterbrot, außerdem ein leeres Bierseidel; an einem Tische im Vordergrunde saß ein Mann, der bei meinem Eintritt aus dem Schlaf erwachte.

„Kann man vielleicht etwas Warmes bekommen?“ fragte ich.

Er überhörte meine Frage, wie etwas anscheinend durchaus Thörichtes.

„Eine Stulle is noch da," ſagte er, indem er mir das Schlackwurſtbutterbrot ohne weiteres zuſchob. Dann ergriff er das Seidel.

„Mit oder ohne?" fragte er, indem er an den Bierhahn trat.

„Wieſo?" fragte ich ſchüchtern.

Er ſah mich an.

„Mit geſpritzt oder ohne?" fragte er.

„Ach ſo, mit, wenn ich bitten darf," erwiderte ich.

Ich trank mein geſpritztes Bier, und an der Stulle würgend, trat ich wieder auf die Straße hinaus.

Die Droſchkenkollegen ſaßen auf ihren Böcken und ſchliefen, es war keine Möglichkeit, ein Geſpräch mit einem von ihnen zu eröffnen, in äußerſtem Mißmut zog ich den Mantel aus, denn es begann warm zu werden, erſtieg den Bock meiner Droſchke und fuhr davon, um an anderer Stelle mein Glück zu verſuchen.

Indem ich langſam über den Schloßplatz dahinzog, kam mir vom roten Schloß her quer über den Platz eine Geſtalt entgegen, bei deren Anblick mein Blut erſtarrte — es war mein Freund Otto!

„Wenn Dich der erkennt —" ich vermochte den Gedanken nicht auszudenken, ich fühlte, wie ich unter dem falſchen Barte errötete und erblaßte.

Krampfhaft wandte ich den Kopf nach der anderen Seite, nach dem Schloſſe zu, aber indem ich unwillkürlich zu ihm hinüberſchielte, glaubte ich zu bemerken, daß er ſtehen blieb.

Und ſo war es in der That — er ſtand — er winkte, winkte nach mir hin! Grauſen erfaßte mich.

„Winke Du Dir die Arme aus," dachte ich bei mir und fuhr weiter.

Jetzt hörte ich ſeine Stimme.

„Heda! Droſchke!" rief er. Ich ſpielte den Dickfelligen, ich fuhr weiter.

Aber nun kam er mit langen Sätzen über den Platz auf mich zu.

„Na, zum Schwerenot!" rief er, „hören Sie denn gar nicht?"

Es gab kein Entrinnen mehr — ich mußte anhalten.

Wie ein Verbrecher, dem das Todesurteil verkündet wird, ließ ich den Kopf hängen; mit dem linken Augenwinkel aber bemerkte ich, daß mein Freund Otto ſeinen beſten Anzug angelegt und den Sommerpaletot über den Arm genommen hatte; er hatte ſich elegant gemacht.

„Kanonierſtraße Nr. . . ." ſagte er, indem er leichtfüßig in die Droſchke hüpfte.

Unwillkürlich fuhr ich zuſammen. Wen ſuchte er in der Kanonierſtraße?

Daß er dort nicht wohnte, war mir bekannt; von unſern Freunden wohnte keiner in dem bezeichneten Hauſe, das wußte ich auch — hingegen beherbergte das Haus jemanden, den ich, oder richtiger geſagt, die ich ſehr gut kannte, das war Emma, meine Freundin vom Ballett, meine Emma!

Daß Emma treu, treu wie Gold war, wußte ich, Gott ſei Dank, das wußte ich, denn ſonſt — hätte ich wirklich — auf Gedanken kommen können —

Trotzdem erfaßte mich eine unbeſtimmte Unruhe, und haſtig ſtürmte ich mit meinem Fliegenſchimmel dem Ziele in der Kanonierſtraße zu.

Aus der Ferne ſchon verſchlang ich das Haus mit den Augen.

Täuſchte mich der Argwohn?

Da — zwiſchen den Nelken dort oben — blickte da nicht jemand heraus?

Die Räder der Droſchke klapperten vor der Thür des Hauſes, keine Täuſchung mehr, aus Emmas Fenſter neigte ſich ein lockiger Kopf — ſie war es ſelbſt.

Im nämlichen Augenblick riß mein Freund Otto die Thür der Droſchke auf, ſprang hinaus und warf Kußfinger zu ihr empor.

Dann legte er die Hand an den Mund:

„Ich warte hier unten in der Droſchke," rief er zu ihr hinauf, „komm herunter, wir fahren im Tiergarten ſpazieren."

Ich ſank in die Ecke des Bockes zurück.

Das war zuviel!

Der Verruchte!

Mit meiner eigenen treuloſen Geliebten ſollte ich ihn im Tiergarten ſpazieren fahren!

Durch die Hornbrille richtete ich einen vernichtenden Blick nach droben; er fand niemanden mehr, Emma war bereits vom Fenſter verſchwunden.

Ich überlegte — ſollte ich Brille, falſchen Bart und Perücke abreißen und mich den beiden Verrätern zu erkennen geben?

Aber die Lächerlichkeit! die unſterbliche Lächerlichkeit! Mir war, als würde die Kanonierſtraße ſich vor Lachen auf den Kopf ſtellen.

„Klappen Sie die Droſchke auf," gebot mein Freund Otto, „es iſt zum Erſticken in dem Kaſten."

Auch das noch!

Aber was war zu thun?

Dem Polizeireglement mußte ich gehorsamen; ich kletterte hinab und fing an, die Kutsche zu öffnen.

Unterdessen that sich die Hausthür auf und Emma schwebte über die Schwelle.

Ich stieß unwillkürlich einen dumpfen Fluch aus.

„Na, Sie bekommen wohl den Kasten nicht auf?“ fragte mein Freund Otto, der den Naturlaut meines Ingrimms gehört haben mochte; dann wandte er sich an Emma: „ein furchtbar ungeschickter Kerl,“ sagte er halblaut, „außerdem scheint er taub zu sein.“

In schweigender Wut arbeitete ich an meiner Droschke weiter.

Mein Freund Otto legte endlich selbst Hand mit an, weil es ihm nicht rasch genug ging, dann half er Emma in den Wagen, während ich, Gift kochend wie ein Molch, den Bock wieder erkletterte.

„Nun fahren Sie uns in den Tiergarten,“ befahl mein Freund Otto, „die Tiergartenstraße entlang, dann nach der Charlottenburger Chaussee und nach Charlottenhof — na, Sie wissen ja —?“

„Sehr wohl!“ versetzte ich mit furchtbarem Hohne in der grollenden Stimme.

Unter gräßlichen Gefühlen fuhr ich ab.

Das schändliche Paar hinter meinem Rücken war äußerst vergnügt, und da die Droschke jetzt offen war, konnte ich jedes Wort verstehen, was sie sprachen.

„Du hast also meine Rohrpostkarte erhalten?“ fragte der Nichtswürdige.

„Verſteht ſich," erwiderte die Arge, „ich habe gar nicht gewußt, daß er verreiſen wollte! Iſt er denn auch ganz gewiß fort? Ich habe ſchreckliche Angſt."

„Kein Sorge, mein Schatz," verſetzte er, „ich bin heute ſelbſt in ſeiner Wohnung geweſen; ganz früh am Morgen iſt er auf und davon gegangen."

Ich ſchäumte.

Das alſo hatten die intereſſierten Blicke und Fragen zu bedeuten gehabt, die ich geſtern abend von ihm erhalten hatte!

Voll Ingrimm peitſchte ich auf den Fliegenſchimmel ein.

„Hauen Sie doch das Pferd nicht ſo!" rief mein Freund Otto mir aus der Droſchke zu; „wir haben ja gar keine Eile!"

Ich ſtieß ein hyſteriſches Gelächter in mich hinein; — der Miſerable! mit dem Pferde hatte er Mitleid! und mit ſeinem Freunde — abermals mußte der Fliegenſchimmel für meinen Freund Otto büßen.

„Der Kerl iſt nicht recht richtig im Kopf," ſagte mein Freund Otto laut.

„Sprich doch nicht ſo laut," bat Emma.

„Ach was," gab er zur Antwort, „ich habe Dir ja geſagt, er iſt taub wie eine Nuß; außerdem ſieh mal hin, ich glaube wahrhaftig, er trägt falſches Haar!"

Offenbar hatte meine Perücke ſich hinten verſchoben; ich hörte, wie ſie kicherten und lachten.

Ich überlegte, ob ich nicht einmal mit der Peitſche zu ihnen in die Droſchke hineinlangen ſollte — aber ich hätte mich ja verraten. —

Der Wagenlärm in der Leipzigerſtraße machte es mir eine Zeit lang unmöglich, zu hören, was zwiſchen den beiden verhandelt wurde; erſt als wir in die ruhigere Tiergarten-

ſtraße hinausgekommen waren, vermochte ich wieder einige Brocken von ihrer Unterhaltung aufzuſchnappen.

Ich bemerkte, daß wieder von mir die Rede war.

„Wie kommſt Du denn eigentlich mit ihm aus?“ fragte mein Freund Otto.

„I nu,“ gab Emma zur Antwort, „es iſt ja ein guter Menſch.“

Klatſch — hatte der Fliegenſchimmel wieder eins weg — denn der Ton, in dem ſie das ſagte, empörte mich.

„Das iſt wahr,“ fuhr mein Freund Otto fort, „aber langweilig, ſchmählich langweilig.“

Der Elende!

Mit verhaltenem Atem lauſchte ich, was ſie auf dieſe Niederträchtigkeit erwidern würde.

Emma kicherte; das ſollte alſo ſo viel heißen als „es iſt wahr“.

Ich fieberte vor Wut.

„Lieſt er Dir auch manchmal von ſeinen Sachen vor?“ forſchte mein Freund Otto weiter.

„Schreibt er denn?“ fragte ſie zurück.

Die Ungebildete! die Oberflächliche!

Hatte ich nicht bereits zwei Bände lyriſche Blumenſträuße drucken laſſen?

Und ſie fragte, ob ich überhaupt ſchriebe!

„Na ob,“ verſetzte mein Freund Otto mit einem infamen Gelächter, „alle Naſelang bringt er uns, ſeinen Freunden, ein Gedicht von drei Ellen Länge bei!“

Emma wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

„Damit hat er mich bis jetzt verſchont,“ meinte ſie.

„Keine Sorge, mein Kind“ knirſchte ich in den falſchen

Bart, „keine Sorge, Du ſollſt nicht mehr in Verlegenheit kommen, Dich mit mir zu langweilen!“

Im Geiſte überlegte ich den zermalmenden Abſchiedsbrief, den ich der Treuloſen am nächſten Tage zu ſchreiben gedachte.

Nach einer Fahrt, die mir endlos dünkte, waren wir endlich bei dem „Charlottenhof“ genannten Gartenlokale angekommen.

„Kutſcher, halten Sie an!“ brüllte mein Freund Otto, der, weil er mich für taub hielt, nur in den angeſtrengteſten Tonlagen zu mir ſprach; dann wandte er ſich an Emma.

„Komm, mein Schatz,“ ſagte er, „wir wollen ein Glas Bier trinken.“

Er half ihr aus der Droſchke.

„Warten Sie hier draußen,“ fuhr er zu mir fort.

An der Pforte des Gartens ſtand ein Kellner; „bringen Sie dem Kutſcher da ein Seidel,“ wandte er ſich an dieſen, und bevor ich noch Zeit gefunden hatte, Proteſt einzulegen, war er ſchon Arm in Arm mit Emma eingetreten.

Ich überlegte, ob ich nicht auf und davon fahren und das verruchte Paar ſitzen laſſen ſollte — leider ſtand aber ein Schutzmann in der Nähe, der alles mit angehört hatte.

Meine Flucht würde Aufſehen erregt, ich würde mich verraten haben, alſo mußte ich draußen vor der Thür warten, ſo lange es meinem angenehmen Freunde belieben würde, meine Angebetete zu traktieren!

Und dazu kam noch das Seidel Bier, welches jetzt der Kellner brachte.

Ich durfte kein Aufſehen erregen, — ich mußte das Glas annehmen, von dieſem Menſchen annehmen, den ich in den tiefſten Schlund der Hölle verwünſchte, und dazu noch,

um nicht aus der Rolle zu fallen, ein vergnügtes Geſicht erheucheln.

Mit einem Grinſen, welches dem Zucken auf dem Geſicht eines Gehängten gleichen mochte, nahm ich das Seidel in Empfang, und mit einem Gefühle, als tränke ich Schwefelſäure, goß ich das Bier in mich hinunter.

Volle geſchlagene anderthalb Stunden lang hielt mein Freund Otto es für angemeſſen, ſich mit meiner Dulcinea in dem Garten zu erluſtieren und mich vor der Thür Wache halten zu laſſen.

Nach Ablauf dieſer Zeit kamen ſie heraus, Arm in Arm, koſend, flüſternd, girrend und kichernd, wie ein piepſendes Spatzenpaar, das es ſich in einem fremden Neſte wohl ſein läßt.

Schmachtend hing Emma an ſeinem Arm, zärtlich blickte Monſieur Otto auf ſie nieder, und ich als Zuſchauer immer dabei!

Emma mußte nach dem Viktoriatheater, dem Felde ihrer Thätigkeit; ich erhielt den erfreulichen Auftrag, das liebende Paar dahin zu befördern.

In den menſchenleeren Baumgängen des Tiergartens ſenkte ſich bereits die Dämmerung; unter dem Schutze derſelben wurden meine liebenswürdigen Fahrgäſte, wie ich bemerkte, immer zärtlicher und kecker; ich hörte ein ſanftes Gurren, Murren und Schnurren, und endlich einen regelrechten Kuß.

Als wenn ich eins mit der Peitſche abbekommen hätte, ſo fuhr ich unwillkürlich auf.

Emma ſchien es bemerkt zu haben. „Ach Gott,“ ſagte ſie leiſe.

Monsieur Otto aber beschwichtigte ihre Besorgnis. „Er ist ja taub," sagte er mit süßem Tone, „er ist ja stocktaub, ich habe es Dir ja gesagt, mein Schätzchen."

Und so rumpelten wir in traulicher Harmonie weiter, und meine Gedanken nahmen einen düster elegischen Gang.

Ich schrieb im Geiste an meinem Nekrolog, und Thränen der Rührung über mein Schicksal traten mir in die Augen.

„Durch die Treulosigkeit eines niedriggesinnten Weibes" — so stand auf der letzten Seite des Nekrologs — „und die Verworfenheit eines Menschen, den er für seinen Freund gehalten hatte, ward dieses große Dichterherz gebrochen, und die herrliche Kraft, die so Unermeßliches für Deutschland versprochen hatte, brach im Beginn ihrer Entfaltung ab."

Die Laternen wurden bereits angezündet, und die Farbe meines Fliegenschimmels begann wieder ins Ungewisse zu spielen, als ich endlich vom Viktoriatheater, wo ich die Verlorene abgesetzt hatte, nach dem Innern der Stadt ablenkte.

Ein Rendezvous für morgen, welches mein Freund Otto in Anbetracht dessen, daß ich noch einige Tage verreist sein würde, mit ihr verabredete, das war das letzte, was ich vernahm.

Zu den Qualen der Seele gesellte sich nun auch noch ein ganz gemeiner, aber sehr energischer Hunger, denn meine Mittagsmahlzeit, nur aus einem Butterbrot mit Schlackwurst bestehend, war in der That etwas dürftig gewesen.

In unmittelbarer Nähe des Droschkenhalteplatzes, an dem ich mit meinem alten Husaren Stellung nahm, winkte mir eine hellerleuchtete Kellerrestauration.

Die Fenster des Lokals waren verhängt, und dadurch erhielt es ein etwas verdächtiges Aussehen; auch glaubte ich

mich zu erinnern, einmal geleſen zu haben, daß der Keller vielfach von Leuten beſucht würde, die ſich mit Vorliebe in fremde Taſchentücher ſchneuzen — aber was hatte ich noch zu verlieren?

„Nun erſt recht!“ ſagte ich mit dumpf verzweifelter Entſchloſſenheit zu mir ſelbſt, indem ich die Kellerſtufen hinunterkletterte.

Es waren nur wenig Gäſte anweſend, als ich eintrat; an einem Tiſche ſaßen zwei einfach ausſehende Männer, vor jedem der beiden ſtand ein Glas Bier.

Mein knurrender Magen ließ mich alle Rückſichten beiſeite ſetzen — ich beſtellte mir ein Beefſteak.

Ein Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe, der ſich ein Beefſteak beſtellte!

Das erregte Aufmerkſamkeit; der Kellner ſah mich zweifelnd an; das ärgerte mich.

„Und noch zwei Setzeier dazu,“ gebot ich verdrießlichen Tones.

Jetzt bemerkte ich, wie die beiden harmlos dreinſchauenden Gäſte aufmerkſam wurden; ich ſah, wie ſie Blicke wechſelten und verſtohlen zu mir herüberſchauten.

„Es werden doch wohl Taſchendiebe ſein,“ ſagte ich zu mir, „aber immer zu, mir ſoll's nicht mehr darauf ankommen.“

Ich ſetzte mich an einen Tiſch und ergriff eine beliebige Zeitung, die vor mir lag. In Berlin W., ſo las ich, war ein Einbruch verübt worden; der Thäter war noch nicht ergriffen, man vermutete, daß er ſich in Berlin verſteckt hielte.

„Wenn er nur ſeine Haare nicht verliert,“ hörte ich jetzt einen der beiden Männer halblaut zum andern ſagen.

Sollte ſich das etwa auf mich beziehen?

Unwillkürlich faßte ich nach meiner Perücke — richtig, sie hatte sich verschoben; ich rückte sie zurecht. Wieder bemerkte ich, zur Seite schielend, wie sie sich heimlich anstießen.

Ich fühlte mich beobachtet, ich wurde unsicher, und in meiner Unsicherheit griff ich dummerweise nach dem falschen Barte, um zu prüfen, ob er noch festsäße.

„Also auch falsch," glaubte ich die flüsternde Stimme des Beobachters wieder zu vernehmen.

Ich wurde immer verlegener, in der Verlegenheit errötete ich, und indem ich errötete, trat mir der Schweiß auf die Stirn — es war eine unangenehme Situation.

Aller Appetit war mir vergangen, und ich erwog, ob ich das Beefsteak nicht ungegessen stehen lassen und auf und davon gehen sollte — aber das hätte mich ja geradezu verdächtig gemacht — ich fing daher an, das zähe Fleisch, so rasch es gehen wollte, hinunterzuwürgen; die Blicke der beiden Widerwärtigen verließen mich nicht einen Augenblick.

Dabei tauschten sie fortwährend leise Bemerkungen aus, und da ich unwillkürlich mit beiden Ohren hinhorchte, verstand ich einiges von dem, was sie sagten.

„Böttcher-Karl?" hörte ich den einen sich fragend an den anderen wenden. Dann einige unverständlich gemurmelte Worte, dann wieder lauter „Husaren-Fritze?"

Messer und Gabel sanken mir vor Schrecken auf den Teller — es waren die Namen von zwei der berüchtigsten Einbrecher, die ich soeben vernommen hatte — war es denkbar, daß man mich mit denen in Verbindung brachte?

Hastig klopfte ich auf den Tisch, um den Kellner zum Bezahlen heranzurufen; es duldete mich nicht mehr in dem abscheulichen Keller, ich wollte fort.

Noch bevor der Kellner jedoch erschienen war, erhoben sich die beiden Aufpasser — ein letzter Blick des Einverständnisses, dann trat der eine dicht hinter mich, um seinen Überzieher von der Wand zu nehmen, an der ich saß.

„Sie erlauben wohl," sagte er, und bei diesen Worten ließ er den Zipfel des Überziehers in beabsichtigter Ungeschicklichkeit mir über Kopf und Gesicht fahren — die Perücke machte einen Satz nach vorn, so daß sie mir auf die Stirn rutschte, die rechte Bartseite wackelte hin und her.

„Aber — ich muß doch bitten —" fuhr ich auf.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit einem höhnischen Grinsen, „aber Ihre Haare sitzen ein bißchen locker." In wahrhaft tödlicher Verlegenheit bezahlte ich meine Zeche, stülpte den Hut auf und eilte hinaus.

Im Augenblick, als ich die Kellerthür hinter mir schloß, fühlte ich mich unter beiden Armen ergriffen; die beiden Geheimpolizisten, denn als solche mußte ich sie nun erkennen, standen zu meinen Seiten.

„Na nu, Aujust, aber mal mitgekommen," sagten sie, indem sie mich unglaublich rasch die Kellertreppe hinaufbeförderten.

„Meine Herren," keuchte ich, „es ist — ein Mißverständnis — ich versichere Ihnen —"

Ein gemütliches Gelächter war die Antwort.

„Na, das versteht sich," hieß es, „aber nu mal nach dem Molkenmarkt."

Ehe ich mich's versah, war ich in meine eigene Droschke gepackt; der eine Polizist setzte sich neben mich, der andere auf den Bock — und fort ging es, dem Molkenmarkt zu.

Der Huſar, als ahnte er, daß er ſeinen Feind nach dem Polizeigewahrſam ſchleppte, griff wie raſend aus.

Die Gefühle, die mein Inneres durchwogten, ſchildere ich nicht, denn ſie laſſen ſich nicht ſchildern.

Das war alſo das Ende meiner Studienreiſen! Als Spitzbube verhaftet und eingeſteckt!

Ich brach in ein gellendes, konvulſiviſch-hyſteriſches Gelächter aus.

Mein Begleiter, in gänzlicher Verkennung meines Seelenzuſtandes, deutete mein Lachen dahin, daß ich den Verrückten ſpielen wollte.

„Na, Aujuſt," ſagte er, „die Witze laß man unterwegs; den wilden Mann ſpielen is nicht."

Auch das noch!

Ich, der ich den ganzen Tag hindurch mit der Geduld und Langmut eines Lammes die größten Beleidigungen und den roheſten Hohn ertragen hatte, ich ein wilder Mann!

„Mein Herr," wandte ich mich in dem Tone eines Tragödienhelden im letzten Akte an den Poliziſten zu meiner Seite, „wenn je die Verkettung unerhörteſter Umſtände zu einem himmelſchreienden Juſtizmord geführt hat —" ich war mit meinem großen Satze noch nicht zum Ende gekommen, als unſer Gefährt bereits in den gewölbten Thorweg des Polizeigewahrſams am Molkenmarkte einfuhr.

Ein ganzer Schwarm von Schutzleuten empfing uns auf dem mit Laternen erhellten Hofe, und von ihnen umringt wurde ich in das Innere des Gebäudes, in ein blendend erleuchtetes Zimmer geführt.

Man ſchritt zur Unterſuchung; die Perücke wurde mir vom Kopfe, der falſche Bart aus dem Geſichte, die Hornbrille

von der Naſe genommen — bei jedem Stück meiner Vermummung, welches ſich von mir ablöſte, ertönte ein triumphierendes „Aha!“ meiner Umgebung.

„Meine Herren,“ ſagte ich, „meine Herren — ich fühle, wie der Anſchein gegen mich ſpricht — aber —“

„Sie ſind ſtill, bis man Sie fragt!“ ſchnauzte mich der Polizeiwachtmeiſter an.

Jetzt ging es an die Taſchen.

„Was iſt denn das? he?“ rief ein Schutzmann, der in meine Rocktaſche gegriffen hatte, und er hielt mir mein rotſeidenes Taſchentuch vor die Naſe.

„Das iſt mein Taſchentuch,“ erwiderte ich.

Ein allgemeines Hohngelächter beantwortete meine Verſicherung.

„Gehört das vielleicht auch Ihnen?“ fuhr der Schutzmann fort, indem er aus der Taſche meines Beinkleides mein Portemonnaie zu Tage förderte. Ohne weiteres wurde es geöffnet. Dummerweiſe hatte ich mehrere Goldſtücke hineingeſteckt, als ich am Morgen meine Wohnung verließ, jedes derſelben verwandelte ſich jetzt in einen Ankläger.

„Eins — zwei — drei — vier Zehnmarkſtücke,“ ſagte der Schutzmann, indem er das Geld auf den Tiſch zählte, „eins — zwei — drei Thaler — vier einzelne Markſtücke.“

„Wo Sie das Geld her haben, ſollen Sie ſagen!“ ranzte mich der Wachtmeiſter wieder an.

„Teils aus meinen Tageseinnahmen, teils iſt es mein eigenes,“ erwiderte ich.

Ein Heiterkeitsſchauer ging wieder durch die Verſammlung.

„Sie ſcheinen ja famoſe Geſchäfte gemacht zu haben,“ ſagte der Wachtmeiſter.

„Wem gehören die Schlüſſel?“ forſchte der Unterſuchende weiter, indem er meinen Haus- und Stubenſchlüſſel vor mich auf den Tiſch legte.

„Mir!“ entgegnete ich mit dumpfem Trotz.

Der Wachtmeiſter wandte ſich an mich; „na, hören Sie mal,“ ſagte er mit drohender Vermahnung, „Ihre Redensarten habe ich nu bald ſatt — wollen Sie nu mal 'rauskommen mit der Wahrheit?“

Alles, was noch von Kraft und Bewußtſein in mir war, raffte ich zuſammen zu einer letzten überwältigenden Anrede an die Polizeiorgane.

„Herr Wachtmeiſter — meine Herren Schutzleute,“ fing ich an — „durchdrungen von den Gefühlen der Hochachtung, zu welcher mich Ihre pflichtgetreue Ausübung eines zum Wohle der Geſellſchaft beſtimmten Berufs nötigt —“

In dem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen, ein Schutzmann drang herein, ſah mich einen Augenblick von oben bis unten an, dann rief er:

„Die Droſchke iſt geſtohlen! Ich kenne Guſtav Muhlke von Nummer 1232 ganz genau — das iſt hier ein gänzlich anderer!“

Eine allgemeine Bewegung war die Folge dieſer Offenbarung; man hatte noch immer nicht recht gewußt, was man aus mir machen ſollte — jetzt kam man mir auf die Sprünge: ich war ein Specialiſt für Droſchkendiebſtähle!

Ich knickte beinahe zuſammen.

„Meine Herren,“ rief ich beſchwörend, „daß die Droſchke nicht meine eigene iſt, gebe ich ja zu —“

Ein allgemeines „Aha!“ begrüßte dies mein erſtes Geſtändnis.

„Ruhe!“ kommandierte der Wachtmeiſter, „er fängt an zu pfeifen.“

„Ich — pfeife?“ wollte ich einwenden, als mir einfiel, daß man in der Gaunerſprache das Ablegen eines Geſtändniſſes damit bezeichnet.

Alſo ein geſtändiger Droſchkendieb — ich machte Fortſchritte an dieſem Tage!

„Nu mal weiter,“ inquirierte der Wachtmeiſter; „wem gehört die Droſchke?“

Ich nannte den Namen des Fuhrherrn.

„Wann haben Sie ſie geſtohlen, und wo?“

„Gar nicht geſtohlen habe ich ſie,“ fuhr ich auf.

„Wann Sie die Droſchke geſtohlen haben?!“ donnerte er mir zu.

„Ich wiederhole, daß ich ſie nicht geſtohlen habe!“ brüllte ich zurück.

„Dann erklären Sie, wie Sie zu der Droſchke kommen.“

„Ich habe ſie gemietet,“ ſagte ich.

Die Schutzleute ſahen mich mit geringſchätzigem Hohne an; „wenn der Kerl wenigſtens noch ſoviel Witz hätte, vernünftige Ausflüchte zu machen,“ ſchienen ihre verächtlichen Mienen zu ſagen.

„Alſo gemietet haben Sie ſie,“ fuhr der Wachtmeiſter mit kalter Ironie fort; „ich dachte ſchon, Sie hätten ſie geſchenkt bekommen. Zu was denn gemietet?“

„Um — um Studien zu machen,“ erwiderte ich.

„Studien?“ fragte er grinſend weiter; „was ſind Sie denn von Profeſſion?“

„Ich bin Schriftſteller.“

Die Schutzleute ſtießen ſich gegenſeitig an; der Wachtmeiſter ſah mich kopfſchüttelnd an.

„Das wird ja immer beſſer," ſagte er; „was ſchreiben Sie denn zum Beiſpiel?"

„Unter anderem lyriſche Gedichte," entgegnete ich.

Der Wachtmeiſter ſtand auf; ſo etwas ſchien ihm noch nicht vorgekommen zu ſein.

„Na," ſagte er, „Schriftſteller pflegen doch einen Namen zu haben — alſo mal heraus damit, wie heißen Sie?"

Fürchterliche Frage! Ich ſah mich für ewig in den Polizeiannalen gebucht; die unſterbliche Blamage war fertig.

Ich ſchwieg.

„Wie Sie heißen?" raſaunte der Wachtmeiſter.

„Gründe gewichtigſter Art nötigen mich, dieſe Frage unbeantwortet zu laſſen," entgegnete ich.

Ein allgemeines „Aha" war die verſtändnisvolle Antwort auf meine Worte. Der Wachtmeiſter wurde ungehalten.

„Das glaube ich," brüllte er, „daß es dem Patron unangenehm iſt, zu ſagen, wer er iſt! Aber das ſoll ihm nichts helfen! Bringt mal das Album her," wandte er ſich an ſeine Untergebenen.

„Ich bitte den Fuhrherrn kommen zu laſſen," rief ich in heller Verzweiflung, „und Herrn Guſtav; ſie werden die Richtigkeit meiner Angaben beſtätigen."

„Das wird morgen früh geſchehen," beſchied mich der Wachtmeiſter, „vorläufig wollen wir mal ſehen, ob wir den Patron hier finden."

Er klappte das Buch auf, das man auf den Tiſch vor ihm gelegt hatte — es war das Verbrecheralbum.

„Entſetzlich," ſtöhnte ich, „entſetzlich!"

„Laſſen Sie die Redensarten," ſagte der rauhe Wachtmeiſter, „und ſchneiden Sie keine ſolchen Geſichter."

Ich mußte ins Licht ſehen, und eine volle Stunde wurde meine Phyſiognomie in dem ſchauderhaften Buche geſucht. Alle Schutzleute ſteckten ihre Köpfe über demſelben zuſammen.

„Das iſt er!" ertönte es mehr als einmal, man glaubte mich erkannt zu haben, und mit Schaudern mußte ich mir ſagen, daß ich Ähnlichkeit mit dieſem oder jenem Spitzbuben haben mußte.

Endlich überzeugte man ſich, daß ich wirklich nicht in dem Album verewigt war.

„Wir werden ihn morgen photographieren laſſen" — mit dieſem angenehmen Beſcheide wurde ich abgeführt, um die Nacht im Polizeigewahrſam zuzubringen.

Wie ich dieſe Nacht durchlebt habe, ſchildere ich nicht, denn ſie läßt ſich nicht ſchildern.

Genug — am nächſten Morgen erſchien der Fuhrherr und Guſtav am Molkenmarkt, und die Blicke, mit denen mich beide anſtarrten, waren ebenſoviele Beleidigungen.

„Ich hab's mir ja gleich gedacht," ſagte der Fuhrherr, indem er eine mehr als deutliche Handbewegung nach ſeinem Kopfe machte.

„Nach Dalldorf gehört ſo einer," fügte Guſtavs Brummſtimme mißbilligend hinzu.

Immerhin beſtätigten ſie die Wahrheit meiner Worte; es wurde Abſtand davon genommen, mich für das Verbrecheralbum photographieren zu laſſen; ich erhielt meine richtigen Kleidungsſtücke zurück, und um die Mittagsſtunde war ich wieder in meiner Behauſung.

Das erſte, was ich that, war, daß ich mich zu Bett legte und ein achttägiges Gallenfieber durchmachte; dann reiſte ich auf vier Wochen von Berlin fort, weil ich ein Gefühl hatte, als ob die Pflaſterſteine mir Geſichter ſchnitten und mich auslachten, und weil ich beim Anblick jeglicher Zeitung den Froſt bekam.

Und als ich ſodann die Summe der Ergebniſſe zog, welche dieſer meinem Beruf geopferte Tag mir eingebracht hatte, kam ich zu dem angenehmen Reſultat, daß ich nie mehr in die Italieniſche Weinſtube gehen konnte, weil ich dort meinen Freund Otto getroffen hätte, mit dem ich ſelbſtredend gebrochen hatte, daß ich nie mehr durch die Kanonierſtraße gehen konnte, weil ich dort möglicherweiſe meiner ungetreuen Emma begegnet wäre, der ich ſelbſtredend den Abſchied gegeben hatte, und daß ich meinen berühmten ſocialen Roman niemals ſchreiben würde, weil ich ſelbſtredend einen Abſcheu gegen Droſchken und Droſchkenkutſcher zweiter Klaſſe gefaßt hatte.

Julius Rodenberg

als

Berlin-Bummler

Zum siebzigsten Geburtstage Julius Rodenbergs, des Herausgebers der Deutschen Rundschau, am 26. Juni 1901 hatten sich Freunde und Verehrer des verdienten Mannes zusammengethan, seine Thätigkeit als Herausgeber, Dichter und Schriftsteller in kurzen Aufsätzen zu beleuchten. Der Beitrag, den ich zu dem Sammelwerke lieferte, gelangt hier zum Abdruck, weil er, über den engen Rahmen des Persönlichen hinausgehend, auch für solche Leser von Interesse sein dürfte, die in keinem näheren Freundschafts- oder Bekanntschaftsverhältnis zu Julius Rodenberg stehen.

Ernst von Wildenbruch.

Es giebt Worte von ſo maleriſcher Kraft, daß wir ſie eigentlich nicht mit den Ohren, ſondern mit den Augen in uns aufnehmen. Hört man ſie ausſprechen, ſo ſieht man ein Bild. Sobald ich zum Beiſpiel das Wort „Globe-Trotter“ vernehme, erſcheint vor meinem Geiſte ein Individuum in kariertem Jacketanzug, meiſt gleichfarbigem, mit aufgekrempelten Beinkleidern, unter denen ſehr lange, ſehr feſte, naturfarbige Schnürſtiefel hervorkommen, mit einer flachen Mütze auf dem Kopfe und einem Riemen über der Schulter, an dem ein dickes Lederfutteral hängt, als deſſen Inhalt man ſich einen Amateur-Photographenapparat, oder einen Opernglucker, oder Cigarren, oder endlich einen Revolver denken kann.

Ähnlich ergeht es mir, ſobald ich das Wort „Berliner Bummler“ ausſprechen höre. Ein Bild ſteht vor mir — ehrlich geſtanden, kein übermäßig anziehendes. Ein Individuum, in einem Schoßrock, der vor Zeiten wahrſcheinlich einer beſtimmten Farbe angehört hat, jetzt aber dem Beſchauer die Wahl läßt, welcher Farbe er ihn zurechnen will, mit Beinkleidern, die am unteren Rande abgetreten ſind, unter denen etwas hervorkommt, das man Stiefel nennen möchte, in Wahrheit aber nur „Stiebel“ nennen darf, mit einer Kopf-

bedeckung, die zwischen rundem Filzhut — weichem oder steifem —, Cylinder — ölig, beulig, eingetrieben —, und Mütze — einfache, Klappenmütze, manchmal auch Ballonmütze —, variiert.

„Aber erlauben Sie" — der Freund, dem ich diese meine Wahrnehmungen vorgetragen hatte, unterbrach mich entrüstet. „Mögen die Beobachtungen, die Sie über die Erscheinung des Berliner Bummlers angestellt haben, der Wahrheit entsprechen oder nicht — aber ich muß gestehen — aus dem Titel, den Sie über Ihre Beobachtungen zu setzen beliebt haben, ersehe ich, daß Sie einen unserer wertvollsten Mitbürger, Ihren und meinen geschätzten Freund, Julius Rodenberg damit in Verbindung bringen! Lassen Sie mich Ihnen sagen, da Sie ja die malerischen Worte so lieben, ich bin baff! Einfach baff!"

„Hätten Sie, mein kritischer Freund," erwiderte ich mit jenem säuerlichen Anflug im Tone der Stimme, der mich Kritikern gegenüber leicht ankommt, „den Titel, den ich über meine Wahrnehmungen gesetzt habe, genau angesehen, so würden Sie Ihrer moralischen Entrüstung vielleicht in die Zügel gefallen sein. Nicht Julius Rodenberg als ‚Berliner Bummler', sondern Julius Rodenberg als ‚Berlin-Bummler' habe ich geschrieben."

„Berlin-Bummler" — mein kritischer Freund griff nach meinem Manuskript —, „ja — ich sehe allerdings. Aber ich bekenne, daß ich dadurch nicht viel klüger werde. Das Wort kenne ich überhaupt nicht."

„Dann erlaube ich mir, der deutschen Sprache, wie der selige Berthold Auerbach gesagt haben würde, dieses Wort zu schenken."

Ein etwas ſkeptiſches, um nicht zu ſagen ſpöttiſches Lächeln kräuſelte die Mundwinkel meines Gegenübers. „Und — Sie verbinden damit einen Begriff?“

„Ich beſtrebe mich, mit meinen Worten immer Begriffe zu verbinden.“

„Sträuben Sie die Dichtermähne nicht gleich,“ verſetzte mein Freund, indem er ſich, um mich zu verſöhnen, eine von meinen teuerſten Cigarren nahm, „ich meine, einen beſonderen Begriff, einen, der von dem des ‚Berliner Bummlers‘ abweicht?“

„So ziemlich diametral,“ erwiderte ich, „und der Unterſchied zwiſchen beiden läßt ſich in einen einzigen Ausdruck faſſen: der ‚Berliner Bummler‘ iſt ein Lärmmacher, der ‚Berlin-Bummler‘ ein ganz ſtiller Menſch, jener, um wieder ein maleriſches Wort zu gebrauchen, ein Radaubruder, dieſer ein Stillvergnügter.“

Mein Freund hatte die Cigarre angezündet und ſchwenkte ſie vor der Naſe hin und her. Der aromatiſche Duft ſchien ihn zu beſänftigen; die zornigen Falten in ſeinem Geſicht wurden weniger drohend, der ſtrenge Ton ſeiner Stimme milderte ſich zu einer Art von behaglichem Knurren.

„So recht verſtehe ich freilich noch immer nicht, wo Sie eigentlich hinaus wollen.“

„Den ‚Berliner Bummler‘“, erklärte ich weiter, „können Sie auch in ‚Straßenbummler‘ oder in ‚Bummler‘ überhaupt überſetzen. Er iſt ein ziel- und zweckloſes Individuum, deſſen bezeichnende Eigenſchaft eben nur darin beſteht, daß er ſich umhertreibt. Wo er dieſer Beſchäftigung obliegt, das iſt ſchließlich gleichgültig; es braucht gar nicht in Berlin zu ſein; bummeln, wie er es thut, kann man überall. Dahin-

gegen der ‚Berlin-Bummler‘ treibt ſich überhaupt nicht umher, ſondern geht herum ſtill, ſittig und ſinnig.“

„Alſo ſo eine Art Peripatetiker,“ brummte mein rauchender Freund.

„Nennen Sie es ſo, wenn es Ihnen die Sache klarer macht. Ich nenne ihn Bummler, weil, wenn man ihn fragte, ‚was machen Sie?‘ er wahrſcheinlich mit der lächelnden Beſcheidenheit des Philoſophen entgegnen würde: ‚ich bummle‘. Er würde ſo ſprechen, weil er keinem beſtimmten Ziele zu, keinem Geſchäfte nachgeht; trotzdem würden Sie ſich gewaltig irren, wenn Sie glaubten, daß er ohne innere Thätigkeit ziel- und zwecklos umherliefe. Und endlich, der ‚Berlin-Bummler‘ läßt ſich nicht, wie jener andere, irgend wo anders und überall denken, er iſt nur denkbar in Berlin, untrennbar von ſeinem Berlin.“

„Von — ſeinem Berlin.“ Mein Zuhörer, der, wie ich nebenbei bemerke, nicht aus Berlin gebürtig war, ſtreifte die Aſche von ſeiner Cigarre und zeigte, indem er an mir vorbei ſah, jenen abſcheulichen Geſichtsausdruck, den Nicht-Berliner häufig anzunehmen pflegen, wenn ſie von der Stadt ſprechen. „Sein — Berlin? Soviel ich weiß, iſt Julius Rodenberg ganz wo anders geboren als in Berlin.“

„Muß man an einem Orte geboren ſein, um ihn als Vaterſtadt zu empfinden? Der Ort, wo der Mann den häuslichen Herd begründet, wo er den Schwerpunkt ſeiner Thätigkeit hinverlegt, iſt das nicht ſeine Heimat? Julius Rodenberg iſt Berliner, nicht von Geburt, aber durch Wahl! Er lebt darin ſeit Jahrzehnten, er kennt es, und weil er es kennt, liebt er es.“

„Er liebt es —“ Mein Gegenüber ſchnitt jetzt einfach ein Geſicht.

„Was findet er denn ſo liebenswertes daran?“

Der Ton dieſer Frage empörte mich. „Berlin iſt eine Stadt,“ fing ich mit geſchwellter Bruſt an — mit einem ‚um Gottes willen‘ aber unterbrach der Gegner meinen Redeſtrom. „Um Gottes willen — wenn Sie mir Vorträge über ‚das Wachstum Berlins‘ zu halten gedenken, ſo bemerke ich, daß ich weder Socialpolitiker, noch Volkswirtſchaftler, noch Statiſtiker oder dergleichen, ſondern Litterarhiſtoriker bin.“

„Da kommen Sie mir gelaufen,“ erwiderte ich mit verhaltenem Triumph. „Gerade von der Seite, ſagen wir, von der intimen, wollte ich Ihnen über Berlin ſprechen.“

„Hat denn — dieſes Berlin überhaupt etwas Intimes?“ fragte der Menſch, indem er ſich im Stuhle hintenüber lehnte.

Ich fühlte, wie meine Augen zu lodern begannen. „Sie ſind Litterarhiſtoriker — haben Sie etwas von E. T. A. Hoffmann geleſen?“

Wie ein elektriſcher Schlag wirkte dieſer Name auf den Abſcheulichen; kerzengerade richtete er ſich auf und ſah mich über den Tiſch an. „Ob ich von E. T. A. Hoffmann etwas geleſen habe? das fragen Sie mich? den Litterarhiſtoriker? von einem der erſten Erzähler, den die deutſche Litteratur beſeſſen hat?“

„Laſſen Sie die Cigarre liegen,“ rief ich im Übermaß des Entzückens. „Ich gebe Ihnen eine andere, noch beſſere! Wer ſo von E. T. A. Hoffmann ſpricht —“ Ich lief an den Schrank, holte eine Kiſte Prachtcigarren hervor und bot ſie dem Litterarhiſtoriker an. Der Menſch, den ich angefangen hatte zu verabſcheuen, verwandelte ſich mir wieder in einen

Freund. „Aber nun ſagen Sie, wenn Sie dieſen herrlichen Kerl geleſen haben, dieſen ‚goldenen Topf‘ voll Erfindung, dieſen Spukgeiſt im Grauſen der Nacht und Schilderer zugleich des lebendigen Lebens, wie es um uns her liegt im Mittagsſonnenſchein des Alltags, brummelnd und brodelnd mit allen kleinen Tönen der Wirklichkeit, wie ein großer Keſſel, in dem ein guter, Sinn und Seele anheimelnder Hauskaffee gekocht wird, wie iſt es dann möglich, daß Sie fragen, ob Berlin etwas Intimes beſitzt? Können Sie durch die Straßen Berlins, können Sie durch den Tiergarten gehen, ohne auf Schritt und Tritt daran denken zu müſſen, hier iſt er ſeiner Zeit gegangen, der ſonderbare, tolle, geniale Kammergerichtsrat? Iſt es nicht, als wären Goldtupfen über die ganze große Stadt verſtreut? Alle die Punkte, die Straßen, die Reſtaurations- und Wein- und Kaffeehäuſer, die er in ſeinen Berliner Erzählungen bei Namen genannt und uns erhalten hat? Können Sie vor dem Eckhauſe an der Ecke von Tauben- und Charlottenſtraße ſtehen, ohne nach dem Eckfenſter zu blicken, aus dem ſeinerzeit ‚der Vetter‘ auf das Marktgewühl des Gendarmenmarktes hinuntergeſehen hat? Wacht nicht der ganze einſtige Markt mit ſeinen Figuranten und Figurantinnen wieder vor Ihnen auf? Die Franzöſin mit dem ‚grellcitronenfarbigen‘ Tuch um den Kopf? Die ‚rabiate Hausfrau‘ in ‚blaugrauen Strümpfen und Schnürſtiefeln‘, die alles beäugelt, betaſtet und nichts erhandelt? Der ‚ſchlank-gewachſene Jüngling im gelben, kurzgeſchnittenen Flauſch‘? Ein Stillleben, wie von einem niederländiſchen Meiſter gemalt, und die Stadt, wo es ſich abgeſpielt hat und, indem wir es leſen, wieder abſpielt, als wäre es der heutige Tag, die Stadt hätte nichts Intimes beſeſſen? beſäße es nicht noch? Sind Sie jemals

durch die Jägerstraße geschlendert, ohne im Stillen umherzuschauen und zu fragen, wo er wohl gelegen haben mag, ‚der Thiermannsche Laden‘, in dem in jener abenteuerreichen ‚Sylvesternacht‘ die ‚freundlichen Lichter‘ brannten? Oder der Keller, in welchem der Erzähler schließlich endet, um ‚bei einer Flasche guten englischen Biers nebst einer Pfeife guten Tabaks‘ mit Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, und dem Manne zusammenzutreffen, der sein Spiegelbild eingebüßt hatte? Oder sind Sie je bei den Zelten vorbeigegangen, ohne daß Ihnen die sonderbare Erzählung eingefallen wäre, wie dort im Jahre 1809 mitten unter dem Berliner Kaffeepublikum der bereits 1787 verstorbene ‚Ritter von Gluck‘ erscheint, sich über die schlechte Musik ärgert und mit dem Erzähler tief in der Nacht nach Hause geht, um ihm, in dem er einen Geistesverwandten erkennt, auf einsamer Stube seine Armida vorzuspielen? Ist es Ihnen nicht, wenn Sie in den Zelten die heutigen Menschen zusammengepfropft sitzen sehen, als tauchte dahinter, von dem alten spukhaften Kammergerichtsrat hervorgerufen, das einstige Berliner Publikum vom Jahre 1809 wieder auf? Riechen Sie nicht, wie ‚der Mohrrüben-Kaffee‘ dampft? Sehen Sie nicht, wie die ‚Cigaros‘ glimmen? Hören Sie nicht, wie man sich unterhält über ‚den geschlossenen Handelsstaat‘, über ‚böse Groschen‘ und über ‚die Schuhe der Frau Bethmann, ob sie neulich grau oder grün gewesen sind?‘ Sitzt nicht an jenem Tische dort der ‚Geheime Rat Asling‘ mit seinem reizenden Töchterchen ‚Pauline‘? mit der er, wenn sie mit Kaffeetrinken fertig, nach der Stadt zurückkehren wird? Nach der Neuen Grünstraße? Nach der Neuen Grünstraße, in welcher auch das Haus der alten Erbtante liegt, die der junge Alexander, ihr Neffe, be-

erbt hat? Dieser junge Alexander, dem der Respekt verbietet, sich in das jungfräuliche Bett der verstorbenen Tante zu legen und sich in den nach ‚Bernstein und Mastix' duftenden Gemächern eine Pfeife Tabak anzuzünden? Dieses ganze alte Berlin, die versunkene Welt, kommt sie Ihnen nicht wieder? Ist sie nicht wieder da, festgehalten und wie in einem Krystall aufbewahrt in der Phantasie eines wundersam und wunderbar erzählenden Dichters? Und hätte der Dichter diese Stadt, dieses Berlin so wiedergeben, so aufbewahren können, wenn es wirklich das wäre, was seine Feinde ihm nachsagen: ein kalter, nüchterner, stimmungs- und poesieloser Ort? Diese ganze Fülle von seltsamen Käuzen, die in seinen Erzählungen an uns vorüberwandeln, von steif krawattierten Justizräten, tollen Musikanten, sehnsüchtig schmachtenden Studenten und romantisch seufzenden Demoiselle, sollten sie ihm nicht wirklich begegnet sein in den Berliner Straßen? Sollten sie nicht in Wirklichkeit bei ‚Singe-Thees' Arm in Arm neben dem Herrn Kammergerichtsrat Hoffmann gesessen haben? Sollte es nicht an dem sein, daß dieses angeblich so kalte, so nüchterne, so gar nicht intime Berlin in Wahrheit wie ‚die Höhle Ali-Babas' ist, die dem Unkundigen wie taubes Gestein erscheint, dem Suchenden aber Schätze und Reichtum erschließt? O Freund — ich bin nur ein Dichter und Sie sind ein Litterarhistoriker, und das ist natürlich ganz etwas anderes; aber in diesem Falle glauben Sie einmal mir; versuchen Sie, mir zu glauben, daß dieses Berlin, von dem ich auch ein ganz klein wenig weiß, anders ist, als Sie und die Nicht-Berliner meinen, recht anders. Ich weiß ja, Sie sind erst einige Jahre hier und haben Berlin erst kennen gelernt, so, wie es jetzt aussieht, als ausgewachsene Weltstadt, mit seinen Riesenhotels,

elektriſchen Wagen, elektriſchen Laternen, Bierpaläſten und Wiener Kaffees. Aber ich, ſehen Sie, kenne es noch aus der Zeit her, als es noch keine Bierpaläſte gab, ſondern nur den ‚ſchweren Wagner‘, noch keine Wiener Kaffees, ſondern Konditoreien, aus der Zeit her, die ſich für jeden Berlin-Verſtändigen in den vier kuchenduftenden Namen „Joſty, Bolzani, Spargnapani und Steheli‘ ausſpricht. O Gott ja — Steheli! Hier fällt eine Thräne auf das Manuſkript — wiſchen Sie ſie nicht fort; ſie iſt pietätvollem Erinnern geweint — Steheli am Gendarmenmarkt! Schräg hinter dem Schauſpielhauſe, ſo daß nach den Proben die Schauſpieler herüberkamen, wo alsdann einige von ihnen mit ungeheurer Schnelligkeit ungeheure Kuchenmaſſen verſchlangen. Wenn Sie ein einziges Mal noch im Rauchzimmer bei Steheli geſeſſen hätten! In dem dunklen, nach dem Hofe gelegenen Raum, der ſo gemütlich war, wie es eigentlich nur ganz luft- und lichtloſe Räume ſein können. Denn ſeitdem die Hygiene in die Welt eingebrochen, iſt es ja unſtreitig viel heller, luftiger und geſünder in der Welt, aber nicht annähernd mehr ſo gemütlich wie früher, nicht annähernd! Und dieſes gänzlich unhygieniſche Rauchzimmer bei Steheli! Ein großer, eliptiſcher, grün beſponnener Tiſch in der Mitte, ſo daß es beinah ausſah wie das Sitzungszimmer von Miniſterialräten. Um den Tiſch herum Zeitung leſende Männer, wie Senatoren anzuſehen, wie Geheimräte. Feierlich, ſage ich Ihnen, feierlich! Über dem Tiſche eine einzige große Gaslampe, von einem ungeheuren Schirme überdacht. Das einzige Geräuſch, das man vernahm, nur durch den Kellner verurſacht, der den Kaffee brachte. Was für Kaffee! Ich ſage Ihnen — Und die Kanne, in der er gebracht wurde! Ein Koloß! Ein bauchiger

Rieſe! Und wie der Ganymed den Kaffee einſchenkte! Hoch von oben herab, ſo daß ſich eine ſchwarze, flüſſige, duftende Säule in die Taſſe ergoß, die ſich alsdann, indem aus der linken Hand des Schenken ein weißer Milchquell hervorſprang, in eine bräunliche Flut verwandelte. O genug davon, genug! Noch jetzt, wenn ich an der Stätte vorübergehe, wo einſt Steheli geweſen, und jetzt eine nichtsſagende Bäckerei herrſcht, tröſtet mich nur eins, daß wenige Schritte weiter, an der Ecke der Franzöſiſchen und Charlottenſtraße wenigſtens ein Haus noch ſteht, das an das Berlin von dazumal erinnert, und daß in dem Hauſe die Weinſtube von Lutter und Wegner noch iſt, in der ſie bereits geſeſſen haben, der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient, der Schauſpieler, ſein Freund.

Und dieſes alte Berlin nun, dieſes unhygieniſche, gemütliche, alte Berlin, das iſt nun eben nicht mehr da. Und weil Sie es nicht mehr geſehen haben, nehmen Sie an, daß es überhaupt nie dageweſen ſei. Und darin, Verehrteſter, irren Sie ſich eben. Denn es iſt dageweſen, ſehr energiſch ſogar, hat ſein ganz ausgeſprochenes, charakteriſtiſches Leben gehabt, und was das merkwürdigſte, es iſt auch heute noch da. Ja — ſehen Sie mich nur verdutzt an — es iſt wirklich noch da; freilich nicht mehr körperlich wahrnehmbar für die Augen der Maſſe, aber geiſtig feſtgehalten und lebendig aufbewahrt in der Seele einiger Edlen. Und zu dieſen, in erſter Linie, gehört unſer Freund, Julius Rodenberg.

Sie ſind ein moderner Menſch, müſſen daher mit den Lehren des Spiritismus ſoweit vertraut ſein, daß Sie wiſſen, was man einen Aſtralkörper nennt, daß man darunter den

im materiellen Körper wohnenden Seelenkörper, gewiſſermaßen den Überzug der Seele verſteht, der nach dem Tode des grobſtofflichen Körpers fortbeſteht. Nicht Menſchen nur und Tiere, nicht die organiſchen Weſen allein, alles was auf Erden entſtanden iſt, beſitzt ſeinen Aſtralkörper, denn Seelenloſes giebt es in der ganzen Welt nicht. Auch die Häuſer und Städte, die einſtmals dageweſen ſind, und leiblich nicht mehr vorhanden ſind, leben unſichtbar in ihren Aſtralkörpern fort. Unſichtbar für die grobe Menge, die Maſſe, denn Sie wiſſen, daß es nur einige vereinzelte, bevorzugte Individuen, Mediums genannt, giebt, deren ſeheriſches Auge die unleibliche Welt, die Aſtralkörper zu ſehen vermag. Und ſolch ein Medium — ja, richten Sie nur den drohenden Blick auf mich — iſt Julius Rodenberg. Ich will nicht behaupten, ein Medium im allgemeinen Sinn, obwohl man munkelt, daß er mit vierdimenſionalem Blick in die Schubfächer ſeiner Freunde hineinzublicken und zu erkennen vermag, ob etwas für die Rundſchau Geeignetes ſich darin befindet — aber ein Medium für Berlin, das den Aſtralkörper des alten einſtigen Berlins gewahrt.

Haben Sie Julius Rodenberg jemals auf der Straße oder im Tiergarten ſpazieren gehen geſehen? Nun — gewiß. Was haben Sie alsdann geſehen? Einen Mann, ſo in Gedanken verſunken, daß Sie mit ſtiller Befriedigung die klug blickende Frau an ſeiner Seite bemerkten, die treffliche Juſtina, die das Mittelglied zwiſchen ihm und der umgebenden Wirklichkeit darſtellt und ſeinen träumeriſchen Gang vor dem Zuſammenſtoß mit Paſſanten oder mit Baumſtämmen behütet. Woran denkt er? Welch ein Traum bewegt ſeine Seele? Sie kennen das Porträt Holzſchuhers von Albrecht Dürer in unſerem

Muſeum? Sie wiſſen, daß ſich im Auge des alten Holzſchuher Nürnberg mit ſeinen Türmen ſpiegelt? Natürlich; Sie ſind Litterarhiſtoriker, wiſſen daher alles, alſo auch das. Nun ſehen Sie — im Auge Julius Rodenbergs würden Sie, wenn Sie in ſolchem Augenblick hineinblickten, etwas ähnliches entdecken; das alte Berlin, würden Sie ſich darin ſpiegeln ſehen, den Aſtralkörper Berlins. Vorausgeſetzt natürlich, daß Sie mediumiſtiſch zu ſehen imſtande ſind. Und hier ſehen Sie mich wieder mit wohlwollend geringſchätzigem Blicke an, als wollten Sie fragen, ob denn ich ein Medium und im Stande ſei, alles das, wovon ich hier mit ſolcher Sicherheit berichte, wahrzunehmen?

Nun, mein Geſchätzteſter, für gewöhnlich bin ich nur Dichter, aber in Stunden, wo der Dichter zum Poeten wird, erlangt er ſolch einen vierdimenſionalen Blick, und in ſolchen Stunden habe ich in unſeres Freundes Auge dieſes Spiegelbild geſehen.

Da iſt es mir wieder lebendig geworden, das alte Berlin, mit ſeinen Häuſern unter roten Ziegeldächern, aus denen die Bodenlucken wie dunkle Augen herausſahen, mit ſeinen holperig gepflaſterten Straßen, an deren Seiten die Weißbierſtuben lagen, aus denen man in Kellerhälſe hinunter ſah, in nächtliche Tiefen, aus denen an Sommerabenden ein Duft von dem alten Berliner Leibgericht, von famoſem Gurkenſalat emporſtieg. Dieſe Straßen, an deren ſchier abenteuerlichen Rinnſteinen die Berliner Jugend von damals, wo es noch keinen reglementierten Sport gab, ihre erſten Springübungen vornahm. Rinnſteine, die vor den Hauseingängen mit Bohlen zugedeckt waren. Wenn dann Gewitterregen kamen, und die Rinnſteine zu Bächen anſchwollen, hoben die Fluten dieſe Bohlen empor, und wie

Flöße trieben ſie langſam die Straße hinab. Ja — dieſes alles, und daneben noch anderes, noch ſchöneres, nämlich vor den Thoren Berlins die alten, beſcheidenen, im Frühlingsſchmuck der blühenden Aepfel-, Kirſch- und Pflaumenbäume allerliebſten Gartenlokale, in denen „Familien Kaffee kochen konnten", das alles habe ich in Julius Rodenbergs Augen ſich ſpiegeln ſehen. Und wenn ich alsdann, nach Haus zurückgekehrt, geleſen habe, was er geſchrieben hat, dann habe ich bemerkt, daß er nicht nur mediumiſtiſch-vierdimenſionale Augen, ſondern auch ebenſolche Ohren beſitzt, und mit ſeinen Ohren habe ich alsdann gehört. Die Töne habe ich wieder gehört, die jenes alte Berlin erfüllten, die Stimmen, die es belebten. Das luſtige Knallen der Peitſchen habe ich vernommen, mit denen der Kutſcher vom Bocke des Kremſers ſeine Roſſe antrieb, um die im Kremſer untergebrachte Landpartie-Geſellſchaft hinauszuſteuern in den Grunewald, oder nach Pichelswerder. Die mit ‚Kalauern' gewürzte Unterhaltung der um ‚eine Weiße und einen Kümmel' vereinigten Berliner Familienväter, das ‚Süßholzgeraspel' der Familienſöhne bei den Töchtern der befreundeten Familien. Mit Julius Rodenbergs Augen und Ohren bewaffnet, bin ich noch einmal durch die alten, jetzt unter neuen, ſteinernen Straßenzügen begrabenen Vergnügungs-Lokale gegangen, habe mir von ihm die ſeltſamen Käuze beiderlei Geſchlechts zeigen laſſen, die dort als Stammgäſte verkehrten, habe mit ihm in die Goldſchnitt-gerandeten Gedichtbücher geblickt, in denen Berliner Mägdlein, zierlich auf Bänken unter ſchattigen Bäumen ſitzend, andachtsvoll laſen und träumten. Mit ihm habe ich getrauert, wenn die alten, ſchönen Bäume, die ſich einſt über jungen und alten Häuptern gewölbt, die den

Garten umfriedet und abgeſchloſſen hatten von den umgebenden Feldern, wenn ſie, einer nach dem anderen, den Wipfel neigten und ſich niederlegten, weil der Weltſtadt-Hunger erwacht war, der das einſtige Berlin mit ſeiner Heimlichkeit, Traulichkeit und Gemüthlichkeit auffraß und verſchlang, wie eine Rieſenſchlange, die ein ahnungsloſes Thier überfällt und in ſich hineinwürgt.

Und nun ſehe ich wieder Ihre Augen auf mich gerichtet und verſtehe die Frage darin, ohne daß Sie ſie ausſprechen, ‚was ſoll das nun alles? Wiſſen Sie von Julius Rodenberg nichts anderes zu ſagen, als das? —‘

O mein kritiſcher Freund, das wüßte ich ſchon, aber von ſeinem vielſeitigen Weſen wollte ich heute einmal dieſe Seite beleuchten, weil ſie mir nicht die geringwertigſte dünkt. Denn, wie nennen wir denn die geheimnisvolle Eſſenz, die im Innern eines Menſchen vorhanden ſein muß, wenn er befähigt ſein ſoll, uns Dinge, an denen ſein Herz gehangen hat, ſo vor Sinn und Seele zu rücken, daß ſie auch uns theuer und lieb werden und mit ihrem Bann umfangen? Ich denke, wir nennen ſie Gemüt. Und weil ich nun einmal ſogar heut noch der Anſicht bin, daß das Gemüt das große Gut iſt, das der Menſch dem Nebenmenſchen mitteilen kann, und daß die Fähigkeit, Gemüt auszuſprechen, vom erſten bis zum letzten Tage der Welt die Göttergabe war und iſt und ſein wird, die den Dichter zum Dichter macht, ſo glaube ich nichts ſchlimmes von unſerem Freunde zu ſagen, wenn ich ausſpreche, daß er ſolch ein Gemüt, ein tiefes und warmes beſitzt.

Und ſo möge er denn von ſeiner freundlichen Margaretenſtraßenecke noch lange hinausſchauen auf den Matthäikirchplatz

zu ſeiner Linken und die Wipfel des Tiergartens zu ſeiner Rechten. Lange noch möge er, Frau Juſtina an ſeiner Seite, durch die Straßen und Alleen ſpazieren gehen — wie Sie ſagen würden — dahinbummeln — wie er ſagen würde — oft noch in die Wohnungen ſeiner Freunde treten, derer die da ſind, und derer die da waren, und möge uns ſchreiben und beſchreiben, was er da geſehen, gehört und in Erinnerung geträumt hat.

Berlin als Weltſtadt iſt noch ein Kind; Kindern muß man vom Vaterhauſe ſprechen, ſonſt bekommen ſie vergeßliche Herzen. Möchte Papa Rodenberg der Verpflichtungen eingedenk bleiben, die er an ſeinen Berliner Kindern zu erfüllen hat."

Nachdem ich alſo geſprochen, ließ ſich von jenſeits des Tiſches ein Räuſpern vernehmen, das wie die Einleitung zu einer längeren Gegenrede klang. Es erfolgte jedoch nichts. Der Litterarhiſtoriker ſtand auf, und das einzige, was er that, war, daß er noch einmal unter die Cigarren griff. In ſeinen Augen war ein unbeſtimmter Ausdruck; er ſchien mit einem Entſchluß zu kämpfen. „Leben Sie wohl", ſagte er ſodann mit ungewöhnlich mildem Ton, „ich werde jetzt ein wenig in den Straßen von Berlin bummeln geh'n."

Beinah ergriffen ſah ich dem Rauchſtreifen nach, den er aus dem Zimmer ſchreitend, hinter ſich zurückließ. Die Lücke, die unter den Prachtcigarren entſtanden, war zwar erheblich, „aber", ſagte ich zu mir, „wenn Sie dazu helfen, ihn zu Berlin zu bekehren, opfere ich die ganze Kiſte."

Neue Novellen

von Ernst von Wildenbruch

enthaltend:

Das Riechbüchschen ∞ Die Danaide ∞ Die heilige Frau ∞ Das Wunder ∞ Neunte vermehrte Auflage

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1902

Digitized by Google

Ernſt von Wildenbruch

Neue Novellen

Neue Novellen

von

Ernſt von Wildenbruch

Neunte vermehrte Auflage

Berlin
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung
1902

Der Verfaſſer
behält ſich und ſeinen Erben oder Rechtsnachfolgern das ausſchließliche Recht vor,
die Erlaubnis zum Überſetzen der folgenden Novellen zu erteilen.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Das Riechbüchschen	1
Die Danaide	45
Die heilige Frau	111
Das Wunder	201

Das Riechbüchschen

Eine Geſchichte aus alter märkiſcher Zeit

An einem Winterabende war es, als ich mich im Kreiſe einer befreundeten Familie befand. Der Abend war einer von jenen, an denen die Menſchen ſich aufgelegt fühlen, ſich mit alten Geſchichten zu unterhalten, und ſo kam es, daß meine Wirte aus dem Familienſchranke ein Stück hervorholten, das auf ſonderbare Weiſe in ihre Hände gelangt war und nun wie eine Art von Reliquie aufbewahrt wurde.

Es war ein kleines ſilbernes Gefäß von altertümlicher, aber geſchmackvoller Arbeit, am oberen Knopfe mit einem Ringe verſehen, der darauf hindeutete, daß es vor Zeiten an dem Gürtel oder Täſchchen einer Frau getragen ſein mochte, von außen mit altmodiſchen, in das Silber eingegrabenen Bildchen geſchmückt, die dem Ganzen ein phantaſtiſches Ausſehen gaben, das noch vermehrt ward durch einzelne, unregelmäßig darüber hinlaufende Riſſe, die offenbar nicht von der Hand des Künſtlers herrührten.

Als ich am oberen Knopfe drehte, klappte das kleine Gefäß auf und ich ſah, daß ich ein Büchschen vor mir hatte, wie man ſie einſt zur Aufbewahrung von Narden und duftigem Gewürzkraut verfertigte, ein ſogenanntes Riechbüchschen.

Vor einigen Jahren war dasſelbe tief im Walde zwiſchen Wrietzen und Freienwalde, bedeckt von Moos und Steinen, aufgefunden worden, niemand wußte, wie und durch wen es dahingekommen war.

Wie nun aber dies Stückchen alter Zeit in meinen Händen lag, war es mir, als ſtiege wieder ein ſüßer Duft aus dem Büchschen herauf, der mich in die Zeiten zurückverſetzte, in denen die Menſchen noch lebten und fühlten, die ſich einſt an ſeinem Dufte erquickt hatten, deren Leiden und Freuden es vielleicht, wie ein ſtummer Zeuge, begleitet hatte, und aus dem Schleier der Vergeſſenheit, den die Zeit, jene milde und doch zugleich grauſame Macht, über alle Qualen und Freuden der vergangenen Geſchlechter webt, traten dieſe Menſchen mir lebendig entgegen, ließen mich noch einmal in ihre Herzen blicken, und ſo erfuhr ich von ihnen die Geſchichte des alten Riechbüchschens.

Kurfürſt Joachim der Erſte, den man wegen ſeiner eifrigen Strenge auch Neſtor benannte, war vor nicht langer Zeit geſtorben und ihm war in der Mark ſein Sohn Joachim der Zweite, den man wegen ſeiner jugendlich männlichen Herrlichkeit auch Hektor nannte, gefolgt.

Das Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, hatte ſich bei dieſen beiden Herren nicht beſtätigt; denn war der Vater finſter, zurückgezogen, kalt und abweiſend geweſen, ſo war der Sohn leutſelig, offen, freundlich und freigebig; war jener ein grimmig fanatiſcher Katholik, ſo war der Sohn der proteſtantiſchen Lehre zugeneigt, die er freilich zur Zeit noch nicht umfaßt hatte, wie ſeine Mutter und ſein ſchneller handelnder Bruder Hans von Küſtrin.

War alſo für jetzt der Herr ſelbſt auch noch Katholik,

ſo wuchs doch an ſeinem Hofe von Tag zu Tag die Schar der Proteſtanten, denen kein Hindernis mehr im Wege ſtand, wie zu Lebzeiten des alten finſtern Neſtor, der noch auf dem Totenbette durch einen eiſernen Schwur ſeine Söhne an den alten Glauben zu ſchmieden verſucht hatte.

Es verſteht ſich aber, daß es aus der Zeit dieſes Herrn auch noch eine beträchtliche Zahl alter Katholiken gab, die finſter auf die neuen Dinge und voll Grimm auf das neue, junge Proteſtantengeſchlecht ſahen, das ſie zu verdrängen begann, denn damals war der Glaube der Menſchen der Inbegriff all ihres Gefühls und Seelenlebens, und Geiſter, die ſich darin nicht fanden, die platzten eben, wie Herr Martinus ſagte, aufeinander, und da die Menſchen damals derb waren in ihrem Fühlen und Thun, ſo gab es dann leicht Beulen vielleicht auch tiefe Wunden.

Der prachtliebende Kurfürſt Joachim hatte ſoeben in der Gegend von Freienwalde ein glänzendes mehrtägiges Jagdfeſt gegeben.

Es war am letzten Tage desſelben, als zwei junge Ritter des Hofes, halb ermüdet von der eben vollendeten Jagd, nebeneinander her durch den Wald geritten kamen. Der eine von ihnen war ein junger Graf Schelia, der vor kurzem erſt aus Franken an den brandenburgiſchen Hof gekommen war und deſſen mißmutigem Geſichte man es anſah, daß er über den märkiſchen Heiden noch wenig ſein ſchönes Heimatsland vergeſſen hatte. An einer Stelle, wo eine Quelle murmelnd aus dem Dickicht hervorrann, hielten die beiden Reiter an und ſtiegen ab; ſie führten ihre Pferde an das klare Waſſer, daß ſie ihren Durſt löſchten, banden ſie an einen Baum in der Nähe und lagerten ſich dann

ſelbſt in das weiche Moos, indem ſie die Augen träumeriſch durch die Baumwipfel emporſchweifen ließen. Im Augenblicke aber, als Schelia den Kopf niederlegen wollte, fühlte er ſich durch einen Gegenſtand, den er für einen Stein halten mußte, unſanft berührt.

Er griff mit der Hand danach, ihn fortzuräumen, rief aber im nämlichen Augenblicke: „Was habe ich denn da?“ und hielt einen ſilberglänzenden Gegenſtand empor. „Sieh nur her,“ rief er dem Begleiter zu, der langſam den Kopf zu ihm herumdrehte, und nun zeigte er ihm ein zierlich gearbeitetes ſilbernes Büchschen, deſſen Oberfläche ſeltſam mit eingegrabenen Zeichen und Figuren verziert war. Der Freund nahm es ihm aus der Hand, und indem er es ſtillſchweigend beobachtete, drehte er halb zufällig an dem oberen Knopfe des Büchschens, worauf dieſes plötzlich aufklappte und einen berauſchenden Duft von ſich gab, der von mehreren Stückchen Riechkrautes, die in dem Gefäße enthalten waren, ausſtrömte.

„Meiner Seele,“ rief Schelia, „das iſt ein Stück von einem Damengürtel! Wie kommt das in dieſe Wildnis?“ Und während noch beide ihre Gedanken über den ſeltſamen Fund austauſchten, erſchien am Ende des Waldweges die Geſtalt eines alten Mannes, deſſen Kleidung ihn als Diener eines vornehmen Herrn verriet und der, ſein Pferd am Zügel führend, die Blicke auf den Boden geheftet, dahinging, gerade ſo, als wenn er mit aller Emſigkeit nach etwas Verlorenem ſuchte. Als er die beiden Ritter und das ſilberne Büchschen in ihrer Hand gewahrte, ward er aufmerkſam, trat näher und ſagte zu dem Grafen Schelia, der eben wieder kopfſchüttelnd dasſelbe betrachtete:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, laßt mich ſehen, was

Ihr da habt;“ und als jener es ihm mit ausgeſtrecktem Arme vor die Augen hielt, ohne daß er die Hand davon gelaſſen hätte, rief er ganz erfreut: „Wirklich, es iſt's, bitte, gebt mir das Büchschen, Herr; ich weiß, wem es gehört!“

„Ho, alter Fuchs!“ erwiderte Schelia lachend, „die Trauben ſollen Euch ſauer bleiben, bis Ihr uns hübſch berichtet, wer der oder wer die iſt, der dies Büchschen gehört und die es hier an unwirtlicher Stelle verlor.“

Der Alte ſchwieg, und man ſah es ſeinem mürriſchen Geſichte an, wie ungelegen ihm die Frage kam; er ſah die beiden Ritter nacheinander an; Schelias Begleiter ſchien ihm weniger fremd, als dieſer, er näherte ſich demſelben, während ſein Mund und ſein Geſicht ſo zuckten, daß man es ihm anmerkte, welch ein Kampf in ihm vorging, ob er reden ſolle oder nicht.

Der Begleiter Schelias, dem das nicht entging, machte ihm Mut, zu reden, und hielt ihm, da er ſah, daß der Alte leiſe ſein wollte, das Ohr hin, in welches dieſer nun einige für Schelia unverſtändliche Worte hineinflüſterte. Während er aber ſprach, nahmen die Züge des Freundes den Ausdruck überraſchten Erſtaunens an, und als der Alte wieder zurücktrat, ſagte er zu Schelia: „Ei, Freund, hier bietet ſich Dir ein Abenteuer ſo ſeltſamer und vielleicht ſo bedenklicher Art, daß ich nicht weiß, ob ich Dir nicht raten ſoll, dem Alten das Büchschen zurückzugeben und nicht weiter danach zu fragen.“

„Nun, das nenn' ich einen ritterlichen Rat!“ rief Schelia mit ſpöttiſchem Gelächter; „nenne mir wenigſtens das furchtbare Abenteuer, das Dich ſo in Schrecken verſetzt, daß Du dem Schelia davon abzuraten wagen darfſt!“

Der andere zuckte bei dieſer Prahlerei halb ärgerlich die Achſeln, aber weil er älter und vernünftiger war und überlegte, daß jugendlicher Mut ſich beinahe immer etwas prahleriſch äußert, auch wenn es echter Mut iſt, ſo überhörte er es und begann ſo:

„Dies Büchschen gehört alſo wirklich, wie wir vermuteten, einer Dame, und zwar einer jungen und ſchönen.“

„Ei!“ fiel ihm Schelia ein. —

„Ja ei,“ verſetzte der andere, „höre nur erſt zu Ende: Dieſe Dame iſt aber niemand anders, als die Tochter des alten, als halbtoll bekannten Herrn von Sparr, des Jägermeiſters weiland Kurfürſten Joachims des Erſten, genannt Neſtor.“

„Nun, und weiter?“ fragte Schelia, als ſein Freund ſchwieg und ihn prüfend anſah.

„Haſt Du denn nie von dem alten Sparr gehört?“ fragte dieſer, „von dem, den man allgemein nur den tollen, närriſchen Sparr nennt?“

„Nein, nie,“ verſetzte Schelia; „was ſollten wir im ſchönen Franken wohl viel nach Euren märkiſchen Maulwürfen fragen?“

„Beſagter Herr von Sparr,“ fuhr der andere fort, „iſt nämlich bekannt als der größte Menſchenhaſſer, den je die Erde trug; und war er es ſchon zu weiland Neſtors Zeit, ſo iſt er nun zu Hektors Zeit zum völligen Menſchenfreſſer geworden. Das einzige Weſen, an dem er das Bedürfnis, zu lieben, befriedigt, iſt ſeine Tochter, eben die Beſitzerin dieſes Büchschens. Ganz nah von hier, bei Lichterfelde, hat der alte Murrkopf ſich und ſeiner Tochter ein Schlößchen gebaut, das nur er und ſie und ein alter Graubart bewohnen dürfen —“

„Welch letzteren," rief Schelia, „wir hier leibhaftig vor uns ſehen?"

„Freilich," entgegnete der Freund; „nun ſoll es aber nicht nur ſchwer, ſondern geradezu mit Leibes- und Lebensgefahr verbunden ſein für jeden, der es unternimmt, die Behauſung des alten Sparr zu betreten. — Darum, Freund Schelia, rate ich Dir," fiel dieſer ſpottend ein, „Dein teures Leben nicht in ſo große Gefahr zu begeben —"

„Der Herr hat recht," ſagte der Alte mit rauhem Tone; „darum bitte ich noch einmal, gebt mir das Büchschen zurück und laßt mich gehen."

„Nun und nimmer!" rief Schelia; „ich ſelbſt will nicht ruhen, bis ich das Kleinod dem Fräulein von Sparr in die zierlichen Hände gedrückt habe. Geht nur heim, Alter, ich bin vielleicht früher zur Stelle, als Ihr ſelbſt."

Der Alte ſtand noch einen Augenblick unſchlüſſig, dann wandte er ſich kurz um und ſagte mit zornigem Tone: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt!" Er beſtieg ſein Pferd und ritt eilend in der Richtung zurück, in der er gekommen war.

„Alſo willſt Du dennoch?" fragte der Begleiter den Grafen Schelia, als der Alte ſich entfernt hatte.

„Ei," entgegnete dieſer, „Du haſt auch gerade den rechten Weg eingeſchlagen, um mich von meinem Abenteuer abzubringen! Bei allen Heiligen, die im Kalender der Papiſten ſtehen, ich will hin zu der ſchönen Sparr und ihr ins Geſichtchen ſehen und ihr das Büchschen in die Hand drücken! Mag doch der Alte ein Werwolf ſein, der alle Nächte den Mond anheult, das ſoll mich nicht abhalten! Die Töchter bärbeißiger Alten ſind oft die allerſchönſten! Jawohl, wir haben Erfahrung!"

Darauf banden beide ihre Pferde los, und während Schelias Begleiter zum Hofe des Kurfürsten zurückkehrte, machte jener sich auf den Weg nach des alten Sparrs Hause. Ein breiter Graben trennte die Behausung des alten Menschenfeindes von der übrigen Welt; hinter dem Graben befand sich die hohe steinerne Mauer des Gartens, die auch dem begehrlichsten Auge den Einblick verwehrte.

An der Zugbrücke, die den einzigen Zugang zum Gartenthore bildete, scharrte des Grafen Schelia Pferd; er stieg ab und zog an einem Glockendraht, der zur Seite herabhing. Von dem laut und dumpf erschallenden Tone der Glocke gerufen, näherten sich von innen Schritte der Pforte und jener Alte aus dem Walde öffnete ihm schweigend das Thor.

Schelia wollte ihn halb zutraulich begrüßen, aber der Alte verbeugte sich stumm und kalt und sah ihn mit einem so gleichgültig fremden Gesicht an, als sähe er ihn zum erstenmal in seinem Leben.

„Nun?“ rief Schelia, „ist das gnädige Fräulein zu sprechen?“

Der Alte zuckte schweigend die Achseln.

„Ei, Du alter Murrkopf,“ sagte Schelia lachend, „so werde ich sie mir selber suchen müssen.“ Und damit wollte er dem Alten die Zügel des Pferdes zuwerfen; dieser aber, sich bei jedem Worte mit einer beinahe höhnischen Höflichkeit verneigend, sagte:

„In des gnädigen Herrn von Sparr Stalle darf kein fremdes Pferd untergestellt werden.“

„So nimm's und führe es herum, bis ich zurückkomme,“ rief ihm Schelia donnernd zu.

Der Alte nahm auch wirklich sogleich die Zügel über

den Arm und führte das Pferd in den Garten hinein, hinter Schelia her, der nun mit erhobenem Haupte in die langen, von hohen Baumwänden beschatteten Gänge des Gartens eintrat. Er war noch nicht weit gegangen, als es ihm schien, als sähe er hinter einer Hecke einen Kopf erscheinen, der zu ihm herüberblickte und ebenso schnell wieder verschwand.

Mit schneller Berechnung schlug er sich in den Gang, der zur Seite abbog, und nach wenigen Schritten schon sah er in einem auf diesen einmündenden dunkelschattigen Wege die schlanke Gestalt eines Mädchens in dunkler Kleidung, die bei seinem Anblicke wie festgebannt am Boden stehen blieb und ihn, starr die Augen auf ihn gerichtet, näher kommen ließ.

Ein Blick auf diese Erscheinung genügte, um ihn nicht länger zweifeln zu lassen, daß er vor der Tochter des seltsamen Hauses, vor dem edlen Fräulein von Sparr, stand. Er lüftete das Barett und trat mit seinem Gruße näher, während sie regungslos stehen blieb und die großen Augen wie in sprachlosem Staunen auf ihm ruhen ließ, ohne im geringsten seinen Gruß zu erwidern. Schelia, der unter diesem wunderbaren Blicke seine Sicherheit beinahe schwinden fühlte, zog nun sogleich das Büchschen hervor, und indem er es ihr überreichte, sagte er:

„Wollet mir den Schreck verzeihen, den Euch offenbar mein plötzliches Eindringen verursacht; hier dies Büchschen, das Ihr draußen im Wald verloret und das ich wiederfand, möge Euch alles erklären.“

Sie nahm das Büchschen entgegen, während ihre Augen noch immer auf ihm ruhten; dann sagte sie, indem sie wie ein Kind lächelte: „Woher wußtet Ihr denn aber, daß es gerade mir gehörte?“

„Euer alter Diener verriet es mir," verſetzte Schelia.

„Der hat es Euch geſagt?" rief ſie mit heller Stimme.

„Gern freilich that er es nicht," antwortete Schelia, „auch ſah er das Büchschen nur unwillig in meinen Händen."

„Das will ich wohl glauben!" ſagte ſie wieder mit jenem kindlich unſchuldigen Lachen; „aber wiſſet Ihr denn auch, wo Ihr ſeid?" fuhr ſie, plötzlich ganz ernſt werdend und im Tone des Schreckens fort.

„Im Hauſe des Herrn von Sparr, wie ich denke," verſetzte Schelia lächelnd.

„Freilich doch," rief ſie; „aber um des Himmels willen, wenn mein Vater käme und Euch hier fände!"

Schelia mußte unwillkürlich lachen, denn es klang, als wäre das Mädchen eine verzauberte, unter dem Banne eines böſen Zauberers ſtehende Prinzeſſin, als ſie von ihrem Vater ſprach; aber der Blick ihrer Augen bei dieſen Worten war ſo angſtvoll, daß ihm ſelbſt ganz ernſt zu Mute ward.

„Geht, mein Herr," ſagte ſie flehend, „bitte, geht, daß er Euch ja nicht hier finde!" Und dabei ſchlug ſie, an ſeiner Seite hingehend, den Weg nach der Gartenpforte ein und Schelia ſah den Augenblick nahe, wo ſein Abenteuer ein allzu ſchnelles Ende erreicht haben würde. „Ach," ſagte ſie, während ſie gingen, „nun habe ich Euch aber in meiner Angſt gar nicht einmal gedankt, daß Ihr mir das Büchschen wiedergebracht habt; nun, ich danke Euch recht von Herzen dafür, es liegt mir viel daran." Dabei reichte ſie ihm die Hand, wie eine Schweſter dem Bruder, und Schelia konnte nichts anderes, als ſie ihr treuherzig wieder zu ſchütteln, denn ein unnennbares Gefühl ſagte ihm, daß es hier nicht angebracht geweſen wäre, höfiſche Sitte zu zeigen und die dargebotene

Hand zu küſſen. Das Mädchen blieb plötzlich ſtehen und ſagte: „Wie heißt denn der Herr eigentlich?“

Schelia nannte ihr ſeinen Namen.

„So ſeid Ihr auch gewiß vom Hofe?“ fuhr ſie fort.

„Ja,“ ſagte Schelia, „aber ich bin vor kurzem erſt hierhergekommen, aus Franken her, wo meine Heimat iſt.“

„So weit kommt Ihr her?“ rief ſie, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. „Ei, da iſt es wohl ſchöner in Eurer Heimat, als bei uns? nicht wahr?“

Schelia erzählte ihr nun von ſeiner ſchönen Heimat, und unvermerkt, wie er die ſtrahlenden Augen des Mädchens ſah, die mit unſchuldiger Neugier auf ihn, den weitgereiſten Mann, blickten, tauchten ihm die alten Stätten, wo er in der Sonne der Mutterliebe aufgewachſen war, lebendiger als je zuvor in ſeiner Seele auf, daß er davon erzählte, ſo ſchön und blühend, wie nie zuvor. „Ach, mein Gott,“ ſagte das Mädchen, als er innehielt, „wie ſchön muß das ſein, einmal ſo in die weite Welt hinausſehen zu können! wie wundervoll muß ſie ſein; denn ſeht, Euer Land muß ja ſchon herrlich und lieblich ſein, und doch hörte ich immer, daß, je weiter man nach Süden zu kommt, die Erde immer ſchöner und ſchöner wird. Glaubt Ihr das auch wohl?“

„Das iſt gewißlich wahr,“ ſagte Schelia, der ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben als Lehrmeiſter empfand und ganz ernſthaft in ſeiner neuen Würde fühlte. „Aber Ihr, mein Fräulein, ſeid wohl noch nicht weit hinaus geweſen in der Welt?“

„Ich?“ ſagte ſie lachend; „ach, mich läßt der Vater ja nicht über den Garten hinaus; kaum daß ich einmal mit ihm ein wenig ſpazieren reiten darf.“

„O wie dauert Ihr mich!“ entgegnete Schelia; „da führt Ihr freilich ein trauriges Leben.“

„Ja, aber der Vater will es ja ſo,“ ſagte ſie und ſah ihn ganz erſtaunt an, als verſtände ſie ihn nicht; „ſo muß es doch am beſten für mich ſein?“

„Freilich wohl,“ ſagte Schelia verlegen; „aber ich meine nur —“

In dieſem Augenblicke ließen ſich aus der Ferne die Huftritte eines Roſſes vernehmen, das geradeswegs auf das Gartenthor zugeſchritten kam. Das Mädchen blieb einen Augenblick horchend ſtehen, ſah Schelia leichenblaß an und vermochte nichts weiter zu ſagen, als: „Der Vater!“

Schelia wollte ſie beruhigen und ſagte: „Laßt doch, ich will ihm entgegengehen; ich habe ja nichts Böſes gethan.“

Sie aber rief: „Ihr kennt ihn nicht!“ Und indem ſie plötzlich mit Heftigkeit ſeinen Arm ergriff, ſagte ſie leiſe ſtammelnd: „Wißt Ihr denn auch, daß es Euer Tod ſein könnte, wenn er Euch hier bei mir träfe?“

Schelia erſchrak, denn dieſe Worte waren im Ernſte geſprochen, das hörte man ihnen an.

„Kommt,“ ſagte das Mädchen plötzlich entſchloſſen, „es kann nun nicht anders ſein;“ zugleich drehte ſie um und ging geradeswegs auf das Haus mit ihm zu, indem ſie immer noch ſeinen Arm feſthielt, was ſie in ihrer Erregung gar nicht bemerkte. Sie führte ihn, der beinahe willenlos folgte, darauf durch die altertümlichen Zimmer des Schloſſes, mehrere Treppen hinauf bis in ein Kämmerchen, das durch ſeine Einrichtung verriet, daß es eines Mädchens Zimmer war.

„Hier,“ ſagte ſie, „müßt Ihr bleiben, Herr; es iſt mein eignes Zimmer, da geht der Vater nicht hinein, ſonſt durch-

ſucht er das ganze Haus; habt Geduld, ſo wird ſich vielleicht alles gut machen.“ Dann ſchloß ſie die Thür und ließ ihn allein.

„Mein Abenteuer,“ dachte Schelia, „läßt ſich ja gut an: ſieh da, allein in eines Mädchens Zimmer!“ Dennoch wunderte er ſich beinahe über ſich ſelbſt, daß er durchaus nicht lachen konnte, ſondern im Gegenteil, mit einem beinahe ehrfürchtigen Gefühle ſetzte er ſich auf einen der Stühle und beſah die Einrichtung, mit der ſeine ſeltſame Wirtin ihr kleines Gemach ausgeſtattet hatte.

Unterdeſſen war der alte Herr von Sparr in den Garten getreten, und da er nicht, wie gewöhnlich, ſeine Tochter im Garten fand, ging er ſchnurſtracks auf das Haus zu. Als er den Saal im Erdgeſchoſſe betrat, kam ihm die Tochter, die eben den jungen Schelia in Sicherheit gebracht, von oben entgegen und grüßte ihn mit dem gewohnten Gruße.

Der Alte ſah ihr von unten mit den glühenden, mißtrauiſchen Augen entgegen, ſchlug, ſtatt allen Grußes, einmal kurz mit der Hand durch die Luft und ſagte: „Nun, Tochter?“ Dann begann er, wie er dies jeden Tag that, die ſämtlichen Gemächer des Erdgeſchoſſes auf das ſorgfältigſte zu unterſuchen. Die Tochter ſah ihm ſchweigend zu; zum erſtenmal in ihrem Leben erſchien ihr das Thun des Vaters unheimlich, zum erſtenmal ſah ſie, wie ſchrecklich der Blick aus ſeinen weit hervortretenden Augen war. Es war im Auguſt und ein heißer Tag, ſo daß das Geſicht des Alten in der Anſtrengung dunkelrot zu glühen begann; als er daher die Treppe betrat, um nun die oberen Stockwerke in gleicher Weiſe abzuſuchen wie das unterſte, hing ſich die Tochter an ſeinen Arm und bat ihn, heute ſich die Mühe des Suchens zu er-

ſparen. „Ja doch!“ gab der Alte in knurrendem Tone zur Antwort, „daß mir die Hunde, die nach meinem Glück und Leben ſtehen, das Dach oben anzünden, wenn ich unten faulenze? Fort!“ Mit dieſen Worten drängte er die Tochter unſanft genug zur Seite und beſtieg die erſten Stufen der ſteinernen Treppe. Kaum aber war er deren etwa fünf geſtiegen, als er zu ſtraucheln begann, auf den ausgetretenen Steinen ausglitt und mit ſchwer dröhnendem Falle bis an den Fuß der Treppe hinabſtürzte. Die Tochter ſtieß einen gellenden Hilferuf aus, ächzend und ſtöhnend lag der Alte am Boden und verſuchte vergebens, ſich aufzurichten; plötzlich legte er die Hand ans Bein, ſtreckte ſich lang hintenüber auf die Steinplatten des Fußbodens und ſprach mit tonloſer Stimme in die Luft: „Entzwei.“ Das Mädchen ſchob die Hände unter den Oberleib des Vaters und verſuchte, ihn aufzurichten; er machte nur eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und ſagte ebenſo wie vorher: „Ruf Martin!“ Im Fluge war das arme Kind durch den Garten hin und kam mit dem Alten, den wir ſchon früher kennen lernten, zurück. Der alte Martin umfaßte, ohne ein Wort zu ſagen, ohne daß eine Miene ſeines Geſichts zuckte, den Leib ſeines Herrn, hob ihn ein wenig auf und legte ihn ebenſo wieder nieder: er war ihm zu ſchwer, er konnte ihn nicht tragen.

Mit einem Geſichte, bleich wie Schnee, die Hände in ſtummem Jammer gerungen, ſtand das Mädchen neben dem Alten, der wieder lang ausgeſtreckt auf dem Rücken lag und vor ſich hin emporſtierte, regungslos und wie ein Menſch, der ſogleich erkannt hat, daß aus dem Unheil, das ihn betroffen, kein Ausweg mehr iſt, und der aller Hoffnung entſagt. Denn die einzige Möglichkeit, den Alten vom Flecke zu

bewegen, wäre gewesen, wenn man einen Bauern aus der Gegend herbeigerufen hätte; man hätte aber für alles Gold der Erde keinen vermocht, den Fuß in das Haus zu setzen, da der alte Sparr ringsum im Rufe stand, ein Hexenmeister zu sein, dessen Haus zu betreten mehr als Tollheit gewesen wäre.

Eine totenstille Viertelstunde verging, während welcher der alte Mann dort am Boden wohl Zeit hatte, zu erkennen, daß, wer die Menschen in guten Stunden von sich weist, sie in bösen Stunden, die doch für jeden einmal kommen, auch nicht an sich ziehen kann, und wenn er es mit Haken und Ketten versuchte. Als nun das Mädchen gar keine Hilfe aus dieser schrecklichen Lage sah, kniete sie nieder, während ihre Brust in innerem Kampfe zu wogen begann, näherte ihren Mund dem Ohre des Alten und flüsterte: „Vater!“ Der Alte wandte den Kopf zu ihr hin. „Vater,“ sagte sie, und sie faltete die Hände vor der Brust, als wollte sie sich durch diese fromme Gebärde gegen mögliche äußerste Gefahr waffnen, „es ist einer da — der Euch tragen könnte.“ Der Alte wandte langsam den Kopf zu ihr herum und sah sie an; sie schloß die Augen, aber es war ihr, wie wenn man die geschlossenen Augen auf ein Feuer richtet, das unmittelbar vor uns lodert, dessen Glut durch die Augenlider hindurchbrennt.

Als sie die schwere Hand des Vaters fühlte, die sich auf ihre Schulter legte, öffnete sie langsam und bange die Augen, die denen des Vaters nicht mehr begegneten, denn er hatte den Kopf wieder nach oben gewendet, ins Leere starrend, wie vorher, nur daß der erst so steinerne Mund seltsam wie in stummen Worten zuckte. Dann that er die Lippen auf und sagte mit dumpfer Stimme: „Ruf ihn!“ Wie ein Sturmwind flog das Mädchen die Treppe hinauf, bis zu ihrer

Kammer, an deren Thür, als ſie ſie aufriß, Schelia ihr bleich und verſtört entgegentrat. Er hatte den dumpfen Schall beim Sturze des Alten, den Hilferuf des Mädchens, dann die Stille gehört, die nach ſolchen Unglück verkündenden Geräuſchen eintritt und ſchlimmer iſt, als der Schreckensſchrei ſelbſt, und dunkle, ſchreckensvolle Vermutungen zogen durch ſein Haupt.

Das Mädchen, ohne zu erſchrecken, daß ſie dem Fremden ſo nahe gegenüber ſtand, ſah ihn mit den ſchönen großen, von der tiefen Seelenangſt doppelt weit geöffneten Augen flehend an, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Jünglings und ſagte mit gepreßter Stimme: „Um Gottes und der Heiligen willen, kommt herunter und helft meinem Vater!“

Es war gewiß nicht der Augenblick, an verliebte Spiele zu denken, auch war Schelias Herz viel zu bieder und wahrhaft warm, jetzt an anderes zu denken, als an des verlaſſenen Mädchens Not, aber dennoch zuckte es ihm durchs Herz, als er ihre Hände ſo feſt in der ſeinigen fühlte, eine augenblickliche Röte flammte über ſein Geſicht und einen Augenblick ruhten ſeine Augen auf den Zügen des Mädchens; im nächſten Moment ſtand er neben ihr auf der Schwelle und ſagte feſt und entſchloſſen:

„Führt mich zu Eurem Herrn Vater; ſo Gott will, helfe ich ihm!“

Als Schelia, von dem Fräulein geführt, die Treppe hinabſtieg, wandte der alte Sparr die Augen auf ihn, ein paar ſchreckliche Augen. Schelia war ein beherzter, ritterlicher Mann, aber vor der Fülle von Grimm und Haß, die aus dieſen Augen wie ein breiter Feuerſtrom auf ihn zufloß, erbebte ſein Herz, denn er glaubte wirklich nicht anders, als

daß es wahr ſei, was die Leute munkelten, daß der alte Sparr ein finſterer, verderblicher Zauberer und Hexenmeiſter ſei.

Dennoch verneigte ſich Schelia grüßend vor dem alten Manne und ſagte beſcheiden:

„Laßt mich Euch nachher erklären, edler Herr, wie ich in Euer Haus gekommen, und laßt mich zuerſt wiſſen, wie ich Euch helfen kann.“

Der Alte gab ihm keine Antwort, aber die Tochter trat dicht zu ihm heran und flüſterte ihm zu, was dem Vater geſchehen ſei und daß man von ihm hoffe, er würde ihn hinauftragen können bis in den erſten Stock, wo das Bett des Vaters ſtände.

Schelia erwog die Schwere des Körpers, den er tragen ſollte, und neigte halb zuſtimmend, halb bedenklich das Haupt. Da ſah er wieder des Mädchens große Augen angſtvoll bittend auf ſich gerichtet, und plötzlich überkam ihn eine wunderbare Freudigkeit, ein Gefühl, als gälte es, eine heilige und unendlich ſüße Pflicht zu erfüllen, und indem er vorſichtig beide Hände um den Oberleib des alten Sparr legte, der ihn lautlos gewähren ließ, hob er ihn mit jugendlich gewaltigen Kräften empor und trug ihn, vorſichtig von Stufe zu Stufe ſteigend und jeden Schritt voraus mit den Augen prüfend, die Treppe hinauf bis in den weiten, gewölbten Saal, wo in einem Erker das Lager für den Verletzten bereit ſtand. Vorſichtig, wie er ihn aufgehoben hatte, legte er den ſchweren Körper nieder, und als er ſich nun zurückbog und ſich aufrichtete, ſah man es der arbeitenden Bruſt an, wie gewaltig die Anſtrengung geweſen war.

Mit geſchloſſenen Augen, bleichen Angeſichts lag der Herr auf ſeinem Bette, während der alte Martin daran ging,

an dem gebrochenen Beine seine Heilkünste zu erproben, denen das Fräulein in stummer Aufmerksamkeit folgte.

Schelia hatte sich in die eine tiefe Fensternische des Erkers zurückgezogen, und während er den großen, öden Saal mit den Blicken überflog und die seltsame Gruppe vor ihm und das schöne bleiche Mädchen, die Bewohnerin dieser finsteren Behausung, betrachtete, stiegen nie gekannte, dunkle Gefühle in ihm auf und begannen in rätselhaften Schwingungen seine Seele zu durchwogen. Plötzlich, als er aus seinen Gedanken aufsah, stand das Mädchen dicht bei ihm; er sah, wie in ihrem Gesichte ein Entschluß kämpfte, dann streckte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin. Es war nur Dank, was diese Bewegung hervorrief; Schelia fühlte es wohl, aber als er diesmal die schlanke Hand ergriff, drückte er sie an die Lippen. Sein Antlitz färbte sich mit purpurner Glut, und länger als das erste Mal ruhten seine Augen in denen des Mädchens, aber mit einem so treuherzigen Blicke, daß das Mädchen nicht erschrak, sondern ebenso lange in die jungen blauen Sterne hineinschaute, die ihr wirklich wie himmlische Tröster und Helfer in der Not erschienen. So hätte es für einen Dritten, der mit lebendigeren Augen, als der alte versteinerte Martin sie besaß, gesehen hätte, wie die beiden standen, Hand in Hand und staunend vor sich selbst, ein schönes, bedeutungsvolles Bild sein müssen, wie am Lager, auf dem ein altes, haßverzehrtes Herz den letzten Augenblicken entgegenschlug, in zwei jungen Herzen sich von neuem die göttliche, Leben und Welt erhaltende Kraft zu regen begann, die in ewigem himmlischem Kampfe mit den finsteren Gewalten des Hasses immer und immer siegreich daraus hervorgeht. Nun hatte der alte Sparr die Augen wieder geöffnet,

er regte ſich auf ſeinem Bette und ſprach mit halblauter Stimme zu ſeiner Tochter, die ſogleich zu ihm getreten war:

„Wie iſt jener Mann hereingekommen?“

Sie mochte ihm wohl nicht ſchnell genug Antwort gegeben haben, denn mit lauterer Stimme, die ganz den rauhen Klang der geſunden Tage hatte, ſagte er:

„Was ſucht dieſer Mann bei Dir, Gertrud?“

Gertrud, daß ſie ſo hieß, hatte nun auch Schelia gehört, erzählte dem Vater darauf halblaut, daß ſie das Riechbüchschen verloren hatte und daß Schelia es ihr zurückgebracht habe und ſo in das Haus gekommen ſei. Als ſie geendet hatte, hob der Alte die rechte Hand empor und ſagte mit feierlich drohendem Tone:

„Tochter! ſo haſt Du das teure Kleinod, das ich Dir als Erbſtück Deiner Mutter einſt mit höchſtem Ernſte empfahl, ſchlecht bewahrt, da Du es verlorſt! Tochter, ich ſage Dir, wer ein Kleinod verliert, bei dem ſind auch andere, heiligere Kleinodien ſchlecht bewahrt! Hüte Dich, Jungfrau!“

Starr vor Staunen hörte Schelia dieſe ſeltſamen Worte des Greiſes, der nun langſam wieder zu ihm hinüberblickte und ihn zu ſich heranwinkte.

Mit einem durchbohrenden, prüfenden Blicke ſah er den Jüngling lange Zeit ohne Laut an, dann begann er langſam und feierlich, wie zu ſeiner Tochter, zu ihm:

„Daß Ihr zu mir gekommen ſeid in mein Haus, das danke ich Euch nicht, fremder Herr; doch ich will nicht, wenn ich zur Grube fahre, daß man hinter mir herſchreie: Seht, er war auch undankbar, wie das ganze Menſchenvolk es iſt — ja, das ganze Menſchenvolk!“ brüllte er plötzlich, wütend die Fauſt ballend und ſchüttelnd. „Denn ich weiß, daß

nichts ſo giftig das Herz zerfrißt, wie der verdammte Undank der Menſchen! Darum ſage ich Euch Dank, denn Ihr habt meiner Tochter ein wertes Kleinod wiedergebracht, das ſie in thörichtem Leichtſinn verlor. Auch mir habt Ihr Euch hilfreich erwieſen, darum will ich, daß Ihr von mir erbittet, was ich Euch zum Danke dafür geben könnte."

„So bitte ich, Herr," ſagte Schelia, „daß Ihr mir vergönnen wollet, wiederzukommen und zu fragen, wie es Euch ergeht."

Der Alte wandte die Augen von ihm ab, und, als hätte er ihn nicht gehört, ſagte er:

„Ich habe ein ſchönes, altes Schwert, eines Ritters wohl würdig; wollt Ihr das von mir haben?"

„Ich bitte Euch," antwortete Schelia beſcheiden, aber feſt, „geſtattet mir, wiederzukommen."

Wieder trat ein augenblickliches Schweigen ein; dann ſagte der alte Sparr mit einer Stimme, die grollend aus der tiefſten Bruſt hervorkam.

„Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, warum Ihr wiederkommen wollt? Meinetwegen etwa? O ich kenne Euch — alle, alle!" und dann ging ſein Sprechen in ein unverſtändliches Murmeln über, ſo daß man nur an den zuckenden Lippen, die ein böſes, höhniſches Lächeln umſpielte, wahrnahm, daß er noch ſprach. Aber es mochte ihm wohl in dem Augenblicke das Gedächtnis an jene Minute wiederkehren, da der junge Schelia ihn in ſeinen Armen die Treppe hinaufgetragen hatte, es mochte wohl das eigentümliche, wohlthuende Gefühl ſich wieder in ihm regen, das er empfunden hatte, als die ſtarken jungen Arme ſo ſorgſam ſich um ihn ſchlangen, wie es nur die Arme deſſen können, der dem

Hilfsbedürftigen mehr entgegenbringt, als die allgemeine Menſchenliebe; plötzlich rollten ſeine Augen von dem jungen Manne zu ſeiner Tochter und von ihr zu jenem zurück, die beide mit niedergeſchlagenen Blicken daſtanden, und von einem Gefühl getrieben, das ſeinem Herzen ſelbſt unverſtändlich ſcheinen mußte, faßte er des Grafen Schelia Hand, um ſie eben ſo ſchnell wieder fahren zu laſſen, und ſagte kurz:

„Kommt morgen wieder!“

Schelia verbeugte ſich ſtumm und wandte ſich, nachdem er ehrerbietig auch das Fräulein gegrüßt, zum Gehen. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, darum ſagte der Alte, als er ſah, wie Schelia ſich in die Dunkelheit hinein entfernen wollte, zu ſeiner Tochter:

„Leuchte ihm.“

Am oberſten Abſatze der Treppe, die in den Flur führte, aus welchem man dann unmittelbar in den Garten trat, blieb Gertrud ſtehen, während Schelia hinunterſtieg. Im Flur angelangt, wandte er ſich noch einmal zurück, ihr Lebewohl zu ſagen; er ſah ſie an das holzgeſchnitzte Treppengeländer angelehnt ſtehen, in der Rechten, die ſie hoch aufgehoben hatte, die Leuchte emporhaltend, daß ſie den Flur und jeden Schritt, den er bis in den Garten zu thun hatte, mit ihrem Lichte erhellte. Unwillkürlich blieb er einen Augenblick ſtehen und ſah zu dem Mädchen hinauf, welches ihm wie ein Cherub des Himmels erſchien, der ſeinen Pfaden leuchtete; er wollte ihr „gute Nacht“ zurufen, aber ſein Mund blieb ſtumm, und er vermochte nichts, als die Hand auf das Herz zu legen und ſie mit einer tiefen Neigung des Hauptes in ſtummer Huldigung zu grüßen; dann trat er in den nachtdunklen Garten, wo Martin ihm das Pferd vor-

führte. Während er aber durch die Nacht langsam dahinritt, trat immer wieder leuchtend und deutlich das wunderbare Bild vor seine Seele, das er soeben gesehen: er sah die schlanke Gestalt des Mädchens im dunklen Kleide, wie sie das Licht hoch über den lieblichen, sanft herabgeneigten Kopf emporhob, und es war ihm, als blickten die schönen ernsten Augen kraft eignen warmen Lichts durch die Schatten der Nacht zu ihm herüber. —

Es war noch früh am nächsten Morgen, als der Graf Schelia durch den Garten hereinritt, in dem der Thau in dicken blitzenden Tropfen lag und die Vögel in tausend zwitschernden Stimmen den Überschwall von Lebenslust austönten, durch den sie des Menschen Herz zur neuen Lebenslust erwecken. Sobald er sich dem Schlosse näherte, hob er die Augen auf und suchte an allen Fenstern, und fand endlich, daß jemand dort oben seiner wartete.

An einem Fenster des ersten Stocks tauchte ein Gesicht auf, um gleich darauf zu verschwinden, es war Gertrud von Sparr. Nur eine Sekunde lang hatte Schelia sie gesehen, kaum mit ganzem Gesichte hatte sie über die Fensterbrüstung hinübergeblickt, und dennoch reichte dieses Teilchen eines Augenblicks hin, um des jungen Schelia Brust in ein Meer von hoffnungsstrahlender Glückseligkeit zu verwandeln.

Als Schelia in den Saal trat, sah er den Alten auf dem Bette liegen, starr wie am Tage zuvor, doch waren die Züge des Gesichts tiefer eingefallen und ebenso die Augen. Gertrud machte sich am Bette des Vaters zu schaffen, ihre Wangen waren mit glühender Röte übergossen. Mit tiefem Gruße verneigte sich Schelia vor dem Kranken, dessen Augen auf ihm ruhten, als wundere er sich, daß ihm, dem finstern

Menſchenhaſſer, in letzter Stunde ein Menſch nahe getreten war, den er nicht haſſen konnte; denn unvermerkt hatte Schelias treuherziges Weſen ſein Herz, oder das, was von ſeinem Herzen noch übrig geblieben war, angezogen mit der wunderbaren Gewalt, die ein guter Menſch auf den anderen Menſchen übt. Nachdem Schelia den Alten gegrüßt hatte, verneigte er ſich vor der Tochter, die ſeinen Gruß erwiderte, ohne die Augen zu ihm zu erheben. Wieder flogen einen Augenblick lang die Augen des alten Sparr von einem der jungen Leute zum andern und verrieten, als ſie zurückkehrten, daß ſie wußten, was da vor ſich ging.

Mit einer haſtigen Handbewegung wies der Herr von Sparr dem Gaſte einen Stuhl neben ſeinem Bette an, ſich darauf zu ſetzen, dann winkte er ſeiner Tochter, daß ſie hinter ihn trat und ihm den Kopf höher legte durch ein Kiſſen, das ſie darunter ſchob; dann lag er wieder ein Weilchen ſtumm da, während die rechte Hand, indem ſie ſich ballte und öffnete und auf und ab bewegte, verkündete, daß er mit ſich rang, ob er von Dingen reden ſollte, von denen er lange nicht, vielleicht nie geſprochen, und von denen zu reden es doch jeden Menſchen einmal, namentlich in ſolcher Stunde drängt.

„Hört," ſagte er endlich, „Ihr ſeid vom Hofe des neuen Kurfürſten; ich weiß wohl, Ihr habt auch von mir reden gehört, ich weiß wohl, dies und das von dem alten Zauberer und Hexenmeiſter, dem böſen alten Sparr! Nun ſitzt Ihr vor mir und ſeht mich und betrachtet mich, ſo wie die jungen Leute die alten anſehen, und meint, ſo wie ich nun vor Euch liege, alt und verdorrt, aller Welt verhaßt, voll Haß gegen alle Welt, ſo ſei ich immerdar geweſen. Denn der junge

Menſch, in dem die Anlage der Geburt allein erſt mächtig iſt, kann es anders nicht denken, als daß der Alte gerade ſo aus Gottes Hand und aus der Mutter Schoß geſtiegen ſei, wie er ihm nun erſcheint, denn der junge Menſch weiß nichts von dem, was den andern zum alten gemacht hat, von dem ſchweren, ſchweren Leben, das mit tauſend grimmen Erfahrungen an dem Menſchen formt und ätzt, bis alles anders geworden, als es zu Anfang war. Darum ſteht Ihr vor dem Alter wie ein Unerfahrener vor dem Werke des Künſtlers, der auch meint, ſo wie es nun fertig daſteht, ſei es aus des Meiſters Kopf geſprungen, der die Stunden nicht ſieht, da es langſam, Zug auf Zug, unter Qualen des Erzeugers heranwuchs. Denn auch der Menſch, müßt Ihr wiſſen, junger Mann, iſt gerade ſolch ein Kunſtwerk, und zwei gewaltige Bildner ſtehen immerdar mit Hammer und Meißel und ſchaffen unabläſſig an ſeiner Seele: das iſt die Zeit und das Schickſal. Die Zeit, ſeht Ihr wohl, führt einen ſtumpfen, ſchweren Meißel und gräbt unmerklich langſam Linie nach Linie in die Seele hinein, ſo langſam, daß man das Bild erſt ſieht, wenn es fertig geworden und ſich im runzligen Antlitz widerſpiegelt. Das Schickſal dagegen führt den gewaltigen Hammer, den hebt es nur zu Zeiten, dann aber reißt es ſeine großen Striche in ebenſo vielen Wundenmalen in die Seele hinein, und deſſen Züge ſind bald kenntlich. Nun will ich Euch denn von mir ſagen, daß ich beides, den Meißel und den Hammer, wohl an mir erfahren habe, denn ich habe das Leben wohl kennen gelernt, das ſchlimme Leben, ich habe nicht viel Gutes geſehen in dieſem Leben, ich habe nicht viel Gutes erfahren am Menſchen! Ich ſage Euch, und Ihr ſollt mir glauben: die Menſchen ſind ſchlecht und böſe

und elend!“ Der Alte rief dies mit dröhnender Stimme, die rechte Hand drohend und feierlich erhoben, die glühenden Augen ins Leere gerichtet, als sähe er auf viele dunkle, schreckliche Dinge zurück, die er vor Zeiten mit leiblichen Augen geschaut hatte. Schelias junges Herz fühlte sich wie vom Hauche des Todes berührt und sein Blick ging hilfesuchend zu der hinüber, die, gleichen Alters wie er, seinem Herzen entsprechender fühlen mochte, als der furchtbare Greis.

Gertrud hatte das Haupt geneigt und saß, in sich versunken, am Lager des Vaters. „Nur einen Menschen,“ fuhr der Alte fort, „habe ich in diesem Leben gesehen, der ein Mann war, wie ihn mein Herz sich wünschte: das war mein seliger, gnädiger Herr und Kurfürst Joachim. Doch weil er streng war und gerecht und die Gerechtigkeit höher achtete, als das blöde Blut der Menschen, so haben sie ihn gehaßt und geflohen, daß er einsam ward, einsam wie sein treuer Diener, der alte Sparr!“

Plötzlich faßte der Alte des Jünglings Hand mit eisernem Griffe, seine Augen bohrten sich vernichtend in die seinen und zischend kamen die Worte aus den zusammengebissenen Zähnen hervor:

„Als ich aber sah, wie seine eigene Gattin, die ihm Treue und Gehorsam vor Gottes Antlitz gelobt hatte, untreu wurde, weil das Gift der verfluchten neuen lutherischen Lehre ihre Seele benagt hatte, als ich es vernahm, daß sie heimlich zur Nacht ihren Herrn und Gatten verlassen hatte, um die alte Gotteslehre umzutauschen für die neue, als ich's mit Augen sah, wie sein edles Herz zerriß in jener Stunde, um bis zur letzten Stunde nicht wieder zu heilen, da schwur ich mir's mit heiligem Eide, meine Tochter, mein von Gott mir ver-

liehenes Heiligtum, zu wahren vor ſolch unerhörtem Frevel. Darum ſchloß ich ſie hier ein in dieſes einſame Haus, daß ſie mir rein bliebe vor der böſen neuen Lehre, die heutigen Tags wie ein brüllender Löwe in den märkiſchen Landen umgeht und die Seelen der Menſchen verſchlingt; mag ſie fern ſein von den Menſchen, hier iſt ſie nahe bei Gott, denn der wohnt nicht da draußen bei den verderbten Menſchen!“

Waren es nur die finſteren Worte des Greiſes, oder war es noch etwas anderes, was Schelias Inneres ſo tief erregte, daß ſein Antlitz leichenblaß geworden war? daß er mit einem ſcheuen, fragenden Blicke zu der Geliebten hinüberſchaute? Der Alte, erſchöpft zurückgeſunken, hatte die linke Hand auf das Haupt der Tochter gelegt, die knieend an ſeinem Lager hingeſunken war, und er erſchien dem Jünglinge wie Elias, der furchtbare Prophet, da er die Baalspriester mit eigener Hand geſchlachtet hatte und dieſelbe Hand auf des Knaben Eliſa Haupt legte, des einzigen menſchlichen Weſens, das ſeiner Seele nahe ſtand.

In dieſem Augenblicke trat der alte Martin in das Zimmer, ging mit leiſem, aber ſchnellem Schritte bis zum Bette des alten Sparr bei Schelia vorüber, mit einem Ausdrucke des Geſichts, als ſei nur er und ſein Herr in der Stube, bog ſich bis zum Ohre des letzteren herab und begann mit häßlicher Geſchäftigkeit einen längeren Bericht hineinzuflüſtern. Es mußte wohl eine böſe Kunde ſein, denn des alten Sparr Augen nahmen mehr und mehr einen ſchrecklichen Ausdruck an. Als Martin geendet hatte, rang der Alte einen Augenblick nach Atem, dann erhob er die Hand wie zu feierlichem Eidſchwur und rief:

„Und ob er jetzt auch mein Herr und Kurfürſt iſt, ſo

ſtrafe ihn Gott und verfluche ihn und vertilge ihn für ſeine ſchändliche Abſicht! Höre Tochter, und auch Ihr, Graf Schelia, hört es, was jener treue Mann mir berichtet: daß Kurfürſt Joachim, uneingedenk des Schwurs, den er ſeinem ſterbenden Vater abgelegt, die heilige alte Lehre nicht zu verlaſſen, nun ſeinem Eide untreu zu werden gedenkt und gleich der Mutter thun und ſich der neuen Lehre zuwenden will!“

Schelia hatte am Hofe Joachims ſchon vielfach von deſſen Abſicht, den lutheriſchen Glauben anzunehmen, gehört, ſo daß ihn dieſe Nachricht wenig in Erſtaunen verſetzte.

Der Alte bemerkte es und ſagte:

„Euch ſcheint das wenig zu erſtaunen, junger Mann? War Euch die böſe Abſicht Eures Herrn bekannt?“

„Ja,“ ſagte Schelia; „man ſprach bei Hofe ſeit längerem davon.“

„Ha, dieſer Hof!“ ſchrie der Alte; doch plötzlich unterbrach er ſich, richtete den Oberleib mit ungeheurer Anſtrengung ſtarr aufrecht, und indem ſeine Augen, die rot mit Blut unterliefen, ſich fürchterlich ſtierend auf Schelia richteten, ſprach er in rauhem Tone: „Auch Ihr lebt ja an dieſem Hofe, Graf Schelia! Wie ſteht es mit Euch? Seid auch Ihr etwa ſchon ein Lutheraner?“

Wie das Krachen des einſchlagenden Blitzes dennoch ſchrecklich tönt, auch wenn das Ohr durch manche vorauf-gehende Donnerſchläge gewarnt war, ſo ſchlug dies Wort in Schelias Ohr und Seele. Aber ohne einen Augenblick zu zaudern und obgleich ihn plötzlich ein Vorgefühl namenloſen Wehs durchzuckte, erhob er ſich von dem Seſſel, wandte ſein bleiches Antlitz feſten Blickes auf das glühende des Alten und ſprach:

„Ja, Herr von Sparr, ich bin ein Lutheraner.“

Ein heiſerer Schrei brach aus dem Munde des Alten hervor, ſeine Hand ballte ſich krampfhaft, er wollte offenbar Verwünſchungen gegen Schelia ſchleudern, aber die geöffneten Lippen gaben keinen anderen Laut mehr von ſich, als ein dumpfes Ächzen, dann fiel er ſchwer auf das Kiſſen zurück, das Antlitz wie mit Blut übergoſſen, und während der Körper ſchon regungslos lag, flog die Rechte von hüben nach drüben durch die Luft, ſtumm und doch vernehmlich redend ein ſchreckliches „Nein, in Ewigkeit nein!“

Endlich ſank auch die Hand nieder, der alte Sparr dehnte ſich noch einmal und war tot.

Jammernd fiel Gertrud über des Vaters Leib und ihre Thränen floſſen in ſeinen grauen Bart. Schelia ſtand regungslos, wie eine Bildſäule, ohne Haß gegen den ſchrecklichen, unglückſeligen alten Mann, und ſah, wie die Tochter am Totenbette des Vaters verzweifelte.

Nach einer langen Pauſe, die nur vom Schluchzen des Mädchens erfüllt war, trat er dicht an ſie heran; er ſtand hinter ihr, über ſie gebeugt und ſagte ganz leiſe:

„Gertrud.“

So leiſe der Ton war, vernahm ſie ihn doch und wandte das Geſicht zu ihm empor; als ſie aber ſein Geſicht über ſich gebeugt und die Thränen ſah, die ſtill und unaufhaltſam ihm aus den Augen rannen, da war alles, was eben Schreckliches zwiſchen ihm und dem Vater geſchehen, da war auch das fürchterliche „Nein, in Ewigkeit nein!“ des Sterbenden vergeſſen; ſie warf ſich in ſeine Arme, die er weit, weit gegen ſie aufthat, und indem ſie ihr Antlitz und ſich ſelbſt an der treuen Bruſt des ſtarken Mannes barg,

trank ſie in tiefen Zügen den Becher des Troſtes, den Gott in ſolchen Stunden dem Menſchen im Herzen des Nebenmenſchen bereitet. Feſt hielt er ſie umſchlungen und küßte ſie in das von Thränen überſtrömte Antlitz, und ſie küßte ihn wieder und ſchauerte an ſeinem Herzen, das ſie vor ſo kurzer Zeit erſt gefunden hatte, und das nun das Letzte und Einzige war, was ſie auf der Erde noch beſaß, und ſicherlich ward nie ein heiligerer erſter Kuß zwiſchen Liebenden gewechſelt, als dieſer es war.

Schelia blieb in den nächſtfolgenden Tagen im Sparrſchen Hauſe und half der Verwaiſten bei der Beſtattung ihres Vaters und all den anderen traurigen Vorrichtungen, die den Verluſt geliebter Menſchen doppelt ſchmerzlich machen, weil ſie das große Leid mit dem Ekel der Nüchternheit vermengen. Sie hatte niemanden, als ihn, der ihr hätte helfen können, und darum blieb er und wohnte Tag und Nacht unter demſelben Dache mit ihr, unbekümmert um die giftigen Blicke, mit denen der alte Martin an ihm vorüberging, ſeiner ſelbſt ſicher und gewiß durch ſeine tiefe, innige und darum reine Liebe zu dem Mädchen.

Die ganze Welt lag für ihn innerhalb der vier Mauern des einſamen Hauſes, und eine ſelige Vergeſſenheit kam über ihn; ſeine Seele, durchwogt von einer Fülle nie geahnter Gefühle und Hoffnungen, glich einem tief erregten, in wundervollen Wellen- und Schaumgebilden ſich entfaltenden Meere, über das nur ganz zu Zeiten aus einer fernen Wolke ein unheimliches Wetterleuchten fährt, denn nicht anders und nicht öfter traten die letzten Augenblicke mit dem alten Sparr vor ſeine Seele.

Eines Morgens aber raffte er ſich auf und machte ſich

nach Berlin auf, um ſich wieder an dem lange vernachläſſigten Hofe des Kurfürſten zu zeigen. Schon am nächſten Tage kehrte er zurück; Gertrud empfing ihn auf der Treppe, er kam ihr mit ernſtem Antlitz entgegen und mit dem Ausſehen eines Menſchen, der zu ernſtem Vorhaben gefaßt iſt.

„Fräulein," ſprach er, indem er ihre Hand mit ſanftem Drucke faßte, „ich kehre von kurzer Trennung zurück, um Euch zu ſagen, daß wir auf längere, vielleicht lange Zeit voneinander gehen müſſen."

Gertrud ſah ihm erſchreckt in das blaſſe Geſicht und er fuhr fort:

„Es iſt Botſchaft vom Kaiſer gekommen, daß die Türken wieder eingebrochen ſind in Ungarn und daß ein Reichsheer gegen ſie zu Felde ziehen ſoll. Zum Führer dieſes Heeres aber iſt Kurfürſt Joachim von Brandenburg erwählt — und Ihr wißt," fuhr er leiſer fort, „daß ich in Kurfürſt Joachims Gefolge bin."

„Bis Ungarn?" ſtammelte Gertrud mit bleichen Lippen, „o weh, wie weit iſt das!"

„Ja, Fräulein," ſagte Schelia, „es iſt weit von hier, Ihr habt recht; aber wollten wir darum verzagen? Wiſſet Ihr nicht, daß auf die Mark allhier und auf Ungarn, auf Euch und mich das Auge unſeres Gottes herabſieht, der über uns wacht?"

Er hatte das Mädchen bei dieſen Worten feſter an ſich gezogen; jetzt löſte ſie ſich langſam aus ſeiner Umarmung und indem ſie das Haar aus der ſchneeweiß erblichenen Stirn zurückſtrich, ſagte ſie mit verlorener Stimme:

„Unſer Gott, Graf Schelia?"

Schelia verſtand ihre Worte nur halb, dennoch überlief

ein eiſiger Schauer ſeine Bruſt, denn es war ihm, als trete ein Geſpenſt zwiſchen ihn und das geliebte Mädchen. „Fräulein," ſagte er, indem er raſch ihre Hand von neuem ergriff, die aus der ſeinen geglitten war, „wenn zwei Menſchen ſo voneinander ſcheiden müſſen, wie wir es nun thun, dann iſt es gut und recht, wenn ſie zum Bande, das die Herzen zu einander ſchlingt, noch ein zweites erwählen, welches auch die Hände ineinander bindet."

Gertrud ſchwieg.

„Fräulein Gertrud von Sparr," ſagte Schelia mit heißer, zitternder Stimme, „verſteht Ihr meine Worte nicht?" Sie hatte ihn aber wohl verſtanden und wollte ihm Antwort geben, doch ihre Lippen bewegten ſich ohne Laut. Schelia aber, der auf dieſe Lippen mit dem Blicke eines Tauben hinſtarrte, welcher mit den Augen hören muß, verſtand die tonloſe Sprache derſelben und hörte ihre Worte: „Ihr ſeid ja ein Lutheraner." Dann wankte ſie zu einem Seſſel und ſetzte ſich ſo, daß ſie gerade zu der Stelle hinüberſah, wo einſt das Bett des Vaters geſtanden hatte; da blieben ihre Augen ſtarr und tot hangen, als erſchiene ihr von neuem die Hand des Alten, wie ſie durch die Luft fahrend das ſchreckliche „Nein, in Ewigkeit nein!" ſprach. Schelia aber, den eine ſeltſame, beinahe kühle Ruhe überkam, wie es in äußerſter Gefahr dem Menſchen geſchehen ſoll, trat zu ihr, und indem er aufrecht vor ihr ſtand, ſagte er:

„Gertrud, kein Gebot Eurer Kirche wehrt Euch, mein Weib zu werden."

Sie ſah noch immer ſtarr vor ſich hin, wie ein Steinbild.

„Gertrud," fuhr er immer ruhig bleibend fort, „das

Zeichen Eures ſterbenden Vaters kann keines von uns mit Sicherheit deuten, mit keinem Worte ſeines Mundes verbot er Euch, meine Gattin zu werden."

Sie ſchwieg, als hörte ſie ihn nicht.

Da war es, als verſänke er, ſo haſtig kniete er vor ihr nieder; und indem er ſeine Hände vor ihr faltete und mit einem verzweifelnden Blicke in ihr Antlitz emporſah, ſagte er mit tiefer, bebender Stimme:

„Gertrud! Willſt Du mich ſo ins Ungarland gegen die Türken ziehen laſſen?"

Als ſie ihm ſo in das Geſicht ſah und ſeine Worte hörte, war es, als käme ſie aus einem tiefen, böſen Traume zu ſich, und es erging ihr wie damals, als ſie, in dieſes ſelbe Antlitz ſchauend, die feindlichen Mächte vergaß, die zwiſchen ſie treten wollten. Leidenſchaftlich warf ſie ihre Arme um ſeinen Hals, ihr Haupt fiel auf ſeine Schulter und gellend ſchrie ſie: „Nein, bleib, Schelia! Bleib, bleib!"

Wie der Schrei einer Gefolterten klang es durch den öden Saal, und er kam ja auch aus einer gefolterten Seele! Dem Jünglinge aber ertönte der Ruf wie eine frohe Botſchaft zu neuer Hoffnung; ſanft hob er das geliebte Mädchen von dem Stuhle auf und führte ſie in ein Nebengemach, wo ſie die Stelle voll düſterer Erinnerungen nicht vor Augen hatte.

Da ſetzten ſie ſich Arm in Arm nieder; zitternd und unter Thränen lächelnd ſchmiegte ſich das Mädchen an ihn, und es entſtand unter Küſſen und Lachen und Weinen das wunderbare flüſternde Geſpräch, das die Liebenden miteinander reden, das nur *der* verſteht, der es ſpricht, und nur

der, dem es gilt, das aber auch kein anderer zu verstehen braucht.

Es war später Abend geworden, und Schelia, der andern Tages schon am Hofe des Kurfürsten sein mußte, wollte die Nacht hindurch reiten. Die Abschiedsstunde war gekommen, Arm in Arm geschlungen gingen die beiden Liebenden bis zur Treppe; dann blieb Gertrud stehen und erhob die Kerze, dem Geliebten leuchtend, als er langsam und schweren Schrittes über Treppe und Flur dahinging. An der Pforte, die in den Garten führte, angelangt, wandte er sich um, sah zurück und hinauf zu ihr und sah sie stehen, wie an jenem ersten Abende, da sie ihm ebenfalls geleuchtet hatte.

An das Geländer gelehnt, hoch den Arm emporgereckt, der die Kerze trug, das liebliche Haupt sanft geneigt, stand sie da, und wieder legte sich unwillkürlich seine Rechte auf das Herz; lautlos sah er empor in ihre großen reinen Augen, die so inbrünstig auf ihn niederblickten, als wollten sie bis in sein Herz dringen, um da auf ewig zu sein.

Aber um den liebevollen Mund des Mädchens war ein Zug gebreitet, verzweiflungsvoll, starr wie der Tod, als laste schon auf ihr ein unnennbares Leid, das von ferne, aber unabweisbar auf sie und ihn und alles Glück und Leben und Lieben zwischen ihnen herangeschritten kam. Und, war es der kalte Hauch, den das Verderben weit voraus in die Menschenseelen zu senden pflegt, oder was war es, das plötzlich auch Schelias Herz wie mit Qualen der tiefsten Angst zusammendrückte? Das Dunkel der Nacht, fast noch lastender durch den flackernden Schein des Lichtes in ihren Händen, erschien ihm mit das Grabesdunkel, das den Rachen gegen sie auf-

ſperrte, und plötzlich, wie von einem Sturmwinde gefaßt, flog er die Stufen zurück und hinauf zu ihr. Gertrud ſah ihn kommen, ſie ſetzte mit fliegender Haſt die Leuchte in eine Fenſterniſche, ſprang wie ein Reh ihm zwei, drei Stufen entgegen und flog mit einem unbeſchreiblichen Aufſchrei in ſeine Arme und an ſeine Bruſt. „Gertrud," ſagte er mit heiſerer, ſtammelnder Stimme, „bleibe mir treu! Schwöre mir's, bleibe mir treu!"

„Keinem will ich gehören," rief ſie, und ſie erhob ihr Haupt wie ihrer ſelbſt vergeſſend, „wenn nicht Dir!"

Als ſie dieſen Schwur gethan, preßte er ſie an ſich, in ſo wilder Liebe, daß ſie an ſeinem Herzen ſtöhnte; da fühlte er das Riechbüchschen, das ihr vom Gürtel niederhing, und mit ſchnellen Händen hatte er es losgelöſt.

„Sieh dieſes teure Zeichen, Gertrud," rief er, „das mich einſtmals zu Dir hinführte, gieb es mir in dieſer Stunde auf den Weg mit, daß es mich zurück zu Dir führe, daß Du mich wiedererkenneſt, wenn ich es Dir zeige, heimgekehrt von Kampf und Krieg im Ungarland!"

Schnell riß ſie das Büchschen noch einmal an den Mund und drückte dreimal die Lippen darauf, dann preßte ſie es in ſeine Hand und ſprach, indem das Lächeln einer Sterbenden ihr Geſicht verklärte:

„Nimm es, nimm es, was bäteſt Du wohl umſonſt von mir?"

Dann trennten ſie ſich; Schelia ſprang aufs Pferd, und indem er das Büchschen tief im Buſen barg, flog er durch die Nacht dahin.

Als Gertrud ſich umwandte, in ihr Zimmer zurückzugehen, trat ihr aus dem Dunkel eine Geſtalt entgegen: es

war der alte Martin. Er nahm ihr die Leuchte aus den Händen, indem er den durchbohrenden Blick nicht von ihr abwandte, dann ſchritt er ihr voran, ihrem Zimmer zu, aber nicht auf dem nächſten Wege, ſondern ſo, daß er ſie durch eine Reihe ſelten, in letzter Zeit gar nicht mehr betretener Gemächer führte. In dem letzten derſelben, einem kleinen eckigen Raume, in welchem eine dumpfe Luft herrſchte, blieb er plötzlich dicht vor Gertrud ſtehen, hob das Licht und leuchtete ihr damit in das Geſicht. Dann trat er an die Wand, zog an einer dort niederhängenden Schnur: ein Vorhang that ſich auseinander und es erſchien ein Bild, das Bild von Gertruds Vater. Finſter wie im Leben blickte der alte Sparr herab auf die Tochter, die mit geiſterhaft geöffneten Augen zu ihm emporſtarrte.

Der alte Martin trat dicht zu dem Bilde heran, blutrot fiel ſein Licht auf das düſtere Geſicht, und indem er ſich lang in die Höhe reckte, ſchrie er mit einer gellenden, durch alle Räume des Hauſes hintönenden Stimme:

„Wehe dem, der um irdiſches Gut ſein Kleinod dahingiebt, das man dort drüben einſtmals fordern wird! Wo iſt Dein Kleinod, Jungfrau? Hüte Dich, denn die Ewigkeit iſt lang!“

Einen Augenblick ſtand das Mädchen und ſah dieſen Menſchen an, der plötzlich in einen Würgeengel des jüngſten Gerichts verwandelt erſchien; ſeine Stimme traf ſie wie die Poſaune des jüngſten Tages, welche, die Erde und mit ihr die irdiſchen, ſündigen Träume der Erdenkinder zerreißend, die Menſchen zu ſchrecklich klarem Wachen erwecken wird; es war ihr, als hebe der Vater dort oben drohend die Hand, als blicke er ſuchend auf ihren leeren Gürtel, und hinter den

Bildern des Grauſens, die wie hölliſche Scharen vor ihre Seele traten, verblich das Bild deſſen, der zu ferne war, ihr in dieſem letzten, ſchwerſten Kampfe beizuſtehen. Aber ſo tödlich war der Schmerz, ſo ringend war der Kampf ihres ſchwellenden Herzens, daß ſie in die Kniee fiel und kraftlos immer tiefer ſank, bis ſie mit aufgelöſten Haaren, machtlos, hoffnungslos, zerbrochen am Boden lag und den Teppich mit ihren Thränen badete, die mit einem dumpfen Schluchzen ihrer Bruſt dahinſtrömten.

Hinter ihr ſtand Martin und ſah über ſie hinweg auf das Bild und ſeine Lippen bewegten ſich haſtig, ſtumm und ſchauerlich, als führte er ein Geſpräch mit ſeinem toten Herrn.

Der Krieg in Ungarn gegen die andringenden Türken nahm ein raſches und klägliches Ende; denn das deutſche Reichsheer, von den proteſtantiſchen, kaiſerfeindlichen Ständen höchſt dürftig beſchickt, zerbrach in des Reichsfeldherrn Hand wie eine Waffe, die aus zu vielen Gliedern und Gelenken beſteht und darum keine Kraft zum einheitlichen Hiebe oder Stoße beſitzt. Nach allen Himmelsrichtungen ſtrömten die Söldnerſcharen von Ungarn aus nach Deutſchland zurück.

Das letzte gelbe Laub rauſchte ſchon kniſternd durch die Wälder, immer hagerer wurden die Bäume, immer früher ſank die Nacht herab, als wollte die Natur das Leidweſen der herannahenden Winteröde nicht mit anſehen, und der ganze Trübſinn des Spätherbſtes lag belaſtend auf Land und Flur. Da erſchien an einem Nachmittage, als es ſchon dunkelte, am Gartenthore des Sparrſchen Hauſes ein Reiter, der den Hut tief ins Geſicht gedrückt, den Mantel feſt um ſich gewickelt

hatte und durch lautes Klopfen die Aufmerkſamkeit der Hausbewohner erweckte. Eine munter und freundlich ausſehende Frau öffnete das Thor und fragte nach dem Begehr des Reiters, deſſen Geſicht ſie im Zwielichte nicht mehr erkennen konnte. Aber ſtatt zu antworten, fragte er ſeinerſeits: „Seid Ihr bei dem Fräulein von Sparr im Dienſt?“

Die Frau ſah überraſcht auf und erwiderte: „Nein, wie ſollte ich dazu kommen?“

Der Reiter war einen Augenblick ſtumm, dann ſagte er: „Wohnt denn Fräulein von Sparr nicht mehr hier?“

„Bewahre,“ verſetzte die Frau, „die iſt ja fort.“ Es fiel der Frau auf, daß der fremde Reiter vor jeder Frage eine ſehr lange Pauſe machte und daß ihm die Worte ſo ſchwer aus dem Munde zu kommen ſchienen. So dauerte es jetzt wieder lange, bis er fragte:

„Wo iſt ſie denn hin? Wißt Ihr das?“ Während er dies ſprach, ſaß er regungslos, nur das Pferd ſchnaubte, zuſammengedrängt von dem furchtbaren Schenkeldrucke des Mannes.

„Sie iſt ja da hinüber,“ ſagte die Frau und zeigte mit der Hand nach einer beſtimmten Himmelsrichtung.

„Da drüben?“ fragte der Reiter langſamer denn je; „liegt da nicht — Zehdenick?“

„Freilich,“ antwortete die Frau, „und da iſt ſie ja auch.“ —

In Zehdenick aber war ein großes, weitbekanntes Nonnenkloſter. Als die Frau dieſes geſagt hatte, wandte der Reiter ſtumm ſein Pferd und ritt fort, ohne ein Wort zu äußern, ohne Dank, ohne Abſchied. Die Frau ſah ihm nach. Zuerſt ritt er langſam und im Schritte, wie jemand, der nicht weiß, wohin er reiten ſoll; dann hielt er ſein Pferd mit einem

plötzlichen Rucke an, drehte es herum und ſauſte in wahnſinniger Haſt in der Richtung auf Kloſter Zehdenick dahin.

In jener Nacht hatte die Pförtnerin des Kloſters zu Zehdenick eine ſeltſame Erſcheinung: aus halbem Schlafe wurde ſie durch den Hufſchlag eines anſprengenden Pferdes geweckt; ſie ſah zum vergitterten Fenſter hinaus und gewahrte im halben Lichte des Mondes die dunkle Geſtalt eines Reiters, der den Hut tief ins Geſicht gedrückt und den Mantel feſt um ſich gewickelt hatte.

Die Pförtnerin ſah den Reiter regungs- und bewegungslos vor dem Thore halten; dann gewahrte ſie, wie derſelbe ſein Roß nach links herumwarf und davonritt, und zwar im wildeſten Roſſeslauf; bald darauf kamen von der anderen Seite die Hufſchläge zurück, der Reiter war wieder da: er war offenbar um das Kloſter herumgeſprengt. Und ſo war es wirklich geweſen. Und noch einmal wiederholte der Reiter ſein rätſelhaftes Beginnen und kehrte zurück, und noch ein drittes Mal ritt er um das Kloſter, und jedesmal ſchneller, raſender als das vorige Mal, in verzweifelter, keuchender Eile. Als die Pförtnerin ihn zum drittenmal zurückkommen und ſtehenbleiben ſah, ſchlug ſie ein großes Kreuz über ſich und freute ſich des Gitters vor ihrem Fenſter, denn ſie war nun ihrer Sache gewiß: der dunkle Mann da draußen war ein böſer Geiſt, vielleicht gar der Böſe ſelbſt, der dem heiligen Orte Schaden zufügen wollte und ſeine rätſelhaften Zauberkreiſe um denſelben zog.

Aber die Pförtnerin irrte ſich: denn der da ſtand, war kein böſer Geiſt, ſondern ein Menſch, war der Graf Schelia, heimgekehrt von Ungarn und von den Türken, um vor die zu treten, auf deren Wort er baute, vor die er hintreten

wollte mit dem Zeichen, an dem ſie ihn erkennen ſollte, und die er nicht mehr fand, weil ſie, ein unglückſeliges Kind, geglaubt hatte, Gott hinter den kalten Mauern eines Kloſters ſuchen zu müſſen und nicht geahnt hatte, daß ſie ihm eben dicht vorübergegangen war, an der Stätte, wo er immer und ewig und ganz allein wohnt: in einem liebeerfüllten, liebebeſeligten menſchlichen Herzen.

So ſtand Schelia vor der Kloſterpforte, einſam in der öden Nacht, und wie das Leben im letzten Augenblicke krampfhaft aufzuckt, ſo durchflog ihn noch einmal eine wahnſinnige Hoffnung, als müſſe ſie es ahnen, daß er gekommen ſei und draußen harre, und darum gab er ſeinem Pferde die Sporen und jagte um das Kloſter, als glaubte er wirklich, ſie irgendwo dort oben zu erblicken.

Er ſah aber nichts; kein Leben regte ſich in dem öden Grabe der Lebendigen, in dem ſein Alles und nun ſein eigenes Leben eingeſargt lag.

Als er das dritte Mal um die Mauern geritten war, ſtand er noch lange regungslos wie eine Bildſäule in der öden, einſamen Nacht. Lautlos floſſen einzelne Thränen aus ſeinen Augen, ſchreckliche Thränen, die ſchwer auf ſeine Bruſt tropften; in der Rechten aber hielt er das Riechbüchschen, und wie ſeine Hand ſich krampfhaft darum ballte, drückten ſich die Fingernägel in das Metall, ſo tief, daß die Spuren blieben: das ſind jene unerklärlichen Zeichen, die man noch heute an dem Büchschen wahrnimmt. Alsdann drehte er ſein Roß zur Rückkehr herum; als er ſich aber nun auf ewig von dem Flecke abwandte, wo ſie noch lebte und war, da breitete er die Arme aus, fiel auf den Hals ſeines Pferdes, den er umſchlang, und drückte ſein Haupt daran, als ſuchte

er nur etwas, um ſein Herz zu füllen, und wäre es nur die Liebe ſeines treuen Tieres geweſen, denn in ſeine Seele zog jenes gräßliche Gefühl der Öde, deſſen Spur nicht wieder ſchwindet, wenn es dageweſen, ſondern wie ein grauer Fleck in der Seele bleibt, wo keine Farbe mehr haften will, jenes Gefühl, das die junge Seele alt macht und von den Menſchengeſichtern das Lächeln der Jugend abwiſcht, wie eine rauhe Hand den Staub vom Schmetterlingsflügel. Er ritt dahin, er wußte nicht, ob langſam, ob ſchnell, und er kam durch einen Wald, der ihm bekannt erſchien; durch Moos und raſchelnde Blätter floß ein Quell dahin, in den ein großer Baum ſeine Wurzeln tauchte.

Da wußte er, wo er war: an der Stelle, wo er einſtmals das Riechbüchschen gefunden hatte, und es war ihm, als hörte er die warnenden Worte des Freundes und die drohenden des Alten: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt"; auch ſich ſelbſt ſah er wieder und hörte ſich, wie er keck und prahleriſch das Abenteuer herausforderte, und zwiſchen jenem Tage und dieſem Abende ſchienen ihm zehn Jahre zu liegen.

Als er aber an der Stelle war, wo er damals im Mooſe geruht hatte, hob er die Hand, die noch immer das Büchschen hielt, öffnete ſie und warf das Riechbüchschen weit von ſich, daß es mit einem leiſen metalliſchen Klange, beinahe als riefe es ihm ein letztes wehevolles Lebewohl zu, auf die Kieſel ſchlug und im Geſträuche liegen blieb. Dann drückte er wieder ſeinem Pferde die Sporen tief in die Weichen und flog klirrend durch die Finſternis dahin; als er aber aus dem Walde in das Freie kam und den weiten Sternenhimmel über ſich ſah, legte er die geballte Fauſt aufs Herz, hob die

Hand dann feierlich empor und that im Angeſichte des Himmels einen ſtummen, furchtbaren Schwur, um alſo Eid gegen Eid einzuſetzen. —

Wenige Jahre ſpäter zog der Schmalkaldiſche Bund der Proteſtanten zu Felde gegen Kaiſer Carl, den Katholiken. Kurfürſt Joachim war nicht auf ihrer Seite; da erbat Graf Schelia ſeinen Abſchied von ihm, um mit den Schmalkaldenern ziehen zu dürfen. Als der Kurfürſt ihn fragte, was ihn ſo gewaltig treibe, erwiderte er, indem ſein Auge unheimlich aufblitzte: daß ein heiliger Eid ihn zwinge, gegen die Katholiken zu kämpfen.

Darauf entließ ihn der Kurfürſt von Brandenburg und er trat in Dienſt des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen. Da fand er denn bald die Stunde und den Ort, wo er den geſchworenen Eid redlich erfüllen konnte und wacker erfüllte: Bei Mühlberg, auf der Lochauer Heide, da iſt der Graf Schelia gefallen und liegt er begraben, erſchlagen von ſpaniſchen Reitern, gegen die er die Furt durch die Elbe wie ein grimmiger Bär verteidigt hatte; zwölf Spanier, von ſeiner Hand gefällt, trieben den Strom hinunter und färbten ſeine Wellen mit ihrem Blute.

Mehr als dreihundert Jahre ſpäter aber fanden an jener Stelle des Waldes, wo Schelias Hand es hingeſchleudert, Arbeitsleute das Riechbüchschen zwiſchen Moos und Steinen verborgen auf, und brachten es aus ſeiner Verlorenheit und Vergeſſenheit in die große neue Welt, die das Stück der alten Zeit mit ſtaunenden Augen anſah und nicht mehr verſtand.

Wer aber nun gehört hat, welche Bewandtnis es mit dem Riechbüchschen gehabt hat, der wolle daraus lernen, daß man die Dinge der alten Zeit lieben und ehren ſoll, weil niemand

wiſſen kann, ob ſie nicht einſtmals unſeren Vorfahren durch Luſt und Leid an das Herz gewachſen waren, und weil ein jeder bedenken ſoll, daß auch nach uns eine Zeit kommt, die ebenſo mit unſeren teuren Gegenſtänden verfahren wird, wie wir mit denen unſerer Altvorderen.

Die Danaide*

* Danaos, König von Argos, ward durch die Söhne des Aigyptos gezwungen, seine Töchter, die Danaiden, mit ihnen zu vermählen.

Aus der Frucht dieser Verbindung war ihm Unheil prophezeit, und um diesem Unheil zu entgehen, befahl er seinen Töchtern, ihre Gatten in der Brautnacht zu ermorden.

Neunundvierzig von den fünfzig Danaiden erfüllten des Vaters blutiges Gebot; nur die eine, Hypermnestra, von Liebe zu Lynkeus, ihrem Gemahl, ergriffen, tötete den Geliebten nicht und rettete sein Leben.

Friede. — Welch ein ſüßes Wort Du gefunden haſt, ſchöne, deutſche, mütterliche Sprache, um den ſeligſten Zuſtand zu malen, welcher der Welt bereitet iſt. Friede. — Hingegoſſen wie ein ſchlummer-trunkenes Weib, dem Ruhe die Glieder gelöſt hat, ſo liegt die weite Erde unter dem Himmel da, gebadet in dem Meere goldener Wellen, die der heiße, ſtille Sommermittag ihr hernieder ſchickt. Über den Ährenſpitzen der ſchwankenden Felder zittert und flimmert die Luft, aus den Schornſteinen des Dorfes ſteigt lautlos der häusliche Rauch, nur der Heimchen feines Gezirp ertönt aus den Wieſen, nur ein leiſer Schauer durchrieſelt das Laub der träumenden Bäume, ſonſt Ruhe überall und tiefe Stille. Aber dieſe Ruhe lähmt nicht, dieſes Schweigen bedrückt nicht, denn es iſt das Schweigen der in ſich gekehrten, geſättigten Wonne, und wer mit aufmerkſamer Seele hinauslauſchen wollte in die geheimnisvolle Stunde, der würde den tiefen Atemzug der ſchlafenden Mutter Erde vernehmen, der würde hören, wie ſie im Traume liſpelnd das eine ſüße Wort wiederholt: „Friede — Friede.“ —

Da plötzlich — welche Veränderung: in die blühende duftende Stille iſt ein Laut hinein ertönt, kurz und rauh wie ein abgeriſſener Donnerſchlag — Krieg! Und nun iſt es, als

führe die Erde jählings empor, als ſchüttelte ſie den Schlummer ab und blickte entſetzten Auges umher; ihr Antlitz verwandelt ſich, und wer ſie vorher geſehen, erkennt ſie nicht wieder.

In der Hecke, welche dort mit grüner Wand die Felder umſchließt, wo nur die Käfer ſchwirrten und die Bienen ſummten, iſt ein neues ſchreckliches Leben erwacht: Rauchwolken ziſchen daraus hervor, in kurzen Stößen, dicht über der Erde hin — das ſind Schüſſe; in den Zweigen der Hecke praſſelt es — das ſind Kugeln, die von drüben hineinſchlagen.

Über den Spitzen der Ährenfelder taucht es auf, dunkel, finſter, unheimlich, Menſchengeſichter, Roſſeshäupter, Haufen von Fußvolk und Reitergeſchwader. Langſam ſchieben ſie ſich voran, wie von unſichtbarer Macht geſtoßen, kein Wort ertönt, nur das dumpfe Klirren ihrer Waffen begleitet ihre Schritte. Unter ihren Füßen beugen ſich die Ähren, unter ihren Hufen verwandelt ſich die grünende Wieſe in farbloſen Staub — ſie achten nicht darauf; für ſie giebt es keinen Schmuck und keine Zier der Natur, in ihrer Seele lebt nur eins, vor ihren Augen iſt nur eins: das Dorf drüben, das Ziel, dem der Angriff gilt.

Und dieſes Dorf ſelbſt, das vorhin ſo friedlich ſeinen Rauch zum Himmel ſteigen ließ, wie ſchauerlich verwandelt erſcheint es jetzt: die Bäume, die den Abhang beſchatteten, ſind abgehauen und ragen nur noch in häßlichen Strünken aus der Erde, die Häuſer ſcheinen enger aneinander gerückt, und das Ganze ſieht aus wie ein zum Sprunge zuſammengerolltes Ungeheuer, das ſich im nächſten Augenblicke mit tauſend brüllenden Schlünden auf die Männer herabſtürzen wird, die dort unten heranziehen.

Ein gewaltthätiger Bildner iſt der Krieg, und nicht mit der Oberfläche begnügt er ſich, tiefer greift er hinein, bis in das Mark und das Leben, bis in die Seelen der Völker, die er nach den Eingebungen ſeiner wilden Phantaſie geſtaltet.

Wer die Gabe beſäße, die Millionen von Geſichtern eines ſolchen, gegen einen gemeinſamen Feind ringenden Volkes in einem einzigen Geſichte verkörpert vor ſich zu ſehen, der würde eine ſchauerliche Wahrnehmung machen; er würde ſehen, wie dieſes Angeſicht ſich vor ſeinen Augen zu verzerren beginnt, wie in demſelben ein Zug hervortritt, vor dem er ſich ſchaudernd abwenden würde, indem er ſagte: „Das iſt kein menſchliches Geſicht mehr.“ — Ja doch, aber freilich kein ſolches, wie wir es heute kennen, nachdem Jahrtauſende in langſamer aber ſtetiger Arbeit an dem Antlitz der Menſchheit gebildet und geformt haben; es iſt ein Geſicht aus düſterer, lange verſchollener Zeit, als unter den furchtbaren Geſchöpfen, welche damals die Erde bevölkerten, das furchtbarſte und wildeſte dasjenige war, welches aufgerichtet auf den Füßen ging und welches ſich „der Menſch“ nannte.

Einen ſolchen Zug erblickte man im Jahre 1813 in dem Antlitz des deutſchen, insbeſondere des preußiſchen Volkes, als die märkiſchen Bauern bei Nacht ſich zuſammenthaten, die Quartiere der Franzoſen überfielen und dieſe abſchlachteten wie gefangene Raubtiere, als bei Hagelsberg die preußiſchen Landwehren zu ſchießen ſich weigerten und mit den Kolben die franzöſiſchen Bataillone erſchlugen, weil der Haß ſich nicht damit begnügt, den Feind aus der Ferne zu erſchießen, ſondern fühlen will, wie er ihn unter ſeinen Fäuſten zermalmt.

Und einen ſolchen Zug gewahrte man 1870 im Angeſichte des franzöſiſchen Volkes, als die Heereskörper Frank-

reichs unter dem ſtürmenden Siegesgange der deutſchen Heere verſchwunden waren, als das Wort „le prussien“ zum Inbegriff alles Entſetzlichen, Verabſcheuenswerten geworden war und als die Franktireurs auszogen, um auf die „Menſchenjagd“ zu gehen. —

So ſtanden die Dinge im Januar 1871, als der Führer der franzöſiſchen Nordarmee, General Faidherbe, zum Rückzug blaſen und den Deutſchen das Feld räumen mußte.

Immer von neuem und immer vergeblich hatte er verſucht, den eiſernen Riegel zurückzuſchieben, der ſich in Geſtalt von zwei preußiſchen Armeekorps zwiſchen ihn und zwiſchen Paris legte; endlich hatte er ſich noch einmal zum letzten verzweifelten Verſuche aufgerafft, und dabei rannte er ſich den Kopf ein. Denn obſchon er kein ſchlechter Mann war, ſo ſtand doch auf der anderen Seite einer, der noch beſſer war als er, das war der kriegsgewaltige General von Goeben, der bei St. Quentin in ſieben blutigen Stunden Faidherbe ſamt ſeiner Armee zerſchmetterte und ihn ſamt ſeiner Armee zurück bis nach Cambrai jagte.

Das ganze Land zwiſchen den beiden Strömen Seine und Somme, welche dort den Norden Frankreichs durchziehen, war nun rein gefegt von franzöſiſchen Heeren und gehörte den Deutſchen. Aber es war kein ruhiger Beſitz, denn in dieſem Lande lagen Städte, Flecken und Dörfer und in dieſen wohnten Menſchen, die nicht mit Faidherbe hinweggegangen waren, und in den Herzen dieſer Menſchen lebte, wuchs und gedieh finſterer Groll und Verderben ſinnender Haß.

Jedesmal, wenn ſich von Oſten herüber die brüllende Stimme der Kanonen erhob, waren ſie aus ihren Häuſern geeilt, hatten die Köpfe zuſammengeſteckt und geſagt: „Das

ſind die Unſrigen; heut werden ſie's den verdammten Pruſſiens zeigen." — Und jedesmal, wenn die Winternacht herabſank und den kurzen, aber ſchrecklichen Tagen ein Ende bereitete, waren ſie geſenkten Hauptes in ihre Wohnungen zurückgekehrt; „es war wieder nichts daraus geworden" und die Hoffnung, die am Morgen aufgeſtanden war, hatte den kurzen Wintertag nicht überlebt.

Nun zumal, als der vernichtende Schlag von St. Quentin gefallen war und ihnen verkündete, daß es keine Hoffnung mehr gab, da ſtand in ihrem Herzen die Verzweiflung auf und Mord hieß jetzt die Loſung.

Von nun an war es für die Deutſchen, als würden ſie von Horniſſen umſchwärmt und ein dumpfes Summen ſtündlich naher Gefahr erfüllte die Luft. Wenn man über Feld ging, ſo hörte man plötzlich aus dem Walde drüben einen vereinzelten Schuß, und während man noch dem rollenden Echo lauſchte und überlegte, wem es gegolten haben möchte, vernahm man über dem eigenen Kopf ein ſingendes Pfeifen, und eine Kugel ſchlug in den winterlich harten Boden ein. Dann gab es ein Suchen in den Büſchen, ein Jagen übers Feld; manchmal fand und erjagte man, und dann war eine ſtechende Horniſſe weniger — aber an ihrer Stelle kamen andere und ausrotten ließ ſich das giftige Gezücht nicht.

Wo es ſeine Neſter hatte, darüber konnte kein Zweifel herrſchen, denn jedes der finſteren ſteinernen Häuſer, aus denen dort die Dörfer beſtehen, bildete ein ſolches. Und unter dieſen Dörfern war eines, welches in beſonderem Verrufe ſtand und im Munde der deutſchen Soldaten als ſchlimmſtes, mörderiſchſtes Neſt bezichtigt wurde. Das war ein großes Dorf in einem entlegenen Winkel der Pikardie.

Ob es seinen bösen Ruf in Wahrheit verdiente, war noch nicht festgestellt worden, man beschloß aber, der Sache auf den Grund zu gehen und den Herd des Unheils, wenn es wirklich ein solcher war, zu ersticken. Ein Bataillon Infanterie wurde in das Dorf gelegt und demselben die äußerste Vorsicht zur Pflicht gemacht. Das hätte man den Soldaten aber nicht besonders zu empfehlen gebraucht, denn da sie aus dem Munde ihrer Kameraden wußten, daß sie auf einen Boden kamen, wo Skorpione wohnten, so machten sie die Augen auf und sahen genau zu, wohin sie traten. Die Häuser, die ihnen zum Quartier angewiesen wurden, durchsuchten sie vom Boden bis zum Keller, aber sie fanden nichts von versteckten Waffen, überhaupt nichts Verdächtiges, wohl aber in den Kellern vielen und guten Wein. Zwar der Wein konnte vergiftet sein, und nicht ohne Bedenken entschloß man sich daher, von ihm zu kosten; aber diese Befürchtung erwies sich als unbegründet, es war ein unverfälschtes Getränk und mundete von einem Tage zum andern besser.

Einschläfern ließ man sich trotzdem nicht, und Vertrauen gewann man zu dem „Mordloche“ nicht, denn es waren immerhin Erscheinungen vorhanden, die zu denken gaben.

In dem ganzen großen Dorfe fand man, als man einrückte, fast nur Frauen und alte Männer vor, und da die Frauen sich mit feindseliger Scheu in ihren Wohnungen hielten, alte Männer aber nicht geeignet sind, Leben und Bewegung zu verbreiten, so herrschte in dem weitläufigen Häusergebiete eine öde, schweigende Ruhe. Wo waren die jungen Männer des Ortes geblieben? Das fragte man sich. Es war freilich jemand vorhanden, der darauf Antwort geben konnte und gab; das war ein alter pensionierter französischer Forsthüter, der in

dem Kaffeehauſe, wo die deutſchen Offiziere verkehrten, täglich ſeinen Abſinth nahm, ein jovialer alter Burſche mit einem echt franzöſiſchen weißen Knebelbart und einem Paar lebensluſtiger franzöſiſcher Augen im Kopfe, der einzige im Dorfe, der mit den Deutſchen unter einem Dache zuſammenkam.

Er ließ es ſich gefallen, daß ihm von den Offizieren hier und da ein petit verre vorgeſetzt wurde, und dabei kam man ins Geſpräch.

„Wo die jungen Männer geblieben wären? Parbleu“ — und er lachte über das ganze Geſicht — „wenn man jetzt da drüben bei den Herren Pruſſiens in den Dörfern nachſehen wollte, würde man auch wohl fragen, wo ſind die jungen Pruſſiens hingekommen? Im Kriege ſind ſie, der eine hier, der andere da, und unterdeſſen ſitzen dieſe armen Frauen einſam und allein.“

„Man würde ja bereit ſein, dieſe einſamen Frauen zu tröſten,“ hatte es lachend vonſeiten der Deutſchen geheißen, „aber ſie hielten ihre Thüren ſo feſt verriegelt, wie ihre Herzen.“

„Nun ja, wie die Weibsleutchen nun einmal wären,“ und der alte Waldläufer zwinkerte mit den Augen, „das werden dieſe Herren ja wohl wiſſen; er hätte ihnen auch angeboten, ſie für die Abweſenden zu tröſten, aber ſie hätten ihm geſagt, er wäre ihnen zu alt.“

„Freilich, wenn Sie jünger wären,“ ſagte ein preußiſcher Hauptmann, indem er dem luſtigen alten Knaben über den Tiſch hin ſcharf in die Augen ſah, „dann würden Sie wohl etwas anderes thun, als hier im Dorfe ſitzen, nicht wahr?“ Der Hauptmann hatte einen bohrenden Blick und

eine ſcharfe Art zu ſprechen; beides ſchien dem alten Forſthüter nicht recht zu gefallen.

„Was der Herr Kapitän denn meinte, das er dann thun würde?“ fragte er, indem er an den Augen des Hauptmanns vorbeiſah.

„Hinausgehen würden Sie mit den übrigen jungen Burſchen des Dorfes und es ebenſo machen wie ſie, und ſich hinter Büſche ſtecken, hinter Ackerfurchen legen und auf die Pruſſiens ſchießen.“

„Ein Franktireur? Der Herr Kapitän meinten, ich würde ein Franktireur ſein?“ er ſprang vom Stuhle auf und ſchüttelte ſich förmlich vor Vergnügen. „Hé, toi Rodolphe“ — und er wandte ſich an den Wirt des Kaffeehauſes, der, mit den Händen in den Hoſentaſchen, hinter ſeinem Schanktiſche ſtand — „haſt Du gehört? Franktireurs ſind wir, Du und ich! Du würdeſt einen guten Franktireur abgeben — he? Du, der Du tauſendmal an jedem Tage alle Franktireurs zu allen tauſend Teufeln wünſcheſt, weil ſie dieſen verfluchten Krieg nicht einſchlafen laſſen und Dir das Geſchäft ruinieren!“

Der ſo ins Geſpräch gezogene Wirt, ein ſchwarzbärtiger, finſterblickender Franzoſe, der ganze Tage lang in brütendem Schweigen hinter ſeinem Tiſche zu verharren pflegte, machte bei dieſer Anrede des alten Forſthüters ein ganz unbegreiflich ſonderbares Geſicht. Er riß die Augen weit auf und ſtarrte den Sprecher mit einem blöde fragenden Blick an, dann öffnete er den Mund, als ob er etwas ſagen wollte, und da er nichts herausbrachte, blieb der Mund halb offen ſtehen.

„Noch einen Abſinth darauf,“ ſagte der Waldläufer, indem er mit der flachen Hand auf den Schanktiſch ſchlug. Er ſtand dem Wirt jetzt dicht gegenüber, und während er ihm

ſeine Beſtellung zurief, ſah er ihm aus nächſter Nähe in die Augen. Plötzlich ging etwas, das wie ein unterdrücktes Grinſen ausſah, über die Züge des Schankwirts, er entfernte die Hände aus ihren Behältern und füllte ein Glas mit Abſinth. „Zum Teufel die Franktireurs!“ ſagte er mit polterndem Tone.

„He — mon capitaine,“ wandte ſich der Alte an den Hauptmann, „Rodolphe hat ſeit acht Tagen kein Wort geredet, haben Sie gehört, was ſein erſtes Wort war? ‚Zum Teufel die Franktireurs!‘“ Er wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Bei dem Hauptmann ſchien dies Gelächter ſeine Wirkung zu verfehlen; „von Ihnen beiden ſpreche ich nicht,“ ſagte er, „aber die anderen! Ich kann es mir nicht denken, daß alles, was von Männern zwiſchen dreißig und ſechzig Jahren iſt, bei der Armee ſein ſoll — Sie haben keine allgemeine Wehrpflicht.“

Plötzlich kam es hinter dem Schanktiſche dumpf grollend, beinahe grunzend hervor: „Wenn die Herren wiſſen wollen, wo unſere Männer ſind, ſo mögen ſie gefälligſt unter der Erde ſuchen, da werden ſie ſie finden, erſchoſſen, zertreten von den Ihrigen!“

Es war der Wirt, der ſo geſprochen. Er hatte die Hände wieder in den Hoſentaſchen verſenkt und ſah vor ſich hin, indem er das Haupt wie ein böſer Stier vornüber beugte.

Unter den Offizieren trat ein Stillſchweigen ein, ſie wechſelten ſtumme Blicke. Dieſe Worte kamen aus dem Herzen, Monſieur Rodolphe war kein Freund der Pruſſiens.

Das Schweigen wurde durch eine Stimme unterbrochen, welche aus dem inneren, hinter dem Schankraum gelegenen

Zimmer nach dem Wirte rief. Die Stille, welche augenblicklich herrſchte, ließ den Klang der Worte deutlicher hereindringen; es war eine tiefe, wohltönende Frauenſtimme.

„He — Madame la Reine," rief der Waldläufer, indem er an den Schanktiſch trat und über denſelben hinweg nach dem inneren Zimmer hineinſprach, „treten Sie doch näher, Rodolphe iſt beſchäftigt, er kann nicht hinaus, und Sie brauchen ſich vor uns nicht zu fürchten."

Er wandte den Kopf zu den deutſchen Offizieren herum und zwinkerte ihnen liſtig zu: „Ja wohl, wir thun den Damen nichts," hieß es lachend vom Offiziertiſche.

Eigentümlich war es zu ſehen, wie ſich eine verbiſſene Unruhe des Wirtes bemächtigte. Er wollte hinaus und es ſah aus, als wünſchte er den Eintritt der Frau zu verhindern. Der Waldläufer aber hielt ihn an der Hand feſt und flüſterte ihm ein paar Worte zu. Es geſchah ſo leiſe, daß man nur die Bewegung ſeiner Lippen ſah, ohne daß man verſtand, was ſie ſagten, indeſſen verfehlten ſie, wie es ſchien, ihre Wirkung nicht, denn der Wirt blieb hinter dem Tiſche ſtehen und wandte ſich von dort aus nach der Thür des dahinterliegenden Zimmers.

„Nun alſo," ſagte er, „bitte kommen Sie herein, Madame Gouyon."

Über die Schwelle trat jetzt eine Frau, deren voll entwickelte Geſtalt auf ein Alter von etwa dreißig Jahren ſchließen ließ.

Es war nichts beſonders Merkwürdiges an ihr, aber die Seltenheit einer weiblichen Erſcheinung zog die Augen der deutſchen Offiziere an; alle Blicke richteten ſich forſchend auf die Eingetretene.

Als dieſe es bemerkte, raffte ſie mit unwillkürlicher Bewegung das Umſchlagetuch feſter zuſammen, das ihre Schultern und den ganzen Oberleib umhüllte; in den kräftigen aber nicht unſchönen Zügen ihres Geſichtes erſchien ein raſch aufſteigendes Erröten, und indem ſie bei dem Wirte mit leiſer Stimme ihre Beſtellung anbrachte, wandte ſie ſich ſo, daß ſie den Offizieren möglichſt den Rücken kehrte. Man fühlte ihr an, wie peinlich es ihr war, daß ſie zum Eintreten genötigt worden war.

„Wünſchen Sie, daß ich ihn zu Ihnen hinüberſchicke?“ fragte halblaut der Wirt, indem er eine Tüte Zucker auf den Schanktiſch ſetzte, „Sie wiſſen, daß Sie nur zu befehlen brauchen.“

„Nein, danke,“ erwiderte ſie kurz und zugleich legte ſie ein Frankſtück auf den Zahlteller. Der Wirt ließ ein brummendes Knurren hören und machte Miene, als wollte er das Geld nicht annehmen. „Sie wiſſen, Madame Gouyou,“ ſagte er, „daß das nicht nötig iſt, jedenfalls hat es keine ſolche Eile.“

„Und Sie wiſſen, daß ich es ſo will,“ entgegnete ſie ſchnell und heftig; ihre Stimme war etwas lauter geworden, ihr Haupt hatte ſich erhoben, ſo daß ſie größer erſchien als der Wirt. Beide ſahen ſich einen Augenblick ſchweigend an, und die Augen der Frau nahmen einen abweiſenden Ausdruck an. Dann ergriff ſie die erhandelte Tüte und haſtig, wie ſie gekommen war, verſchwand ſie, ohne ſich umzuſehen, ohne Wort und Gruß.

Herr Rodolphe ſchüttelte mit einem dumpfen „Ah“ ſein ſchwarzſtruppiges Haupt, und als er das Schubfach, aus welchem er den Zucker genommen hatte, wieder zuwarf, hörte

man an dem Gepolter, mit dem es geschah, daß er schlechter Laune war.

„Madame la Reine, sagten Sie?“ wandte sich einer der Offiziere an den alten Waldläufer, „es ist also eine Königin?“

„He,“ sagte der Alte schmunzelnd, „hat sie nicht wirklich etwas davon an sich? Sie ist aus der Normandie, und da haben sie alle was von der Art. In Wahrheit ist sie aber nur die Witwe Reine Gouyou, und wegen ihres Vornamens erlaubt man sich wohl einmal den Scherz.“

„Witwe?“ fragte der Offizier weiter.

„Ja, der alte Meister Gouyou, mit dem sie ein paar Jahre gelebt hat, ist tot, und er that recht daran, daß er starb, denn seine Verdienste sind erst nach seinem Tode hervorgetreten, nämlich daß er ein reicher, alter Filz war. Das Haus da drüben — er zeigte auf ein dem Kaffeelokale gerade gegenüber liegendes einstöckiges Haus, hat er ihr hinterlassen, und außerdem einen Abscheu vor allen Männern. Das arme Ding mag böse Stunden mit dem alten Knacker durchgemacht haben; seitdem aber ist sie stolz geworden, sitzt einsam in ihrem Hause, verkehrt mit niemandem, besorgt ihre Wirtschaft allein, ohne Dienstleute, und es hat noch kein Mann bei ihr Glück gehabt, obschon sich mancher redliche Mühe darum gegeben hat.“

Er blinzelte mit einem Auge zu Herrn Rodolphe hinüber, der sich mit seinen Gläsern und Karaffen zu schaffen machte, als wenn er von nichts hören und wissen wollte und halblaut vor sich hinmurmelte. Der Waldläufer steckte den Zeigefinger in den Mund, zog ihn heraus, als ob er sich

verbrannt hätte, und ſchnitt dazu ein ſo drolliges Geſicht, daß die Offiziere in ein lautes Lachen ausbrachen.

Es war wirklich ein luſtiger alter Burſche! In dieſem Augenblick trat der Adjutant herein und brachte eine Mitteilung, die einige Aufregung hervorrief: Das Bataillon ſollte marſchieren. Es fehlte an Stühlen. Der Forſthüter ſtand auf und überließ dem Adjutanten ſeinen Sitz, während er ſelbſt an den Schanktiſch trat. Er ſtützte die Ellenbogen darauf und ließ ſich mit Rodolphe in ein Geſpräch ein. Rodolphe ſah wüſt und wild aus.

„Ich verſteh' Dich nicht," ſagte er aufgeregt flüſternd zu dem Alten; „wie kannſt Du vor dieſen verdammten Allemands unſere Angelegenheiten verraten?"

„Nicht ſo laut, Dummkopf," ziſchte der andere zwiſchen den geſchloſſenen Zähnen hervor. Er hatte den Kopf unmerklich nach der Seite der Offiziere gedreht, ſeine Geſichtszüge waren geſpannt, als läge er auf der Lauer. Im Verkehr mit den Offizieren hatte er ein paar Brocken Deutſch aufgeſchnappt, ſoeben vernahm er, daß von Ulanen die Rede war.

Rodolphe war ſtumm geworden, der Ton, in dem der Alte ihn angefahren, hatte ihn erſchreckt.

„Füll' mir meine Pfeife," ſagte der Forſthüter laut, indem er dem Wirte ſeinen Thonſtummel hinüberreichte, und während dieſer ihn in Empfang nahm, fügte er leiſe hinzu: „Setze Deine Kinnladen in Bewegung und ſprich etwas, ſollen die Pruſſiens durchaus Unrat wittern?"

„Eh — ich dachte doch aber —?" ſagte Rodolphe dumm erſtaunt.

„Nur leiſe ſollſt Du reden, damit ich hören kann, was

ſie ſich erzählen. Wir bekommen Ulanen ins Quartier — ſo viel hab' ich verſtanden."

„Peſt," brummte Rodolphe, während er Tabak in die Pfeife des Alten ſtopfte.

„Eine Eskadron" — fuhr der Waldläufer fort — „das iſt nicht viel — was meinſt Du? Damit könnten wir am Ende fertig werden?"

Er hielt die Thonpfeife im Munde, Rodolphe gab ihm Feuer und durch die aufſchlagende Flamme des brennenden Schwefelholzes ſahen beide Männer ſich ins Geſicht.

Wenn ihn die Deutſchen in dieſem Augenblick hätten ſehen können, ſo würden ſie ihren jovialen Zechkumpan nicht wieder erkannt haben; ſeine buſchigen Augenbrauen waren im Bogen emporgezogen, funkelnd lagen die Augen darunter und ſeine Naſenflügel waren geöffnet, als witterten ſie Blut. So wie er jetzt daſtand, in grimmer, regungsloſer Spannung, gehörte dieſer Mann in den Wald, auf den Anſtand, und wenn ein deutſcher Soldat ihm dort vorübergekommen wäre, ſo hätten ſich die Augen einer deutſchen Mutter mit Thränen gefüllt.

Die Offiziere erhoben ſich von ihren Plätzen und riefen nach der Zeche. Während Rodolphe die Gelder einſtrich, ſchlug einer von ihnen den Waldläufer auf die Schulter. „Ein petit verre zum Abſchied, mein Braver," ſagte er, „wir müſſen uns trennen."

Der Alte ſtrich den Knebelbart und zeigte ein beſtürztes Geſicht. „Wie? Die Herren verlaſſen uns? Pauvre Rodolphe, welch ein Verluſt für Dich!"

Die Offiziere lachten. „Vive la guerre," ſagten ſie, indem ſie mit ihm anſtießen. Der Waldläufer ſchüttelte mit

trübseliger Miene den Kopf. „Ach, meine Herren," sagte er, „daß dieses große Unglück bald ein Ende haben möchte."

„Übrigens kann Monsieur Rodolphe unbesorgt sein," fuhr der Offizier fort, welcher dem Alten ein Glas hatte kredenzen lassen, „nach uns kommen Ulanen, und wir werden ihnen seinen Absinth und seinen Kaffee empfehlen."

„Ulanen?" fragte der Waldläufer; „aber das ist ja schrecklich."

Dieser Ausruf erweckte von neuem die Heiterkeit der Offiziere. „Sie sind nicht so schlimm," hieß es, „diese Ulanen; man muß die Menschen nur kennen lernen, dann verlieren sie ihre Furchtbarkeit. Von Euch hier im Dorfe haben wir ja auch anders gedacht, bevor wir herkamen, wir glaubten Franktireurs und Menschenjäger zu finden, und im Grunde seid Ihr ja bons enfants."

„Sie werden das den Herren Ulanen sagen, nicht wahr?" fragte der Waldläufer hastig. „Wann kommen sie?"

„Morgen früh."

„Auch ein Bataillon?"

Man amüsierte sich über die Unkenntnis des Alten in militärischen Dingen. „Ulanen haben keine Bataillone," hieß es, „nur Schwadronen, eine Eskadron rückt morgen ein."

Der Waldläufer wiegte den Kopf. „Immerhin," sagte er, „es ist schade, daß diese Herren gehen, es thut mir weh im Herzen."

Er schüttelte sich mit den Offizieren die Hände, und eine Stunde später zog das Bataillon mit Trommelklang zum Dorfe hinaus, nach Westen zu, seinem neuen Bestimmungsorte entgegen. Auf einer Anhöhe, da, wo die Dorfstraße ins freie Feld mündete, stand der Forsthüter und ließ die marschierende

Truppe bei ſich vorbeiziehen. Jedesmal wenn er einen Offizier erblickte, zog er ſein Käppi vom Haupte, und wenn ihm die Offiziere lachend zuwinkten, verbeugte er ſich. Dann kehrte er in das Dorf zurück und ging von Haus zu Haus und erkundigte ſich, ob irgendwo noch Einquartierung zurückgeblieben ſei; er fand nichts, die Deutſchen hatten ſamt und ſonders den Ort verlaſſen.

Eine halbe Stunde darauf ſah man eine Geſtalt, welche aus dem nördlichen Ausgange des Dorfes herauskam und mit langen Schritten über die Felder hin dem Walde zuſtrebte, der ſich dort wie ein dunkler Gürtel ausbreitete. Es war der Forſthüter. Nur von Zeit zu Zeit machte er halt, um die Schneeklumpen abzuſtoßen, die ſich unter ſeinen Hacken ballten, dann ſetzte er ſeinen haſtigen Gang fort, bis er im Dickicht verſchwand.

Die Nacht kam, aber mit ihr nicht die Stille, ſondern ein dumpfes Geräuſch, ein Getrappel von Schritten auf den Wegen und Stegen des Dorfes. Von draußen kamen Männer herein, teils einzeln, teils in Gruppen aus dem Dunkel auftauchend. Wenn ſie in den Schein der Lichter traten, die an den bisher ſo dunklen Fenſtern der Häuſer aufgeſtellt waren, dann erkannte man ſtruppige Bärte, kotbedeckte Kleider und Stiefel, Geſtalten, denen man anſah, daß ſie tage-, vielleicht wochenlang kein Dach über ihrem Haupte gehabt hatten.

Wenn die Deutſchen, welche heute ausmarſchiert waren, hätten zurückblicken können, ſo würden ſie nicht mehr gefragt haben, wo die männliche Bevölkerung des Ortes geblieben ſei.

Aus den Häuſern waren die Frauen herausgetreten und begrüßten ſich mit ihren Männern, Vätern und Söhnen; hin und wieder hörte man ein lautes, luſtiges Wort, ein gellen-

des Lachen, aber dieſe Töne ſchlugen nur wie Spritzwellen aus einem bleiernen Meere auf, die ganze Maſſe von Männern und Weibern bewegte ſich mit halblautem Flüſtern durcheinander. Plötzlich kam eine Strömung in die Menſchenflut und „Zu Rodolphe!“ hieß das Wort, das von Mund zu Mund als Loſung ging und jedem einzelnen ſeinen Weg vorſchrieb.

Der große Saal des Herrn Rodolphe war ein geräumiges Viereck, dennoch war er kaum weit genug für die Maſſe von Männern und Frauen, die ſich in denſelben hereinſchob. Einige wenige von der Decke herabhängende, mit ſchlechtem Petroleum gefüllte Lampen ſchickten ein ſpärliches Licht auf die Gruppen der Männer herab, die auf Stühlen und Tiſchen umherſaßen, das Gewehr um die Schultern gehängt, zornig und eifrig geſtikulierend. Den Hut ins Genick zurückgeſchoben, ſo daß die wilden Geſichter weit hervorquollen, ſo erzählten ſie prahlend von ihren blutigen Heldenthaten. Offenen Mundes lauſchten ihnen die Weiber, und ein wüſtes Gelächter erhob ſich, wie der „Pruſſien“, dem er ſeine Ladung in den Leib gejagt, gleich einem Haſen Purzelbaum geſchlagen und ſich niedergelegt hatte.

Dumpfe, ſchwüle Hitze, Tabaksdampf und Schnapsgeruch erfüllten die Luft, der ganze Saal war wie ein Brutofen von Wut, Leidenſchaft und mörderiſchen Plänen.

„Zum Tode mit den Hunden von Pruſſiens,“ brüllte ein in der Mitte des Saales am Tiſche ſitzender ſtiernackiger Kerl, indem er mit dem dicken Stiele ſeines Schnapsglaſes dröhnend auf den Tiſch ſchlug. Ein johlendes Geheul, das ſich aus allen Ecken und Enden erhob, bezeugte, daß ſeine Worte gezündet hatten.

„Die Hände ſollen mir aus dem Grabe wachſen," fuhr er fort, „wenn ich einen einzigen von den Ulanen morgen lebendig aus dem Dorfe hinauslaſſe."

„Sage ich auch," ſchrie ein junger Burſche, der dem andern am Tiſche gegenüber ſaß. „Wir ſind fünfzig Gewehre, wir ſtellen uns in den Häuſern hinter die Fenſter und blaſen ſie, einen nach dem andern, aus dem Sattel!"

„Gut erdacht, meine Jungen, gut erdacht," ſagte der Waldläufer, der von Tiſch zu Tiſche ging, ſich mit allen in kurze Geſpräche einließ und allem, was geſprochen wurde, ſein Ohr lieh. „Gut erdacht, aber auf die Weiſe geht es nicht."

„Warum ſoll es nicht gehen?" brüllte man ihn an.

„Weil die Ulanen immerhin über hundert Mann ſtark ſind; bei dem erſten Schuſſe kehren ſie auf den Hacken um, und wenn wir neunzig von ihnen über den Haufen ſchießen, ſo kommen immer noch zehn mindeſtens davon, und übermorgen iſt unſer Dorf vom Erdboden raſiert!"

„Aber ſterben müſſen ſie, oder der Teufel ſoll mich holen!" Der ſchwarze Rieſe, der das ſagte, ſchlug abermals mit ſeinem Schnapsglaſe auf den Tiſch, als wollte er die Platte zerſchmettern.

„Und wer für ihr Leben ſpricht iſt ein Verräter!" ſchrie der ihm Gegenüberſitzende.

„Nieder mit dem Verräter! nieder!" heulte und tobte es durch den weitläufigen Saal. Das Wort war gefallen, welches damals wie der Stich einer vergifteten Nadel das Gehirn der Franzoſen traf. Die Männer ſahen mit blutdürſtigen Augen umher, die Stimmen der Weiber erhoben ſich wie gellende Trompeten, die ganze Verſammlung raſte und lärmte ſich in eine tolle, gegenſtandsloſe Wut hinein.

Schneidend und scharf über all das Getöse hinweg vernahm man die Stimme des alten Forsthüters.

„So hört doch," rief er, indem er mitten im Saale allen sichtbar stand. „Nicht nur bekommen sollt Ihr Eure Ulanen, Ihr sollt sogar noch Eure Bequemlichkeit dabei haben; aufessen sollt Ihr sie in aller Gemächlichkeit, zum Frühstück, zum Abendessen, wie es Euch beliebt."

„Willst Du sie uns anrichten?" hieß es zurück.

„Das will ich, und Euch das Salz und den Pfeffer dazu besorgen."

„Bravo, alter Wilddieb," hieß es; man lachte, man drehte sich um und blickte nach ihm. „Im Grunde hat der alte Racker doch die besten Gedanken unter seinem Schädel," vertraute man sich gegenseitig an.

„Wir werden die Ulanen wie einen Fleck auswischen," fuhr er fort, „hübsch leise, daß draußen niemand etwas davon hört, versteht Ihr, wie ich's meine?"

Die glotzenden Augen, die sich mit stummer Frage auf ihn richteten, verrieten, daß man noch nicht verstand.

„Wir werden sie ins Dorf hereinlassen, wie wir das Bataillon vor ihnen hereingelassen haben," sagte der Forsthüter, „wir werden sie sicher machen, das wird nicht schwer fallen, denn die Prussiens halten uns für bons enfants — Du hast es gehört, Rodolphe — alsdann, in einer guten dunklen Nacht, werden wir dafür sorgen, daß die Offiziere allesamt hier bei Rodolphe versammelt sind, von ihren Mannschaften getrennt, und die Mannschaften werden wir im Laufe des Tages fleißig mit unserem guten Wein begossen haben, den diese Bettler nicht vertragen können, weil sie selber keinen haben; sodann werdet Ihr, meine Jungen, hübsch leise heran-

gekommen ſein; ein Dutzend von Euch, und zwar diejenigen, die am ſchärfſten zu reißen und zu beißen verſtehen, werden hier durch Thüren und Fenſter hereinbrechen und mit den Pruſſiens eine Unterhaltung beginnen — Ihr verſteht? ohne zu ſchießen, hübſch leiſe mit dem Meſſer in der Hand; und wenn jeder von Euch ſeinen Pruſſien an die Diele genagelt hat, dann werden wir weiter gehen, zu den Quartieren der Ulanen, jeder Mann an ſein eigenes Haus, und dieſe Damen werden dafür geſorgt haben, daß die Thüren, hinter denen ſie ſchnarchen, hübſch offen alle ſind, damit es keinen Lärm macht, wenn wir zur Viſite bei ihnen eintreten, und werden uns genau ſagen, wie viele es ſind, und wo ſie liegen — und am nächſten Morgen werden die Pruſſiens ihren Kaffee beim guten alten Petrus oder beim Satan trinken."

Eine tiefe Stille trat nach dieſen Worten ein. Die lauteſten Schreier von vorher verſtummten, wie Renommiſten zu thun pflegen, wenn ſie plötzlich zur That gerufen werden. Es war, als wäre eine dunkle, ſchreckliche Geſtalt unhörbaren Schrittes eingetreten und hätte ſich mitten unter ſie geſetzt, eine Geſtalt, die man prahlend in Gedanken oftmals herauf-beſchworen hatte und deren gräßliches Geſicht man jetzt zum erſtenmal wirklich ſah: der Mord. Nicht der Mord des Ein-zelnen, im Walde aus dem Verſtecke verübt, ſondern der Maſſenmord in dunkler Nacht, mit allen Schrecken tückiſcher Überlegung geplant und vollbracht. Der Einzige, der nichts von der allgemeinen Beklemmung zu fühlen ſchien, war der Waldläufer ſelbſt.

„Begreift Ihr nun, was ich damit ſagen wollte," fuhr er fort, indem ſeine Lippen ſich zu einem ſataniſchen Lächeln breitzogen, „daß wir ſie wegwiſchen würden wie einen Fleck?

Sobald wir unſere Arbeit beſorgt haben, verſcharren wir ſie mit ihren Pferden, die wir vorher abgeſtochen haben, mit ihren Waffen und ihrem Gepäck — fort werden ſie ſein vom Erdboden, weggewiſcht, verſchwunden — kein Stück von ihnen ſoll übrig bleiben — und wenn die Pruſſiens von draußen kommen und nach ihnen fragen — bah — wir wiſſen von nichts — haben nichts geſehen von Ulanen — zu uns ſind keine gekommen — haben vielleicht den Weg verfehlt, ſind vielleicht nebenan geritten, ins Nachbardorf — bitte, ſehen Sie nur zu, Meſſieurs — ha ha ha.“ — Er brach in ein ſchneidendes Gelächter aus, indem er den Stuhl, nebem dem er ſtand, krachend auf den Boden ſtieß, und dieſes Lachen löſte den Bann, der auf allen Seelen und Lippen lag.

„Eine Idee! Eine Teufelsidee!“ ſchrie der Schwarze, der ihm zunächſt ſaß und mit ſtieren Augen zu dem Sprecher emporgeſchaut hatte, und „es iſt eine Idee!“ ging es wie ein Echo durch den ganzen Saal.

„Aber Du weißt,“ ſagte Rodolphe, der hinter dem Schanktiſche vorgekommen war und die Gläſer aufs neue füllte, „wie vorſichtig und mißtrauiſch die verdammten Pruſſiens ſind; wenn drei von ihnen ſchlafen, ſtehen viere immer Wache.“

„Habe ich Dir nicht geſagt,“ erwiderte der Forſthüter, indem er ihm ſein Glas hinhielt, „daß wir ſie ſicher machen werden? Dazu müſſen uns dieſe Damen helfen.“

Die Frauen lauſchten auf und drängten näher, als ſie hörten, daß von ihnen die Rede war.

„Ja ja, meine ſchönen Damen,“ fuhr der Alte fort, „wenn Sie zurückhaltend bleiben wie bisher, dann iſt's kein Wunder, daß die Pruſſiens nicht aus dem Mißtrauen heraus-

kommen; ein wenig freundlich müſſen Sie ſich zeigen, ein wenig entgegenkommend.“

„Peſt — ſie ſollen ſchön thun mit dieſen Hunden von Allemands?“ Ein dumpfes Gemurr unter den Männern bekundete, daß dieſer Vorſchlag wenig Anklang fand.

„Das große Unglück,“ ſagte der Waldläufer verächtlich, „ich bin freilich kein verheirateter Mann, aber wenn ich's wäre und wüßte, daß ich jede Umarmung, die man meiner Frau zu teil werden läßt, fünf Minuten ſpäter mit einem famoſen Meſſerſtich rächen könnte — Sakrament — darauf hin möcht' ich noch jetzt auf meine alten Tage heiraten!“

„Darin hat er auch wieder recht,“ ſagte der Schwarze, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, „wir werden wie Wölfe über ſie kommen und unſere Stöße werden um ſo tiefer ſitzen.“

„Außerdem — für das Vaterland!“ — hörte man hier und da.

„Ja, die Frauen müſſen uns helfen,“ entſchied plötzlich die allgemeine Stimme, „ſie müſſen uns die Pruſſiens ins Netz locken.“

Die Frauen hatten bisher kichernd dieſen Beratungen zugehört und ſich gegenſeitig heimlich angeſtoßen, nun wurden ſie ſtill, die Sache ward ernſt. Der Gedanke an das, was man von ihnen verlangte, drang in ihr Blut, und die Glut, welche er darin erzeugte, trat in der dunklen Röte ihrer Wangen zu Tage. „Aber man möchte doch gerne genauer wiſſen, was man zu thun hat,“ ſagte eine von ihnen, ein ſchönes, ſchlank gewachſenes Weib mit keckem, lächelndem Geſicht.

„Eine franzöſiſche Frau, und fragt, wie man es anzufangen hat, um liebenswürdig zu ſein?“ fragte der Forſt-

hüter, indem er die Sprecherin mit eingekniffenen Augen von der Seite ansah. „Parbleu, man empfängt die Einquartierung an der Hausthür, man freut sich, daß man endlich einmal diese berühmten Ulanen so in nächster Nähe sehen kann, man hat sich vor ihnen gefürchtet — hu — schrecklich gefürchtet, aber man findet sie liebenswürdig, wahrhaftig, viel liebenswürdiger als die Infanterie, die vor ihnen dagewesen ist.“

Der Alte begleitete alle diese Worte mit so tollen Grimassen, daß seine Zuhörerinnen in helles Gelächter ausbrachen und jauchzend in die Hände klatschten. Die finsteren Gesichter der Männer lächelten, und plötzlich bemächtigte sich eine grausam lüsterne, wilde Lustigkeit der ganzen Gesellschaft. „Einen Tanz!“ ertönte es, „einen Tanz!“

Im Augenblicke aber, als man Tische und Stühle beiseite zu räumen begann, erhob sich noch einmal die Kommandostimme des Waldläufers.

„Noch einen Moment, meine Kinder,“ rief er, „noch einen Moment! Dies Wort bringt mich auf einen guten Gedanken: Diese Prussiens, und namentlich die Offiziere, gehen nie ohne Säbel und Revolver; das könnte unbequem für Euch werden, wenn Ihr hereinkommt. Wir werden es veranstalten, daß sie an dem Abende, wenn sie hier bei Rodolphe sind, tanzen; dabei müssen sie die Waffen ablegen und dann ist die Arbeit halb gethan.“

„Mit wem sollen sie tanzen?“ fragte Rodolphe.

„Mit Deinen Stühlen nicht,“ antwortete der Alte, „aber mit den Damen. Diese Damen werden die Gefälligkeit haben, sich hier einzufinden, nicht alle, etwa ein Dutzend, sie werden sich hübsch gemacht haben und werden sehr artig und liebenswürdig sein, und werden sich untereinander beklagen, daß man

keine Männer zum Tanzen hat und dann — werden ſie mit den Pruſſiens tanzen.“

„Aber das wird auffallen, wenn wir hier plötzlich ohne Grund und Urſache erſcheinen,“ ſagte die Schlanke, die ſich zur Vorſprecherin für ihr Geſchlecht machte.

„Gut bedacht, meine Allerſchönſte,“ ſagte der Forſthüter; „darum werden wir den Pruſſiens erzählen, wir feierten ein Feſt, ein häusliches Feſt bei Rodolphe — zum Beiſpiel —“ er ſchien zu überlegen, „je nun, zum Beiſpiel ſeine Verlobung.“

„Sapristi,“ ſagte Rodolphe, indem er in ein polterndes Gelächter ausbrach, „Du verlobſt mich, alter Baumſpecht? Haſt Du mir ſchon eine Braut ausgeſucht?“

Der Waldläufer ließ die Augen rings umhergehen, dann erfaßte er die Hand des Wirtes, der dicht neben ihm ſtand. „Was bekomme ich,“ fragte er mit heiſer unterdrückter Stimme, „wenn ich ſie Dir verſchaffe? Wär' es auch nur für eine Nacht?“

„Wen?“ erwiderte der Gefragte. Der Waldläufer nickte ſtumm nach einer entlegenen Ecke des Saales hin.

Ein breites Grinſen legte ſich über Rodolphes Züge; aller Augen wandten ſich nach der bezeichneten Ecke, und „Reine Gouyou“ ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde.

Als dieſe, welche bisher aufmerkſam lauſchend, aber ohne ſich unter die übrigen Frauen zu miſchen, an einem Tiſche für ſich geſeſſen hatte, ihren Namen im ganzen Saale ertönen hörte, erhob ſie ſich, wie von einem plötzlichen Schreck erfaßt und ging auf die Thür des Saales zu.

Nun aber brach ein wüſtes Gejohle und Geſchrei aus.

„Man geht nicht fort, wo Patrioten sich beraten," grunzten die Männer, und „man ist keine Königin, sondern eine Frau wie alle anderen," kreischten die Weiber.

Das Geschrei ward zum Geheul und nahm einen so bedrohlichen Ton an, daß die Frau unwillkürlich stehen blieb. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre großen dunklen Augen blickten geängstigt umher.

„Die Bürger werden mich nicht deshalb für eine schlechte Patriotin halten," sagte sie leise, indem sie zu lächeln versuchte, „weil ich nach meiner Wirtschaft sehen muß."

„Ach was Wirtschaft," gab der schwarze Spektakelmacher roh zur Antwort, „es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um das Vaterland! Haben wir nicht alle unsere Wirtschaft? Sind wir deshalb weniger in den Wald hinausgegangen und haben wir nicht alles stehen und liegen lassen?"

„Allerdings, allerdings," bestätigte das brüllende Echo.

„He, meine Freunde, wozu diese Aufregung," wandte sich beschwichtigend der alte Forsthüter an die Erhitzten, indem er zwischen sie und Reine Gouyou trat. „Madame Gouyou ist eine kluge Frau und eine gute Patriotin, das werde ich am besten wissen, da ich der älteste von Euch bin, und sie wird sich's überlegen, daß es nicht zu viel verlangt heißt, wenn sie einen Abend lang von den Prussiens für die Verlobte unseres braven Rodolphe gehalten wird — nicht wahr, Madame Gouyou?"

Die Frau hatte gesenkten Hauptes diese mit häßlicher Freundlichkeit gesprochenen Worte angehört, ihr Busen hob und senkte sich.

„Warum denn gerade ich?"

„Weil die Prussiens eine schlechte Meinung von Rodol-

phes Geſchmack bekommen würden, wenn er ſich mit einer weniger Schönen verlobte," erwiderte der Forſthüter, indem er ſich hämiſch lächelnd den Knebelbart ſtrich.

„Und weil man nicht von heute erſt weiß, daß man denen da aus der Normandie nicht trauen darf," eiferte die ſchlanke Schöne, die ſich als beſonders energiſche Widerſacherin zeigte, „weil man fürchten muß, daß, wenn man ſie nicht unter Augen hält, an dem Abende, wo es gilt, ſie uns womöglich an die Pruſſiens verrät!"

Reine Gouyou maß die Sprecherin mit einem finſterverächtlichen Blicke. „Verleumderin!" ſagte ſie kurz und dumpf, und dieſes Wort brachte die Angreifer für den Augenblick zur Ruhe; man fühlte, daß es aus einem gut franzöſiſchen, patriotiſchen Herzen kam.

Rodolphe trat herzu und legte mit täppiſcher Liebenswürdigkeit ſeine Hand auf ihre Schulter. „Sie wiſſen ja doch, Madame Gouyou," ſagte er —

Reine Gouyou zuckte zuſammen, als ſie ſeine Berührung fühlte.

„Faſſen Sie mich nicht an!" ſtieß ſie hervor, indem ſie unwillkürlich einen Schritt von ihm zur Seite trat. Rodolphe ſtand mit ſtummem, verblüfftem Geſicht und nun erhob ſich das kaum beſchwichtigte Gemurr noch drohender als zuvor.

„Was? Sie will die Stolze ſpielen? Vielleicht wohl, weil ihr alter Geizkragen von Mann ihr einen Sack mit Geld übriggelaſſen hat? Sie will ſich dem Willen des Volkes widerſetzen? Die Verräterin! Die Verräterin!"

Immer häufiger, immer wilder ertönte das verhängnisvolle Wort, und Reine Gouyou bemerkte mit Schrecken, wie die Bewohnerſchaft des Dorfes ihr feindſelig gegenüberſtand.

Die Stimmung war bis zum Siedegrad erhitzt, und die Gewaltthat hing über ihrem Haupte. Es blieb ihr kein Ausweg, sie mußte sich ergeben.

Wie um den Sturm zu beschwichtigen, erhob sie die Hand. „Ich sage nicht, daß ich nicht will," sprach sie, „nur das eine möchte ich noch einmal fragen: es ist alles nur zum Schein? und am nächsten Tage wird alles wieder sein, wie es zuvor gewesen ist?"

„Das sagten wir Ihnen ja," erwiderte der Forsthüter, „am andern Morgen sind Sie wieder frei, falls Rodolphe nicht Macht gewonnen haben sollte über Ihr sprödes Herz."

Reine Gouyou preßte die blassen Lippen aufeinander. „Es ist gut," sagte sie, „es wird also geschehen."

„Das ist ein Wort! So ist's recht!" ertönte es von allen Seiten; die Erklärung ihrer Unterwerfung wurde mit Beifall begrüßt, man hatte den Eigensinn der stolzen Witwe gebrochen, und das Wonnegefühl, mit dem man sich jetzt der unterbrochenen Tanzfreude wieder hingab, wurde durch die Wollust der Grausamkeit zur Raserei gesteigert. Man hatte ein Gefühl, als tanzte man auf den blutigen Leichen der Prussiens und auf dem in Qualen sich windenden Leibe von Reine Gouyou.

Sobald die wüste Tanzorgie begann, war diese lautlos aus dem Saale verschwunden. —

Ein trübes Gespinst farbloser Wolken bedeckte den grauen Winterhimmel, als Reine Gouyou am Morgen des nächsten Tages nach einer dumpfen, schlechten Nacht ans Fenster trat und auf die menschenleere Dorfstraße hinausblickte.

Wie öde war der Anblick. Heute zum erstenmal empfand sie das, obschon sie das Bild seit Jahren kannte; heute

zum erſtenmal fühlte ſie ſich einſam, obſchon ſie jahrelang einſam geweſen war. Daß ſie im Dorfe nicht beſonders geliebt wurde, hatte ſie ſich ſchweigend wohl geſagt, daß ſie aber ſo gehaßt wurde, das hatte ſie erſt geſtern abend erfahren.

Sie dachte daran, ihr Beſitztum zu verkaufen und das Dorf zu verlaſſen, obſchon ſie nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte. Aber jetzt gleich ließ ſich das nicht bewerkſtelligen, jetzt war zunächſt das zu ertragen, was man ihr auferlegt hatte, und bei dem Gedanken an das Bevorſtehende war es ihr, als zöge ſich ein Strick um ihr Herz und ihre Eingeweide. Sie ging in die Küche, um ſich ein Frühſtück zu bereiten, aber nachdem ſie es gethan, ließ ſie es unberührt ſtehen, ſie konnte nichts eſſen. Am Küchenherde ſetzte ſie ſich nieder und ſtarrte vor ſich hin. Ein laſtendes Unglücksgefühl, ein Bewußtſein tiefer, troſtloſer Verlaſſenheit ſchwoll in ihr auf, lautlos begann ſie zu weinen. Sie regte kein Glied und hob keine Hand, um die tropfenden Thränen zu trocknen, wie ein Stein ſaß ſie an die Steine des Herdes gelehnt.

Als es gegen Mittag war, hörte ſie von der Straße her Geräuſch, Pferdegetrappel und Klappern von Hufen. Eiskalt ging es ihr am Rücken hinab — die Ulanen! — Anfänglich wollte ſie an ihrem Platze ſitzen bleiben, wollte nichts hören und ſehen, ſondern das Schickſal kommen laſſen, wann und wie es kam. Aber die Neugier ſiegte, und ſie verließ die Küche, um an das Fenſter ihres ebenerdig nach der Straße gelegenen Zimmers zu treten.

Unmittelbar vor ihrem Hauſe hatte ſich eine Gruppe von Frauen des Dorfes verſammelt, und es war offenbar kein Zufall, daß ſie dort ſtanden, denn im Augenblicke, als Reine Gouyou hinter den Scheiben des Fenſters erſchien, wandten

ſich die Köpfe aller Frauen zu ihr hin. Mit ſpöttiſchen Knickſen wurde ſie begrüßt. Sie trat in das Zimmer zurück, aber ſobald ſie vom Fenſter verſchwunden war, klopften Hände an dieſem an. Wohl oder übel mußte ſie das Fenſter öffnen.

„Guten Morgen, Madame la Reine!“ rief es zu ihr hinein, „wir wollten Ihnen nur unſere Aufwartung machen und uns Ihnen vorſtellen als Ihre Brautjungfern zu Ihrer Verlobung mit Rodolphe.“

Reine Gouyou hatte wie geiſtesabweſend auf die Schwätzerinnen herabgeblickt, erſt das Gekicher derſelben erweckte ſie. Haſtig warf ſie das Fenſter zu und verſchwand. Mit gerungenen Händen ging ſie im Zimmer auf und nieder; ſie fühlte, daß es kein Entrinnen für ſie gab, daß ſie auf Schritt und Tritt umgeben war von den unerbittlichſten Spionen, von erboſten Weibern. „Was habe ich ihnen gethan?“ ſprach ſie leiſe klagend vor ſich hin, „was habe ich ihnen gethan?“ Sie machte ihre Schmerzenserfahrungen mit dem Neide.

Unterdeſſen war die Schwadron weiter eingerückt, und mitten im Zimmer ſtehend, ſah Reine Gouyou ſie vorüberziehen. Über das Fenſtergeſims hinweg ſchaute ſie gerade in die Geſichter der Ulanen. Sie ſah die wettergebräunten Züge, die ſtolze, ſichere Heiterkeit der kühnen Augen, die rechts und links an den Häuſern emporblickten, und obſchon es ſie beim Anblick der ſtarrenden Lanzen ſchaudernd ergriff, indem ſie ſich vergegenwärtigte, wie oft dieſe furchtbaren Lanzen franzöſiſches Blut getrunken hatten, fühlte ſie ſich doch wie von einer zwingenden Gewalt an die Stelle gebannt, wo ſie ſtand. Sie konnte den Blick nicht abwenden, ſie mußte an das Fenſter treten und der langſam dahinziehenden kriegeriſchen Schar mit den Blicken folgen, ſo weit ſie vermochte. Unwillkürlich

erſchienen vor ihrer Seele andere Geſtalten, welche neben dieſe ruhigen, ſchweigenden Männer traten, die, welche ſie geſtern abend geſehen hatte, mit den verzerrten Geſichtern, mit den heiſer brüllenden Stimmen — und wenn ſie dieſe mit jenen dort verglich — Reine Gouyou fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte entſetzt um ſich, ſie war allein, auch die Weiber draußen waren hinter den Ulanen dreingelaufen — aber wie kam es, daß ſie plötzlich das ſchreckliche Wort von geſtern abend in ihren Ohren zu vernehmen glaubte: Verräterin?

Eine Viertelſtunde ſpäter klopfte es an die Thür ihres Hauſes, und als ſie auf den Flur trat, blieb ſie regungslos auf der Schwelle ihres Zimmers ſtehen; vor ihr ſtand ein preußiſcher Ulan. Er hielt mit einer Hand die Klinke der geöffneten Pforte, mit der anderen den Zügel ſeines hinter ihm ſtehenden Pferdes. Reine Gouyou ſtarrte ihn mit weit aufgethanen Augen an; ein blühendes, von der Winterluft friſch gerötetes Jünglingsgeſicht blickte ihr entgegen.

„Ängſtigen Sie ſich nicht, Madame," ſagte der Ulan, „ich beklage, daß ich Ihnen zur Laſt fallen muß, aber ich werde mich bemühen, Ihnen ſo wenig Unbequemlichkeit zu verurſachen, als möglich. Wollten Sie die Freundlichkeit haben, mir zu ſagen, wo ich mein Pferd einſtellen kann?"

Er ſprach fließend franzöſiſch, und wenn ſie in preußiſchen Militärdingen bewandert geweſen wäre, ſo würde ſie an den ſchwarzweißen Schnüren, welche die Achſelklappen ſeines Mantels einfaßten, erkannt haben, daß er ein Freiwilliger war.

Keines Wortes fähig, neigte ſie ſchweigend das Haupt und ſchritt an ihm vorüber zur Thür des Hauſes hinaus,

indem ſie ihn, mit dem Haupte winkend, aufforderte, ihr zu folgen. An die Ecke des Wohnhauſes ſtieß die Mauer des Hofes, und in der Mitte derſelben war eine große hölzerne mit einem eben ſolchen Pflocke verſchloſſene Pforte. Sie bemühte ſich, den Pflock aus der eiſernen Öſe zu ziehen, in der er ſteckte, aber das Holz war durch Näſſe, Froſt und langen Nichtgebrauch verquollen.

„Erlauben Sie mir," ſagte der Ulan, als er ihre vergeblichen Anſtrengungen ſah. Er trat hinzu, aber der Pflock ſaß ſo feſt, daß er mit beiden Händen zugreifen mußte.

„Wollten Sie mir einen Augenblick das Pferd halten?" fragte er. Sie nahm die Zügel aus ſeiner Hand, das Pferd beugte leiſe ſchnobernd ſeinen Kopf zu ihr nieder; es war des Freiwilligen eigenes Pferd, ein edles Tier. Reine Gouyou blickte ihm in die Augen; wie ſchön ſie waren, wie treu und vertrauensvoll. Unwillkürlich ſtreichelte ſie ihm den ſchlanken Hals, im ſelben Augenblick aber ließ ſie die Hand ſinken, als hätte ſie ſich verbrannt — das Pferd des Pruſſien!

„Endlich!" ſagte der Ulan, indem er den Pflock mit einem letzten kräftigen Ruck aus der Öſe ſpringen ließ. „Wenn Sie erlauben, ſo werde ich das Eiſen nachher ein wenig einölen, es iſt etwas verroſtet."

Er ſtieß den einen Flügel des Thorweges auf, dann nahm er ihr die Zügel wieder ab, die ſie ihm ſchweigend ließ, wie ſie ſie ſchweigend genommen hatte. „Schönen Dank," ſagte er treuherzig, „dort drüben iſt der Stall? nicht wahr?" Sie nickte und ging ihm geſenkten Hauptes voran.

„Holla, Egmont," ſagte er, indem er ſeinen Fuchs auf den Hals klopfte, „ſolch ſchönen Stall haſt Du lange nicht zu Geſicht bekommen, alter Kerl."

Während er sein Pferd absattelte, stand Reine Gouyou an den Pfosten der Stallthür gelehnt und sah dem jungen Soldaten zu. Er hatte den Mantel ausgezogen und die Czapka abgelegt, seine schlanke Gestalt bewegte sich in kraftvoller Geschmeidigkeit, volles, blondes, leicht gelocktes Haar umgab sein Haupt.

„Ein geräumiges Dorf, Madame," sagte er, in seiner Thätigkeit plaudernd, „wir sind untergebracht wie die Könige, jeder einzelne beinah in einem Hause für sich, das thut gut, wenn man wochenlang unter kein Dach gekommen ist und auf Vorposten gelegen hat. Übrigens denke ich," fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, „daß wir nicht allzulange Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen werden, es wird bald Friede werden, dann ziehen wir nach Haus, und Sie sind die Prussiens los —" er lachte und schaute über den Rücken seines Pferdes zu der stummen Frau hinüber — „es wird Ihnen keinen großen Kummer bereiten, nicht wahr?"

Reine Gouyou wandte das Haupt zur Seite. „Der Herr wird etwas zu essen wünschen?" sagte sie.

„O, wenn Madame die Güte haben will," erwiderte der Ulan.

„Es ist meine Pflicht," sagte sie kurz und hart.

Jetzt trat von der anderen Seite Stillschweigen ein, und als sie einen Blick hinüberschweifen ließ, sah sie, wie das Gesicht des jungen Mannes bis über die Stirn errötet war. Er hatte sich ganz seinem Pferde zugewandt, scherzte mit ihm, liebkoste es, streute ihm Futter in die Krippe und das edle Geschöpf beantwortete mit leisem Schnauben die Freundlichkeit seines Gebieters.

Reine Gouyou verließ den Stall, aber ſie ging langſam und in der Mitte des Hofes blieb ſie ſtehen und kehrte noch einmal zurück.

„Wenn der Herr“ — ſagte ſie, und in ihrer Stimme war ein Stocken — „wenn der Herr — nachher ſein Zimmer zu ſehen wünſcht“ —

„Ich werde die Ehre haben, bei Madame nachher vorzuſprechen,“ antwortete der Ulan.

Er war damit beſchäftigt, das Zaumzeug an dem Riegel aufzuhängen, der in dem Thürpfoſten angebracht war, und auf die Art geſchah es, daß er jetzt dicht neben ihr ſtand.

„Madame hat Kummer?“ fragte er plötzlich, indem er in ſeiner Beſchäftigung innehielt und ſich zu ihr wandte. Unwillkürlich wich ſie einen halben Schritt zurück.

„Weshalb?“ fragte ſie, ihn mit großen Augen anblickend.

„O — ich glaubte,“ erwiderte er, „Ihr Geſicht ſchien mir ſo betrübt — und in einer Zeit wie dieſe —“ er ſchwieg und putzte an ſeinem Zaumzeug, dann erhob er noch einmal das Geſicht zu ihr: „ich glaubte, Sie hätten vielleicht jemanden verloren?“

Eine tiefe Bläſſe, der ein heißes Erröten folgte, überflog das Antlitz der Frau, und in dem ſchweigenden Wechſel der Empfindungen gewann dieſes Antlitz eine beinahe großartige Schönheit. Langſam ſchüttelte ſie das Haupt. „Ich habe keine Verwandten bei der Armee,“ ſagte ſie, „und ich habe nichts zu verlieren.“

Sie wandte ſich haſtig und verſchwand im Hauſe. Als Reine Gouyou in ihre Küche gekommen war, ging ſie in die

entfernteſte Ecke, ſetzte ſich nieder und drückte die geſchloſſenen Augen tief in die Hände. Es that ihr wohl, ſich für einen Augenblick ſo in der Nacht zu verlieren, nichts zu ſehen und zu denken. Dann erhob ſie ſich, ſtellte Tiegel und Töpfe auf dem Herde zurecht, um Eſſen zu bereiten, und während ſie das that, fiel es ihr ein, daß das Thor des Hofes offen geblieben war. Sie machte ſich auf den Weg, um es zu ſchließen. Weshalb? Sie wußte ſelbſt nicht, aber ſie hatte ein Gefühl, als bewahrte ſie in ihrem Hauſe ein Geheimnis, das niemand ſehen ſollte, niemand, und vor allem nicht die abſcheulichen, läſternden Weiber. Als wenn ſie etwas Verbotenes thäte, ging ſie mit ſchnellen Schritten um das Haus herum — nicht über den Hof, und als ſie den Thorflügel zugezogen, und niemand ſie dabei geſehen hatte, atmete ſie auf. — Was hatte ſie zu verheimlichen? was zu verbergen? nichts. War etwas geſchehen, was ſie hätte bezeichnen, beſchreiben können? nein — und doch hatte ſie das Gefühl von etwas Neuem, Großem, Schrecklichem und Wunderbarem, das plötzlich da war, wo vorher nichts geweſen war. Sie wußte nicht, was es war, ſie begriff es nicht, denn es war ein ſo dunkles, rätſelhaftes Gefühl, aber wenn jemand es ihr hätte erklären wollen, ſo würde ſie ſich die Ohren zugehalten haben; ſie wollte nicht wiſſen, wollte nicht aufwachen, nur lauſchen wollte ſie auf das tiefe, leiſe, heimliche Wogen ihres Blutes, auf die ſchauernde Wärme, die ihre innerſten Organe überhauchte, während ihre Hände und Füße im Froſt erzitterten.

Sie ging in die Küche zurück, ſah noch einmal nach ihren Töpfen und Kaſſerolen auf dem Herde und dann, von einer ſeltſamen Unruhe erfaßt, ſtieg ſie die Treppe hinauf,

die vom Flure zu dem Giebelzimmer führte, in welchem der Ulan wohnen ſollte. Meiſter Gouyou, ihr verſtorbener Mann, hatte wenig Sinn für behagliche Ausſtattung ſeines Hauſes und wenig Neigung gehabt, Geld dafür auszugeben. Es war ein ſehr einfacher Raum, der nur dasjenige enthielt, was ein Bewohner notdürftig brauchte: eine Bettſtatt, einen Tiſch und ein paar Stühle. Sie ließ ihre Blicke durch das kahle Gemach dahingehen.

Indem ſie die Klinke der Thür erfaßte, bemerkte ſie, daß an dieſer weder Schloß noch Riegel war — das Zimmer war nicht verſchließbar. Sie hatte nicht daran gedacht, weil ſie den Raum ſelten oder nie benutzte; ſinnend hielt ſie die Thür in der Hand. Plötzlich fiel ihr ein, was jener geſtern abend geſprochen hatte: „Die Damen werden dafür ſorgen, daß die Thüren offen ſind, hinter denen ſie ſchlafen," und indem ſie dieſer Worte gedachte, überfiel es ſie wie ein jäher, fürchterlicher Schreck. Das Schickſal ſelbſt war es, das ſie durch Zufall dieſes Zimmer auswählen hieß, das ſo vortrefflich zur nächtlichen „Viſite" bei dem Pruſſien geeignet war.

„Ich habe es nicht gewußt" — halblaut ſprach ſie es vor ſich hin, als wollte ſie ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen. Im Geiſte überlegte ſie, ob und wie ſie ihn anders unterbringen konnte, aber bevor ſie noch einen Gedanken hatte faſſen können, vernahm ſie Schritte auf der Treppe, und das blonde Haupt des jungen Ulanen blickte um die Treppenbiegung zu ihr hinauf.

Überraſcht blieb er ſtehen, denn es bot ſich ihm ein ſonderbarer Anblick: mit ſchlaff herabhängenden Armen ſtand die Frau an die Wand gelehnt und blickte mit ſtarren, ent-

ſetzten Augen zu ihm hinunter. Er faßte ſich indeſſen raſch und ſtieg die letzten Stufen hinauf.

„Iſt das die Stube, wo ich wohnen ſoll?“ fragte er, indem er auf das vor ihm liegende, geöffnete Zimmer hinwies.

Sie nickte ſtumm. Er zögerte einzutreten.

„Aber es ſcheint Ihnen unangenehm?“ fragte er. Sie ſchüttelte haſtig das Haupt. „Es — es iſt ſo wenig behaglich eingerichtet,“ ſagte ſie und ihre Lippen ſtammelten, als ſie das ſprach.

„O, was das anbetrifft,“ entgegnete er lachend, „das hat für einen Soldaten nicht viel zu bedeuten.“ Er blickte hinein. „Ein Bett,“ ſagte er, „ein Stuhl und ein Tiſch, auf dem man einen Brief ſchreiben kann — was ſoll man mehr verlangen?“

Er trat über die Schwelle. Ob er bemerken würde, daß die Thür ſich nicht verſchließen ließ? Mit der Angſt des böſen Gewiſſens paßte ſie auf. Er ſah aber die Thür gar nicht an, ſondern fing ſogleich an, ſeine Waffen und ſein Gepäck im Zimmer abzulegen. Reine Gouyou war hinter ihm ſtehen geblieben und ſah ihm zu; ſo ruhig verfuhr er, ſo ſicher und heiter, als wenn es gar nicht möglich geweſen wäre, daß ihm irgend welche Gefahr drohte. Wenn er geahnt hätte, daß dieſes Zimmer ein Sterbezimmer war — wenn ſie es ſelbſt ihm ſagte —? Unwillkürlich öffneten ſich ihre Lippen, preßten ſich aber krampfhaft wieder aufeinander — „Verräterin!“ flüſterte ſie tonlos in ſich hinein.

Endlich wurde es ihr unerträglich, ſo gewiſſermaßen lauernd hinter ihm zu ſtehen.

„Das Eſſen wird bald fertig ſein," ſagte ſie, „wenn der Herr vielleicht in einer halben Stunde hinunterkommen will?"

„Recht," entgegnete er, „bis dahin werde ich noch Zeit haben, einen Brief zu ſchreiben." Er hatte bei dieſen Worten ein mit grünſeidenem Bande kreuzweiſe umwundenes Päckchen aus ſeinem Mantelſack hervorgezogen. „Sehen Sie hier," ſagte er, indem er ihr dasſelbe lächelnd vor die Augen hielt; „lauter Briefe, die ich während des Krieges erhalten habe."

„Aus Ihrem Lande?" fragte ſie.

Er lachte gutmütig, weil er merkte, daß ſie ihn für einen Bauernſohn hielt. „Mein Land," ſagte er, „iſt eine Stadt und die Briefe ſind von meiner Mutter und meiner kleinen Schweſter." Er hielt das kleine Paket in der Hand, und ſeine Augen leuchteten in ſtiller Freude, während er die geliebten Schriftzüge betrachtete. „Sehen Sie, Madame," fuhr er fort, „dies Band hier hat meine Schweſter mir aufgenötigt, weil grün, wie ſie behauptet, Glück brächte — der kleine Aberglaube — aber was das Tollſte iſt, ſie hat recht behalten; ich habe Tage durchgemacht, nach denen ich, wenn es Abend wurde, meine Glieder angeſehen und mich im Stillen gewundert habe, daß ich ſie noch heil und geſund beſaß. Ich habe nie etwas abbekommen, und nun, denke ich, ſind wir ſo ziemlich glücklich über die Gefahr hinweg, denn jetzt ſteht der Friede vor der Thür." Er warf das Briefpaket mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Tiſch. Reine Gouyou ſtand noch immer wie angewurzelt an der Schwelle, und als er zu ihr umblickte, ſah er ihre Augen wieder mit dem Ausdrucke ſtummen Entſetzens auf ſich gerichtet, den er vorhin wahrgenommen hatte, und den er ſich nicht erklären konnte. Als ſie ſeine Überraſchung bemerkte, ſenkte ſie das Haupt und

nickte haſtig. „Ja wohl,“ ſagte ſie, „ſehr richtig, ſehr richtig — alſo — der Herr wird ſich nachher bemühen?“

„Wann und wo es Madame beliebt,“ antwortete er, indem er ſich artig verbeugte.

Wer jetzt in die Küche hätte blicken können, in welcher Reine Gouyou wieder am Herde ſtand, der würde daſelbſt eine Frau geſehen haben, die wie in einem traumhaften Zuſtande mechaniſch ſchaffte und hantierte. In ihren Ohren war ein dumpfes Rauſchen und Brauſen, und aus dem allgemeinen Getöſe, welches ihr Inneres erfüllte, klang immer wieder ein einzelnes, beſtimmtes Wort heraus: „Meine Mutter und meine kleine Schweſter.“ Sie überraſchte ſich dabei, wie ſie es ein über das andere Mal vor ſich hin ſprach, und indem ſie dieſe Wahrnehmung an ſich machte, kam ihr plötzlich der ſonderbare Gedanke, wie es ſein würde, wenn ſie ſeine Mutter wäre. Ein unbeſchreiblich wonniges Gefühl überſtrömte ſie bei dieſem Gedanken; ſie unterbrach ſich in ihrer Thätigkeit, und vor ſich hinſtarrend verſank ſie in den Bildern ihrer Phantaſie. An der Treppe oben würde ſie den Heimkehrenden erwarten — ihr Töchterchen, ſeine kleine Schweſter, würde ihm entgegengelaufen ſein bis an die Hausthür — dann würde ſie ſeinen Schritt auf den Stufen hören, und ſie fühlte deutlich, wie ſie bei dieſem Klange zittern würde — dann würde ſein Angeſicht um die Biegung der Treppe blicken — ſo wie es vorhin zu ihr hinaufgeſchaut hatte — zwei Sprünge alsdann, und ſein Haupt würde an ihrer Bruſt liegen, das junge, ſchöne, holdſelige Haupt! Und wie ſie ſich herniederbeugen, wie ſie es küſſen, mit Küſſen bedecken würde dieſes Haupt, dieſes Haar, wie ſie es an ſich drücken würde mit ihren umfangenden Armen — ohne zu wiſſen, was ſie

that, hob Reine Gouyou beide Arme leiſe empor und ein leiſer Seufzer glitt über ihre Lippen. Dann würde er ſich aufrichten und ihr ins Geſicht ſchauen, mit dem ſanften, freundlichen Lächeln, wie er vorhin zu ihr hinübergeſchaut hatte, über ſein Pferd hinweg, und dann würde er ſagen: „Haſt Du Kummer, Mutter?“ Reine Gouyou drückte die Hand auf das Herz, es war etwas Warmes in ihr Herz gekommen, etwas Süßes, Seliges, als wenn Eis über ihrem Herzen gelegen und die Sonne hindurch geküßt hätte an einer Stelle; das war in dem Augenblick geſchehen, als er zu ihr ſprach: „Madame hat Kummer?“ Das war die Stelle, wo dieſer freundliche, gute, innige Ton in ihre Seele gedrungen war.

Sie ſchüttelte das Haupt, ſie wiſchte ſich über die Stirn, als wollte ſie etwas Unmögliches fortwiſchen. — „Der Pruſſien,“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin, indem ſie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Sie vergegenwärtigte ſich alles, was ſie Schreckliches über dieſe Ulanen vernommen hatte, und erinnerte ſich, wie ſie früher, wenn ſie dies Wort ausſprechen hörte, das Gefühl gehabt hatte, als ſpräche man von einer Art wilden Tiers, nicht aber von Menſchen. Sie dachte auch daran, wie ſie geſtern abend ganz ruhig zugehört hatte, als man den Plan zur Ermordung der Ulanen faßte; es war ihr als etwas ganz Naturgemäßes erſchienen, ſie hatte nicht den mindeſten Stoß in ihrem Innern verſpürt, als der Forſthüter davon ſprach, daß man ſie „wie einen Fleck von der Erde fortwiſchen würde“ — „wie einen Fleck“ — ja ſo hatte er geſagt, und plötzlich, gleich einem Segel, das der Hand des Schiffers nicht mehr gehorcht, ſchwang ihre Phantaſie herum

und führte ihr, wider ihren Willen, ein neues, seltsames Bild vor: wieder war sie bei seiner Mutter, und sie sah sie ganz deutlich eine blasse, zarte Gestalt, wie sie in Ängsten ihres Sohnes harrte, der immer und immer noch nicht heimkehren wollte. Alle anderen waren schon da, nur er noch nicht. Und er mußte doch kommen, denn er war ja in keinem Gefechte gefallen, das wußte sie ja, in keinem Lazarette gestorben, das hätte man ihr ja gemeldet; wo war er? wo blieb er? — Sie wiegte das Haupt — weggewischt von der Erde — verschwunden — ohne Grab, wie will man so einen wiederfinden? Es war, als spräche sie mit der fremden Frau, und ihre Phantasie ging weiter und weiter: die Mutter war hergereist aus dem fernen Lande; man hatte ihr gesagt, daß ihr Sohn zuletzt in diesem Dorfe gewesen sei, und es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie wollte ihn hier suchen. Reine Gouyou hörte ganz deutlich, wie es leise, schüchtern an ihre Thür klopfte, und sie wußte, wer es war, der draußen stand; sie würde sich in die Ecke ihrer Küche setzen, wie sie jetzt saß und „Herein" rufen. Sie sah die Frau auf der Schwelle stehen, ihr Töchterchen an der Hand, beide ganz schwarz gekleidet, beide ganz blaß und verhärmt. Sie wußte, was die Frau zu fragen kam, aber sie würde sich den Anschein geben, als wüßte sie von nichts. „Sie können mir nichts von meinem Sohne sagen? Sie wissen nichts von ihm?" Ganz deutlich vernahm sie die bange, zitternde Stimme, ganz deutlich sah sie, wie die Augen der kleinen Schwester in ihrem Antlitz forschten — „nein, Madame, ich weiß nichts," sie sprach es, wie im wachen Traume, ganz laut; „nein, Madame, gar nichts." Dann würde die kleine Schwester anfangen, ihr zu beschreiben, wie er ausgesehen

hätte — blondes Haar und blaue Augen hätte er gehabt — und dann würde sie das Kind unterbrechen, denn das würde sie nicht ertragen können, das fühlte sie genau. Und dann sah sie, wie in dem Gesicht der Mutter der Jammer zu wühlen begann, wie eine schwere, schwere Thräne aus ihren Augen floß, und wie die beiden Frauen davongingen, langsam, langsam, wie Menschen mit gebrochenem Herzen gehen, und sie würde ihnen nachsehen, von ihrer Hausthür aus, wie sie die Dorfstraße entlang gingen, immer zu, bis sie sie nicht mehr sehen konnte — und dann würde sie zurücklaufen, zum Stalle, wo sie heute mit ihm gesprochen, würde niedersinken und die Stelle küssen, wo er heute gestanden; und sie würde den Tag von heute, den ersten Tag zurückersehnen, damit sie ihn einmal, nur ein einzigesmal noch sehen könnte — aber das würde nie mehr geschehen, denn mitten auf dem Hofe würde alsdann eine Grube sein, ein tiefes, tiefes Loch, und da würde er liegen, fern von seinem Lande, ferner von seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, unter ihm sein Pferd, das edle Pferd, mit den schönen, sanften, treuherzigen Augen — beide weggewischt von der Erde — ohne Spur — ohne Grab. Reine Gouyou schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. —

Da hörte sie seinen Schritt auf der Treppe draußen, und ihr erstes Gefühl war: „Gott sei gedankt, noch ist er da — noch war alles nur ein schrecklicher Traum!“ Rasch sprang sie auf, um sich die Augen zu trocknen — und als es gleich darauf klopfte und er sein blondes Haupt hereinstreckte und fröhlich sein „eh bien, Madame?“ hören ließ, war es ihr, als ginge ein Licht in ihrem Herzen auf.

„Gleich, mein Herr, sogleich,“ sagte sie, und der Ton

ihrer Stimme klang beinahe fröhlich; „bitte, treten Sie nur dort vorne ein," ſie wies auf ihr Wohnzimmer, „ich decke ſogleich."

„Wie, Madame, in Ihrem eigenen Zimmer?" wandte er beſcheiden ein.

„Eh, weshalb nicht?" gab ſie zur Antwort; „hier in der Küche kann ich den Herrn doch nicht ſpeiſen laſſen?"

Es half kein Widerſtreben, er mußte bei ihr eintreten. Haſtig rückte ſie den Tiſch in die Mitte des Zimmers, deckte ihn mit einem weißen Leinen und legte ein Kouvert auf.

„Und nun einen Moment," ſagte ſie, „der Herr wird es mir nicht abſchlagen, eine Flaſche Wein aus meinem Keller zu trinken."

Sie war verſchwunden und wenige Augenblicke darauf erſchien ſie wieder, mit einer ganz ſtaubigen Flaſche in der Hand — ſie hatte offenbar in den beſten Winkel des Kellers gegriffen. Man ſah ihr an, daß ſie raſch gegangen war, denn ihr Antlitz war leiſe gerötet, zudem hatte ſie ein friſches weißes Häubchen aufgeſetzt, und ſie war jetzt ganz und gar eine reizende Franzöſin voller Anmut, Leichtigkeit und Grazie.

Der junge Mann bemerkte die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, und als ſie ſeine erſtaunten Blicke ſo wohlgefällig auf ſich ruhen fühlte, mußte ſie ſich ſchnell zum Schranke wenden, wo die Gläſer ſtanden, um das Lächeln des Vergnügens zu verbergen, das über ihr Geſicht dahinging.

„Ach nein, Madame," ſagte er, als ſie ein Glas auf den Tiſch ſtellte, „wir brauchen noch eines, bei uns in Deutſchland iſt es Sitte, daß der Wirt uns, wenn wir trinken, Beſcheid thut."

„Wirklich?“ erwiderte ſie; „nun, wenn der Herr durchaus will —“ ſie nahm ein zweites Glas herunter. „Aber nun die Suppe — Sie erlauben?“ Mit dieſen Worten füllte ſie ihm den Teller, und während er am Tiſche Platz nahm, ſtellte ſie ſich hinter ihn. Er ſtand auf und holte einen zweiten Stuhl. „Madame wird nicht ſtehen wollen, während ich ſitze?“ ſagte er.

„Aber ich muß den Herrn bedienen?“ wandte ſie ein.

„Aber es würde mir nicht ſchmecken, wenn Madame mir nicht Geſellſchaft leiſtete.“

Sie ſetzte ſich; von der Seite blickte ſie ihn an, während er die Suppe verzehrte; ſie hatte ſie bereitet, und es mundete ihm — ſie hatte ein Gefühl, als wenn ſie lange, lange ſo neben ihm ſitzen könnte und nicht müde werden würde, ihn anzuſehen.

Sobald die Suppe verzehrt, war ſie wieder hinaus, um das nächſte Gericht zu holen; es bereitete ihr ein ſo eigentümliches Wohlgefühl, ihn zu bedienen. Als ſie zurückkam, ſah ſie, daß er die Flaſche geöffnet und zwei Gläſer gefüllt hatte; getrunken aber hatte er noch nicht.

„Eh bien, Madame,“ ſagte er, ſein Glas zur Hand nehmend, „wollen Sie mir geſtatten, mit Ihnen anzuſtoßen?“

Geſenkten Hauptes ergriff ſie das ihrige.

„Und befehlen Sie, bitte, worauf wir anſtoßen wollen,“ fuhr er fort.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ihre Frau Mutter,“ ſagte ſie dann leiſe, indem ſie ihm in die Augen ſah. „Und noch einen kleinen Schluck“ — fügte ſie raſch hinzu — „die kleine Schweſter.“

Ihr ganzes Antlitz war in Glut getaucht; plötzlich, als

ſie das Glas hingeſtellt, fühlte ſie ihre Hand ergriffen, mit beiden Händen hielt er ihre Rechte umſchloſſen.

„Wie gut Sie ſind," ſagte er, „wie ich Ihnen danke!"

Seine Stimme hatte einen bebenden Klang, in ſeinen Augen erſchienen Thränen. Er beugte ſich nieder und küßte ihre Hand, und als ſie den warmen Druck ſeiner Lippen empfand, ſank ſie an die Lehne ihres Stuhles zurück. „O mein Gott," ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer. Sie zog ihre Hand zurück, ſtand auf und ging hinaus. Einſam verzehrte er ſeine Mahlzeit bis zum Ende.

Einige Zeit darauf vernahm Reine Gouyou aus ihrer Küche ſeinen Schritt, der ſich der Hausthür zuwandte. Sie erſchien auf der Schwelle.

„Sie gehen fort?" fragte ſie.

„Zum Appell," antwortete er, ſtehen bleibend, „es wird nicht lange dauern, ich komme bald zurück."

Warum er das Letztere hinzuſetzte, hätte er ſelbſt kaum gewußt, aber er hatte ein Bedürfnis gefühlt, es zu ſagen; in ihrem Antlitz war ein ſo eigenartiger Zug geweſen — und während er dem Sammelplatze zuſchritt, mußte er fortwährend an dieſen Zug und an dieſes Geſicht denken.

Es dunkelte bereits, als das Klappen der Hausthür ſeine Rückkehr verkündete. Reine Gouyou hatte ſich mit einer Handarbeit in ihrem Wohnzimmer niedergeſetzt und die Lampe angezündet, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Händen geweſen, ſie hatte wie lauſchend geſeſſen, und als ſie nun die Pforte gehen hörte, fühlte ſie es wie eine Beruhigung. Sie vernahm, wie er langſam über den Flur an ihrer Thür vorüberging. Es kam ihr ſogar vor, als bliebe er vor letzterer ſtehen. Er mochte das Licht in ihrem Zimmer bemerkt

haben — kämpfte er mit ſich, ob er noch einmal bei ihr eintreten ſollte? Beinahe ſchien es ſo, und mit verhaltenem Atem ſaß ſie regungslos da. Endlich ging er weiter, die Treppe hinauf nach ſeinem Gemach. Sobald ſie ihn droben hatte eintreten hören, ſtand ſie auf, ging an die Hausthür und ſchloß ſie ab, indem ſie den Schlüſſel zweimal herumdrehte. Sie drückte die Klinke nieder, ſie verſicherte ſich, daß es unmöglich war, von draußen hereinzukommen, und dann, als ob ihr das alles nicht genügte, ſchob ſie noch einen eiſernen Riegel vor. Nun war ſie ſicher.

Aber nachdem ſie wieder eine Zeitlang bei ihrer Arbeit geſeſſen, hörte ſie ihn abermals aus ſeiner Stube treten; er kam die Treppe herab, nicht mit dem leichten Schritte von heute mittag, ſondern langſam, Stufe nach Stufe. Die Arbeit ſank ihr in den Schoß; wirklich, er kam auf ihre Thür zu, es klopfte an. Ihre Stimme zitterte unwillkürlich, als ſie leiſe „Herein“ rief; im nächſten Augenblick ſtand er bereits innerhalb der Thür, die er hinter ſich zuzog.

„Verzeihen Sie,“ ſagte der Ulan, „daß ich Sie zu ſo ſpäter Stunde noch ſtöre, aber — ich mußte mich bei Ihnen bedanken.“

Er lächelte, aber es war nicht mehr das unbefangene Lächeln von vorhin, ſein Geſicht verriet ſeine Verlegenheit.

Reine Gouyou hatte die Augen nicht erhoben.

„Wofür bedanken?“ fragte ſie.

„Ich fand mein Zimmer oben ſo angenehm geheizt, und außerdem haben Sie mir ſogar noch ein Abendeſſen auf den Tiſch geſetzt; Sie thun viel mehr, als ich verlangen kann.“

„O,“ ſagte ſie leiſe, indem ſie mit ſcheinbarem Eifer an ihrer Arbeit ſtichelte — und dann trat ein langes, tiefes

Schweigen ein, einer jener Augenblicke, in denen man entweder nichtssagend redet oder vielsagend schweigt. — Endlich unterbrach er die Stille.

„Ich komme soeben vom Appell," sagte er, „und unsere Ulanen sind ganz überrascht; auf dem Wege hierher begegneten wir dem Bataillon, das vor uns hier im Quartier gelegen hatte, und man sagte uns; die Damen hier im Dorfe wären finster und zurückweisend, und statt dessen" — er stockte, sie sah ihn fragend an, als sollte er fortfahren.

„Nun, statt dessen sind die Leute ganz entzückt, sie hätten noch nie so viel Liebenswürdigkeit und Schönheit gefunden, meinen sie, als hier."

„Wirklich?" sagte Reine Gouyou. Sie hatte die Arbeit sinken lassen und starrte über dieselbe hinweg auf den Boden. Ihr Busen hob und senkte sich; er bemerkte ihre Erregtheit.

„Es ist Ihnen nicht unangenehm, was ich Ihnen erzählte?" fragte er.

„Was geht es mich an, wie die Frauen hier im Dorfe sind," erwiderte sie, indem sie aufstand und die Fensterläden schloß. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert, ihre Stimme war heiser und rauh.

„O" — sagte er schüchtern, „ich — hatte Ihnen ein Kompliment über Ihre Landsmänninnen sagen wollen." Als er das sagte, blieb sie jählings, wie angewurzelt, mitten im Zimmer stehen; in ihren Augen erschien ein unbeschreibbarer Ausdruck, ein Lächeln; und doch war es kein solches, sondern ein durcheinander wogendes Gemisch von Staunen und Schrecken, von Hingebung und Feindseligkeit, und über dem allen wie ein Schatten, ein tiefes, düsteres Weh. Und diese

Augen richtete ſie jetzt langſam auf ihn und ſah ihm mit langem, tiefem Blicke in das Geſicht.

Ein Schauer durchzuckte ihn; ſie erſchien ihm plötzlich verwandelt, nicht mehr eine ſchlichte Bauernfrau, ſondern ein majeſtätiſches Weib, eine Verkörperung des Landes, dem ſie angehörte, des verlockenden und abſtoßenden, des ſtolzen und gedemütigten Frankreichs.

Er trat ihr ganz nahe. „Sind Sie mir böſe?“ fragte er leiſe. Sie gab keinen Laut von ſich, ſie rührte kein Glied. Er neigte ſich noch näher. „Wie ſchön Sie ſind,“ flüſterte er, und plötzlich beugte er ſich und ſeine Lippen berührten ihre Wange. Er fühlte die Kühle ihrer Haut, und als ſie aus tiefem Buſen aufſtöhnte, fuhr er zurück. Auch jetzt aber blieb ſie regungslos. Noch einmal neigte er ſich zu ihr, in dem Augenblick jedoch warf ſie beide Hände auf ſeine Schultern, ſo daß ſie ihn fern von ſich hielt, ihr Antlitz näherte ſich dem ſeinigen, noch einmal warf ſie das Haupt zurück, als ſträubte ſie ſich gegen eine übermächtige Gewalt, dann ſank ihr Haupt zu ihm hin und wie ein Hauch berührten ihre Lippen die ſeinigen. Im nämlichen Augenblick taumelte ſie zurück, barg das abgewandte Geſicht in ihren Arm und mit der freigebliebenen Hand winkte ſie ihm „gehen Sie, gehen Sie.“ — Er ging. —

Am nächſten Tage kam der junge Ulan erſt um die Mittagsſtunde in das Quartier zurück; den ganzen Vormittag war er im Dienſte beſchäftigt geweſen, Reine Gouyou hatte ihn bis dahin nicht geſehen. Als er an der Küche vorüberging, hörte er aus dem Innern derſelben die Stimme der Frau, die ihm zurief, daß das Eſſen bereit ſei und daß er

vorn in ihr Zimmer gehen möchte. In der That fand er den Tiſch bereits gedeckt.

Als Reine Gouyou mit der Suppenterrine eintrat, ſah ſie ihn am Fenſter ſtehen, gedankenvoll hinausblickend. Er wandte ſich, als er ſie kommen hörte, und begrüßte ſie; ſeine Verbeugung aber war förmlicher als geſtern, und ſie bemerkte, daß ſeine Augen wie fragend auf ihr ruhten. Auch nachdem er ſich geſetzt und Reine Gouyou wieder neben ihm Platz genommen hatte, blieb er ſchweigſam und, wie es ſchien, mit Gedanken beſchäftigt.

Nach einiger Zeit wandte er die Augen wieder nach dem Fenſter hin, und indem er mit dem Kopfe in der Richtung nickte, fragte er: „Dort drüben das Haus, iſt das das Kaffeehaus des Herrn Rodolphe?“

Sie zuckte innerlich zuſammen. „Allerdings,“ ſagte ſie, „weshalb?“

„Ich hörte,“ erwiderte er, „wie die Offiziere ſich darüber unterhielten. Sie ſind, glaube ich, ſchon geſtern abend dort geweſen, und heute, als der Appell zu Ende war und die Offiziere bei einander ſtanden und ſich unterhielten, kam ein ſonderbarer alter Kauz an ſie heran, ich glaube, es iſt ein alter Forſthüter, und lud ſie gewiſſermaßen zu morgen abend zu Rodolphe ein —“

„Zu morgen?“ unterbrach ſie ihn.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich ſtand in ihrer Nähe und hörte, was geſprochen wurde. Wenn ich recht verſtanden habe, ſoll morgen abend ein Feſt bei dem Herrn Rodolphe gefeiert werden, es ſollen Damen dabei ſein und —“ er ſtockte und blickte auf ſeinen Teller nieder — „und mir war es, als hätte ich auch Ihren Namen nennen gehört?“

Reine Gouyou gab keine Antwort; sie fühlte, wie ihre Eingeweide erkalteten.

Er richtete das Haupt auf und sah sie von der Seite an: „Man erzählte, es solle eine Verlobung gefeiert werden und — und Madame würde sich mit Herrn Rodolphe verloben?“

Wieder entstand ein langes Schweigen.

„Und wenn es so wäre?“ sagte sie mit einem gewissen Trotze, „würde jemand etwas dawider einzuwenden haben?“

„O — gewiß nicht,“ murmelte er, dann fuhr er laut und in absichtlich gleichgültigem Tone fort: „Ich sah heute früh einen Mann drüben an der Thür stehen, mit schwarzem, buschigem Haare, ist das Herr Rodolphe?“

„Nach Ihrer Beschreibung ist er es gewesen,“ antwortete sie. Er sagte nichts, aber er schaute sie wieder an, und diesen Blick ertrug sie nicht, denn sie las darin ein staunendes „Wie ist es möglich?“

Einen Augenblick drängte es sie, ihm zu sagen, daß alles nicht wahr sei, daß sie niemals jenes Menschen Braut sein würde, aber gleichzeitig kam ihr die Überlegung, daß sie ihm dann alles sagen, alles verraten müßte, das aber war ja nicht möglich. Und so, von schweren, widerstreitenden Gefühlen belastet und gequält, erhob sie sich, und indem sie stumm hinausging, überließ sie ihn seinem Staunen.

Sie sahen sich den ganzen ferneren Tag nicht mehr, sie gingen sich aus dem Wege. Er glaubte die Erklärung für alles gefunden zu haben, was ihm an ihr rätselhaft erschienen war, sie fürchtete sich vor seinen schweigenden, fragenden Blicken. Aus seinen Worten aber hatte sie erfahren, daß die furchtbare Stunde näher und näher schritt, und die Nacht,

die ſie verbrachte, war ſchrecklich. Schlafen konnte ſie nicht, und der Halbſchlummer, der ihr gefoltertes Gemüt endlich umfing, brachte ihr ein grauſenvolles Bild: ſie ſah Rodolphe zur Thür hereintreten, einen brennenden Kienſpan in der einen, ein offenes Meſſer in der andern Hand. Das ſchwarze buſchige Haar hing ihm über die Stirn, ſein rot von der Flamme angeflackertes Geſicht war wild verzerrt. „Oben?“ fragte er mit heiſerem Tone, und leiſe wie eine wilde Katze ſchlich er die Treppe hinauf.

Sie ſah ihn, wie er behutſam die Thür öffnete, die ſchreckliche Thür ohne Riegel und Schloß, wie er einen Augenblick auf der Schwelle Halt machte, rings umher ſuchend mit den Augen, und wie er ſich dann mit einem Sprunge dahin ſtürzte, wo das Bett ſtand. Sie hörte einen dumpfen, erſtickten, ſchrecklichen Laut, dann ſah ſie, wie Rodolphe ſein vertiertes Geſicht emporhob, wie er ſich umwandte zu ihr, ſie hörte, wie er knirſchend zu ihr ſagte: „Weil Du ihn geliebt haſt, weil Du ihn geliebt haſt!“ und ſie ſah, wie er noch einmal und noch einmal in den zuckenden, windenden Körper hineinſtieß.

Kalter Schweiß bedeckte ihre Glieder und mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie aus dem Bette. Totenſtille herrſchte im Hauſe und auf der Gaſſe draußen, aber das Traumgeſicht war ſo furchtbar lebendig geweſen, daß ſie mit zitternden Händen Licht anzündete und, ſo wie ſie war, mit nackten Füßen hinauseilte, um die Hausthür zu unterſuchen.

Die Pforte war verſchloſſen und verriegelt, es wäre keine Möglichkeit geweſen, hereinzukommen; trotzdem ließ es ihr keine Ruhe, lautlos ſchlüpfte ſie die Treppe hinauf, bis an ſein Zimmer, und horchend legte ſie das Ohr an die Thür.

Zunächſt verhinderte das wilde Pochen ihres Herzens ſie, irgend etwas zu hören, dann aber, nachdem ſie ruhiger geworden, vernahm ſie die Atemzüge des Schlafenden. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. „Noch nicht!“ murmelte ſie vor ſich hin, und es überlief ſie mit eiſigem Schauder.

Als der Tag, welcher dieſer Nacht folgte, ſeine grauen Augen aufſchlug und in Reine Gouyous Zimmer blickte, ſah ihm von dort ein bleiches, überwachtes Antlitz entgegen. „Heute“ — das war der Gedanke geweſen, mit dem ſie tödlich ermattet und dennoch fieberhaft wach, ſich vom Lager erhoben hatte, und dieſes „Heute“ ſummte und brauſte vor ihren Ohren, tanzte wie eine ſchwarze Spinne vor ihren Augen.

Als es zehn Uhr vormittags war, wurde die Thür ihres Hauſes von draußen geöffnet, haſtige Schritte ertönten im Flur, und unmittelbar darauf erſchien die Geſtalt des Forſthüters auf der Schwelle ihrer Stube. Hinter ihm ſtand Rodolphe.

„Madame Gouyon,“ ſagte er, „auf heute abend; ſind Sie bereit?“

Sie ſtarrte die beiden Männer, keines Wortes mächtig, an.

„Sind Sie bereit?“ wiederholte der Forſthüter; ſeine Augen blitzten, ſeine Brauen zogen ſich zuſammen.

„Es iſt abgemacht,“ brachte ſie qualvoll hervor.

„Gut,“ ſagte er, „wenn es heute nachmittag dunkel wird, werden Sie Rodolphe erlauben, daß er Sie abholt; Du wirſt Dich hübſch machen, mein Junge,“ wandte er ſich an dieſen. Rodolphe ſchmunzelte. „Was Madame anbetrifft, ſo brauche ich nicht weiter an ihren Geſchmack zu appellieren. Sie weiß, was auf dem Spiele ſteht und daß das Vaterland nicht mit ſich ſpaßen läßt.“ Dieſe letzteren Worte waren leiſe und

furchtbar eindringlich an Reine Gouyou gerichtet; sie verstand ihren Sinn und erbebte. Er wollte sich zum Gehen wenden, als Rodolphe ihn leise anstieß. „Ja so," sagte der Forsthüter, „die Stube des Prussien; wollen Sie uns zeigen, Madame, wo er wohnt?"

Der Ulan war draußen im Dienste. Mechanisch setzte sie sich in Bewegung.

„Aha," sagte der Waldläufer, als er bemerkte, daß sie sich nach der Treppe wandte, „im Giebelzimmer oben? Das hab' ich mir gedacht."

Auf der obersten Treppenstufe blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter. Die beiden Männer gingen auf das Gemach zu.

„Öffnet sich leicht und bequem," sagte der Forsthüter, indem er die Klinke niederdrückte.

„Kein Schloß an der Thür," bemerkte Rodolphe.

„Kein Schloß, Du hast recht," versetzte der andere. Er wandte sich um: „Sehr gut, Madame Gouyou, mache Ihnen mein Kompliment."

Mit prüfenden Blicken überschauten sie den Raum, dann stieß der Forsthüter Rodolphe mit dem Ellenbogen in die Seite. „Er wird uns nicht viel zu schaffen machen, he?"

„Ich denke, er ist besorgt," erwiderte Rodolphe mit einem brutalen Grinsen seines breiten Gesichts. „Auf Wiedersehen, Madame Gouyou!" — und beide gingen an ihr vorüber hinaus.

Erst nach einiger Zeit ward Reine Gouyou sich dessen inne, daß sie noch immer an der Treppe oben stand, krampfhaft an das Geländer geklammert. Sie wollte sich bewegen, aber es war ihr, als wären ihre Glieder gefesselt, sie wollte denken, aber die Gedanken versagten ihr, nur eines noch war

lebendig in ihr, ein dumpfes Gefühl ratloſen Entſetzens. Die Uhr in ihrem Zimmer ſchlug die elfte Stunde, und indem ſie im Geiſte den Zeiger von Stunde zu Stunde weiter rücken ſah, erſchien es ihr, als wäre ſie in einen heulenden Strom eiſigen Waſſers geworfen, der ſie hilflos dahintrug einem Augenblick entgegen, wo das Denken aufhörte, das Leben aufhörte, und wo nichts mehr war als ewige, ewige Nacht.

Auch jetzt bereitete ſie ihm wie an den vorhergehenden Tagen das Eſſen, aber die Hände ſanken ihr dabei nieder, und immer von neuem mußte ſie ſich aufraffen; ſie hatte ein Gefühl, als kochte ſie für jemanden, der keine Speiſe mehr brauchte, für einen Toten.

Als ſie ihn heute vom Dienſte hereinkommen hörte, verurſachte ihr der Klang ſeiner Schritte einen Schüttelfroſt, ſie verhielt ſich lautlos, damit er nicht zu ihr hineinblicken ſollte. Eine Melodie vor ſich hinpfeifend, ging er bei der Küche vorüber, den gewohnten Gang, die Treppe hinauf — ob er nicht ſtutzen würde droben? Ob keine Ahnung ihm ſagen würde, was für Augen dieſes Zimmer heut beſichtigt, was für Gedanken es bevölkert hatten? Ob ihm nicht ein Dunſt aus der Stube entgegenſchlagen würde, wie der Geruch von Blut? Nein — er ſchien in fröhlichſter Stimmung zu ſein, er ſang ſich ein Lied, ſie hörte ſeine klangvolle Stimme.

Als er zur Mahlzeit heruntergekommen war, wurde ſein heiteres Geſicht freilich ernſt, als er das todblaſſe Antlitz ſeiner Wirtin ſah. Sie vermochte ſeinen Gruß nur mit einem ſtummen Kopfnicken zu erwidern, ihre Lippen waren wie vertrocknet, ſie vermochte ihn nicht anzuſehen. Schweigend trug ſie ihm ſein Mahl auf und er wagte nicht, ſie aufzufordern, daß ſie ſich neben ihn ſetzen ſollte. Es wurde ihm klar, daß

ſie Herrn Rodolphe nicht gern heiratete, aber es widerſtrebte ihm, ihr Leiden durch Fragen zu vermehren.

Im Laufe des Nachmittags vernahm der junge Ulan, während er im Stalle mit ſeinem Pferde beſchäftigt war, ein eigentümliches Geräuſch im Hauſe. Eine große Schar von geputzten Frauen war eingetreten und erfüllte die ſonſt ſo ſtillen Räume mit Geſchwätz und Gelächter. Thüren wurden klappend geworfen, man hörte das Rauſchen von Seide auf der Diele, und als er herantrat, um das Schauſpiel in der Nähe zu betrachten, ſah er, wie die Frauen mit Kleidern, Bändern und Schmuckſachen hin- und herliefen. Eine derſelben, ein ſchlank gewachſenes Weib mit ſchönem, herausforderndem Geſicht, ſtellte ſich, als ſie den Ulanen in den Flur treten ſah, wie abwehrend vor ihm auf.

„He, mein Herr,“ rief ſie, indem ſie ein Paar weißſeidene Strümpfe in der Hand ſchwenkte, „das ſind Geheimniſſe, von denen Männer nichts wiſſen dürfen! Nachher, wenn wir die Braut angezogen und geſchmückt haben, werden wir Sie rufen, dann ſollen Sie ſie ſehen.“

Sie lachte, während ſie das ſagte; ihre weißen, ſpitzen Zähne wurden ſichtbar, und das hübſche Geſicht bekam dadurch beinahe einen wilden Ausdruck.

Nach einer halben Stunde etwa, als es ſchon zu dunkeln begann, erſchien ſie wieder in der Thür, die nach dem Hofe hinaus ging.

„Eh bien, mein Herr,“ rief ſie, „jetzt ſind wir ſo weit, wenn ſie jetzt wollen —?“

„Aber wird es Madame Gouyou auch nicht unlieb ſein?“ fragte er, indem er zögernd näher trat.

„Ah, kein Gedanke, kein Gedanke!“ hieß es; der ganze

Schwarm der Weiber hatte ihn umringt und zog ihn nach der offenen Thür von Reine Gouyous Wohnzimmer hin.

Betroffen blieb er auf der Schwelle ſtehen. Man hatte den Tiſch zur Seite gerückt und alles, was ſich von Lichtern auftreiben ließ, darauf geſtellt, und neben dem Tiſche ſaß Reine Gouyou auf einem Stuhle. Er erkannte ſie kaum wieder, denn ſtatt der dunklen Tracht, in der er ſie bisher geſehen, umſchloß ein helles, roſafarbenes Seidenkleid ihren ſchönen Leib, ein Halsband von Karneolſteinen umfing ihren Hals, ein goldenes Armband ſchmückte ihren linken Arm. Regungslos lagen ihre Hände im Schoße, wie eine geputzte Leiche ſaß ſie da. Als ſeine Geſtalt in der Thür erſchien, blickte ſie flüchtig zu ihm auf, dann ſanken ihre Augen teilnahmslos wie vorher nieder. Schwatzend und lärmend ſtanden die Weiber um ſie her.

„Sehen Sie ſie an, Monſieur," riefen ſie dem Ulanen zu, „ob ſie hübſch iſt? he? Ob Monſieur Rodolphe ſich freuen wird zu einer ſolchen Braut? he? Sehen Sie, welch ſchöne Hände!"

„Und welche Füßchen!" rief die Schlanke, indem ſie vor Reine Gouyou niederkniete; „und ſie werden tanzen heute abend, dieſe Füßchen, tanzen! tanzen! nicht wahr, Madame la Reine?" Sie hatte beide Füße von Reine Gouyou ergriffen und ſchüttelte ſie, indem ſie dabei wie unbändig lachte.

„Laſſen Sie mich!" rief die gequälte Frau. Sie ſtieß die Hände des Weibes zurück und erhob ſich. Mit zürnenden Augen ſchaute ſie im Kreiſe umher.

„Allons," rief die Schlanke, „wir gehen zu Rodolphe hinüber und ſagen ihm, daß er kommen kann, ſeine Braut abholen!"

„Zu Rodolphe!“ wiederholte ſchreiend der ganze Chor, „und auf Wiederſehen, Madame Gouyou, auf Wiederſehen!“

Damit zogen ſie zur Thür hinaus, bei dem Ulanen vorüber, der wortlos daſtand und gar nicht wußte, wie er ſich den tollen Auftritt erklären ſollte. Alle dieſe Weiber hatten ihm den Eindruck gemacht, als ob ſie berauſcht geweſen wären. Als er ſeine Augen auf Reine Gouyou wandte, ſah er ſie am Tiſche lehnend, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, er trat auf ſie zu.

„Madame,“ ſagte er, „verzeihen Sie mir, aber es ſcheint mir, daß Sie nicht gern zu dieſer Verlobung ſchreiten?“

Ihre Bruſt zuckte wie im Krampfe, ihre Hände glitten herab, ſie wandte ihm das Geſicht zu und im nächſten Augenblick mußte er ſie auffangen, da ſie wie gebrochen in ſeine Arme ſank. Er fühlte das Zittern ihres Leibes, der ſich an den ſeinen preßte, und hörte das qualvolle Stöhnen ihres Buſens.

„Muß es denn ſein?“ fragte er leiſe, „müſſen Sie durchaus hinübergehen?“

Wie eine Sterbende ſah ſie ihn an. „Es muß,“ hauchte ſie leiſe, „es muß.“

Er wollte ſprechen, aber ſie ſchüttelte das Haupt, als ſollte er nichts ſagen; dabei ſah ſie unverwandt in ſein Geſicht. Dann legte ſie den Arm um ihn und küßte ihn auf die Augen, die Lippen und das Haar.

„Werden Sie heute abend ausgehen?“ raunte ſie leiſe.

„Nein,“ erwiderte er.

„Sie werden nicht ins Kaffeehaus hinüberkommen?“

„Nein.“

„Gut ſo, gut ſo!“ flüſterte ſie. „Sie werden Ihre Fenſterläden ſchließen? Wollen Sie? Wollen Sie?“

„Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht,“ ſagte er, „will ich es gern thun.“

Sie nickte; dann beugte ſie das Haupt; es ſah aus, als kämpfe ſie mit einem Entſchluß. Scheu blickte ſie umher, dann neigte ſie ſich zu ſeinem Ohre.

„Noch eins,“ flüſterte ſie, „hören Sie noch eins — heute abend —“

In dem Augenblicke aber ging lärmend die Hausthür auf, ſie prallte zurück, und während er in dem dunklen Flur verſchwand und die Treppe gewann, kam der tobende Weiberſchwarm, Rodolphe an der Spitze, von draußen herein.

Über das Treppengeländer gebeugt, ſah er, wie Reine Gouyou, die einen Mantel übergeworfen hatte, in die Mitte genommen und wie im Triumphe hinausgeführt wurde. Die Thür fiel ins Schloß, alles wurde ſtill.

Ihr letztes Wort war unausgeſprochen geblieben. Was hatte ſie ſagen wollen? Er überlegte hin und her, dann nahm er eine Laterne und ging zum Stalle. Die Winternacht war hereingebrochen und das Dunkel war ſo dick und ſchwer, als wollte es das kleine Licht ſeiner Leuchte erdrücken.

Bei ſeinem Eintritt in den Stall wandte das Pferd den Kopf und ſchnaubte leiſe; er hing die Laterne am Riegel auf und unterſuchte Sattel- und Zaumzeug. In der einſamen Stille, die ihn rings umgab, überkam ihn plötzlich ein ſeltſames, unheimliches Gefühl. Der wüſte Vorgang von vorhin, das unverſtändliche Gebaren der Frau, alles trat wieder vor ſeine Seele, und nach einigem Zaudern entſchloß er ſich und legte ſeinem Pferd den Sattel auf, ſo daß er es jeden

Augenblick beſteigen konnte. Dann kehrte er ins Haus zurück.

Die Luft in ſeinem Zimmer war drückend warm, er öffnete ein Fenſter und blickte hinaus. Von jenſeits der Straße leuchteten die Fenſter des Kaffeehauſes herüber, er bemühte ſich zu erkennen, was hinter denſelben vorging. Die Straße aber war breit, die Entfernung zu groß, er konnte nichts Beſtimmtes unterſcheiden. Das einzige Lebendige auf der Straße war eine Gruppe von Ulanen, die Arm in Arm in ihre Quartiere zogen. Sie unterhielten ſich laut und lachend, ihre Zungen waren etwas ſchwer, ſo daß es klang, als ob ſie getrunken hätten. Nachdem ſie vorüber waren, verſank das Dorf in öde, ſchweigende Ruhe, nirgends regte ſich ein Laut. Er ſchloß das Fenſter, und indem er es that, fiel ihm ein, daß ſie ihn gebeten hatte, die Läden zu ſchließen. Jedenfalls hatte ſie gefürchtet, daß er ſie drüben ſehen und erkennen würde; obgleich er ihre Befürchtung als unnötig erkannte, that er nach ſeinem Verſprechen und hakte die hölzernen Fenſterläden ein. Obgleich er jetzt völlig ruhig geworden war, ſpürte er doch kein Verlangen, ſich in das Bett zu legen. Er nahm ſeinen „Fauſt“, den er im Mantelſack mit ſich führte, ſetzte ſich an den Tiſch und begann zu leſen. Nach einer Stunde etwa fingen die Buchſtaben an, vor ſeinen Augen zu tanzen, er wurde müde, ſtützte den Kopf auf den Arm und ſchlief ein.

Plötzlich — es mochte tief in der Nacht ſein — fuhr er auf, von einem ſonderbaren Geräuſche geweckt. Er hatte geglaubt, auf der Straße ein Geſumme von durcheinander redenden Stimmen zu hören. Anfänglich meinte er geträumt zu haben, als er aber ſeine Sinne geſammelt hatte, bemerkte

er, daß es keine Täuſchung war. Die Schritte der Hin- und Hergehenden ſchallten auf dem harten Winterboden, es mußte eine größere Anzahl von Menſchen ſein, die ſich dort unten ſammelte.

Eben war er im Begriff, das Fenſter zu öffnen und hinunterzuſchauen, als er jählings, wie erſtarrt, ſtehen blieb: Er vernahm, wie die Hausthür unten ſchmetternd zugeworfen und der Schlüſſel zweimal im Schloſſe herumgedreht wurde; alles das in raſender Haſt. Sein Säbel lag auf dem Tiſche, er ſchnallte ihn um, ergriff die Lampe und trat auf den Flur hinaus. „Wer kommt da?“ rief er; in demſelben Augenblick ſchaute Reine Gouyou um die Biegung der Treppe. Ihr Geſicht war aſchfahl, ihre Augen weit aufgeriſſen und ihre Bruſt keuchte, als wenn ſie ſpringen würde.

„Ihr Pferd!“ ächzte ſie, „ſatteln Sie Ihr Pferd! und fort! fort! fort!“

Er ſtieg zu ihr hinab. „Was geſchieht?“ fragte er.

„Drüben — Ihre Offiziere — ſind tot! Franktireurs!“ ſtammelte ſie.

Er ſtieß einen heiſern Schrei aus und taumelte zurück. Mit beiden Händen ergriff ſie ſeinen Arm und zog ihn die Stufen hinunter.

Er ſetzte die Lampe aus der Hand.

„Meine Kameraden!“ rief er und ſtürzte auf die Hausthür zu.

Reine Gouyou hing ſich mit beiden Armen um ihn, als wollte ſie ihn durch die Schwere ihres Leibes zurückhalten.

„Nicht da hinaus,“ jammerte ſie, „nicht da hinaus, Sie laufen ihnen in die Hände! Sie ermorden Ihre Ulanen!“

Indem ſie das ſagte, erdröhnte die Hausthür von wütenden Fauſtſchlägen, die von außen dagegen ſchmetterten. Der Ulan wandte ſich um und war mit zwei Sprüngen auf dem Hofe; Reine Gouyou hinter ihm drein.

Im Augenblick, als er das Pferd aus dem Stalle geriſſen hatte, vernahm man von draußen eine gräßliche Stimme. Es war Rodolphe.

„Aufgemacht," brüllte Rodolphe, „aufgemacht, Frau Gouyou! Aufgemacht!"

Die Thür widerſtand; draußen erhob ſich ein lautes, durcheinander ſchwirrendes Geſchrei. Dann kam es wie ein Rudel Wölfe an den Thorweg des Hofes, man hörte, wie ſie ſich von außen gegen die Planken warfen, wie die Pforte knackte und krachte — noch einen Augenblick und das Thor gab nach, und die Meute war herein. Unterdeſſen war der Ulan in den Sattel geſprungen.

„Hier entlang," keuchte Reine Gouyou, indem ſie das Pferd am Zügel ergriff und nach einer Pforte zog, welche ſich in der Hintermauer des Hofes befand. Die Thür war offen; das wild erregte Pferd ſchäumte und wollte ſich nicht halten laſſen; er zwang es zur Ruhe. „Aber Sie?" fragte er zu ihr hinunter, „wenn Sie in ihre Hände fallen?"

Plötzlich ſetzte ſie den Fuß auf ſeinen im Steigbügel ruhenden Fuß.

„Du findeſt den Weg nicht," ſagte ſie tonlos heiſer, „nimm mich mit."

Er beugte ſich herab, ſie ergriff ſeinen Arm und im nächſten Augenblick ſaß ſie hinter ihm, ihn mit ihren Armen umſchlingend. Er lenkte aus dem Thore. „Rechts ent-

lang!“ ſagte ſie, als ſie hinaus waren, „und nun iſt offener Weg.“

„Vorwärts, Egmont!“ rief er, und im Sprunge ſchoß das Pferd mit ihnen davon.

Draußen erhob ſich ein Mordgeheul und ein Getrampel von laufenden Schritten. Sie hatten den klappernden Hufſchlag gehört, ſie wollten ihm den Weg abſchneiden. Als der Ulan eine Querſtraße durchſchnitt, welche auf die Hauptſtraße mündete, ſah er auf dieſer einen dunklen Menſchenhaufen und aus dem Haufen krachten Schüſſe nach ihnen hin. Die Kugeln pfiffen um ſeinen Kopf. — „Biſt Du verwundet?“ fragte er zu ihr zurück. — „Nein,“ ſagte ſie und ſchlang ſich feſter um ihn. Des Pferdes Kräfte verdoppelten ſich durch den Schreck, und in geſtrecktem Laufe jagte es mit ſeiner Laſt dahin. Hinter Gartenzäunen entlang, an den Hintermauern der Häuſer vorbei ging der furchtbare Ritt. „Wieder rechts,“ hörte er ihre Stimme, ſie hatten freies Feld erreicht. „Dort die Pappeln — das iſt die Chauſſee — und dann links.“

Auf der hartgefrorenen Chauſſee dröhnten die Hufe des galoppierenden Roſſes, immer weiter ging es in atemberaubender, raſender Haſt.

Endlich mündete die Chauſſee in ein Fichtengehölz, und als ſie dieſes erreicht hatten, ſcholl ihnen ein „Halt — wer da?“ Sie waren bei den Vorpoſten preußiſcher Infanterie. Er hielt ſein Pferd an und gab mit ſtöhnender Bruſt Loſung und Feldgeſchrei.

„Wo iſt die Feldwache?“ fragte er; „die Ulanenſchwadron iſt von Franktireurs überfallen und niedergemacht worden.“

Der Soldat, der ihn angehalten hatte, ſtieß einen Fluch aus. „Die Hunde!“ ſagte er; „na wartet, morgen kommen wir Euch über den Hals und dann ſoll es Euch ſchlecht gehen mit Eurem verfluchten Dorf.“ —

Es wurde ihm beſchrieben, wo er die Feldwache zu ſuchen hatte: „Fünfzig Schritt die Chauſſee entlang, dann rechts hinein, über die Brücke und dann wieder ein paar hundert Schritt g'rad aus.“ Langſam ſetzte er ſein ſchweißtriefendes Pferd in Gang. „Wer ſitzt denn da oben mit Dir auf dem Pferd?“ rief ihm der Wachtpoſten nach, als er abritt, aber er hörte nicht darauf hin. Zur Rechten der Chauſſee öffnete ſich ein Weg, er bog in denſelben ein und nun ritten ſie ſtumm durch die lautloſe Waldesnacht. Da fühlte er, wie das Geſicht des hinter ihm ſitzenden Weibes an ſeinen Rücken ſank, und hörte, wie ſie leiſe jammernd vor ſich hinweinte; mit ſeiner Rechten faßte er ihre Hände, die vor ſeiner Bruſt zuſammengekrampft lagen, er drückte ſie ſchweigend, er ſtreichelte und liebkoſte ſie — zu ſprechen vermochte er nicht. — Die Bäume lichteten ſich, die matt ſchimmernde Fläche eines Teiches wurde ſichtbar und da war auch die Brücke. Als die Hufe des Pferdes auf den hölzernen Bohlen erdröhnten, löſten ſich plötzlich die Hände des Weibes, und ehe er es verhindern konnte, war ſie hinter ihm hinabgeglitten. Er hielt ſein Pferd an; „wo willſt Du hin?“ rief er. Sie hatte die Arme über das Brückengeländer geſtreckt, das Haupt auf die Arme gedrückt und gab keine Antwort; ein Krampf durchſchütterte ihren zitternden Leib.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel und ſtand neben ihr. Er legte den Arm um ſie, aber ſie klammerte ſich am Geländer feſt, und beinah mit Gewalt zog er ſie

endlich an ſeine Bruſt. Ihre Kniee wankten, ihr Haupt lag ſchwer auf ſeinem Herzen, ein troſtloſes, verzweifeltes Schluchzen drang aus ihrem röchelnden Buſen.

„Du — wirſt nun — zu den Deinigen gehen," ſagte ſie, und ihre Worte kamen zerriſſen, wie Scherben einer zermalmten Seele, hervor — „Du wirſt ihnen ſagen — alles — was geſchehen iſt — und was ſie gethan haben — und daß ſie die Ulanen umgebracht haben — und dann werden ſie morgen kommen — und Rache nehmen — und das Dorf niederbrennen — und an allem — werde ich ſchuld ſein — ich — ich — und ich habe mein Land verraten — und ich —" ſie drückte das Geſicht gegen ſeine Bruſt, als wollte ſie ſich hineindrängen und darin verbergen — „mein Land! mein armes Land!" Ihr Weinen ward zum dumpfen, heulenden Klagen — plötzlich fuhr ſie wild auf: „und ich habe doch nicht anders gekonnt! Denn weißt Du, ich habe Dich geliebt! und ich liebe Dich noch — o ſo — ſo" mit leidenſchaftlicher Gewalt umſchlang ſie ihn und ihre kalten Lippen bedeckten ſein Geſicht mit wütenden Küſſen.

„Und Du biſt nun gerettet," ſtammelte ſie, „Du wirſt nun heim kommen zu Deiner Mutter — wirſt Du ſie grüßen von Reine Gouyou?"

Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. — „Ich werde ſie grüßen," ſagte er — „ich werde."

„Und Deine kleine Schweſter — wirſt Du ſie küſſen von Reine Gouyou?"

„Tauſendmal, tauſendmal!" antwortete er ſchluchzend.

„Und Du ſelbſt — wirſt Du an ſie denken, an die arme Reine Gouyou? Wirſt Du? Wirſt Du?"

Inbrünſtig ſchloß er ſie in ſeine Arme und küßte ihr

thränenfeuchtes Geſicht. Plötzlich riß ſie ſich aus ſeinen Armen, legte beide Hände auf ſeine Schultern und ſtieß ihn zurück. Unwillkürlich taumelte er, und in dem Augenblick war ſie von der Brücke fort, im Dunkel verſchwunden. Er ſchlang die Zügel um das Brückengeländer und lief hinter ihr drein; aber er ſah nichts und hörte nichts. Ratlos blieb er ſtehen. „Hören Sie mich," rief er, „um Gotteswillen, hören Sie mich!" Da vernahm er vom fernen Ende des Weihers her ein plätſcherndes Geräuſch im Waſſer und einen letzten ſchrillen Schrei. Über Baumwurzeln ſtolpernd, mit den Händen um ſich greifend, weil die Fichtenzweige ihm ins Geſicht ſchlugen, ſtürzte er nach der Richtung hin — aber es war nichts mehr zu hören, nichts mehr zu ſehen. Nur das Schilf bewegte ſich in leiſem Wellenſchlage, und wie das Waſſer am Ufer gluckſte und ſeufzte, klang es beinah wie ein leiſes „Gouyou — Reine Gouyou." — Alle Kraft verließ ihn, er lehnte ſich an einen Baum und fühlte, daß dieſes eine jener Stunden war, in denen das Haar des Menſchen plötzlich grau wird, und für die es kein Vergeſſen giebt. —

Nein, kein Vergeſſen — und wenn er, der Mann, der damals ein Jüngling war, jetzt im fernen Frieden ſeiner deutſchen Heimat den Wald durchſtreift, der nahe vor den Thoren ſeiner heimatlichen Stadt den ſchweigenden Weiher umkränzt, wenn dann der Wind in den Wipfeln rauſcht und die leiſen Wellen am Ufer ſeufzen und flüſtern, dann geſchieht es ihm jetzt noch, daß er ſtehen bleiben muß, weil es ihm war, als hörte er eine ſüße, bekannte Stimme, die von drunten zu ihm ſpricht, dann nickt er hinunter, als wollte er ſagen: ich denke an dich, und ſeine Lippen murmeln leiſe: „Reine Gouyou — arme Reine Gouyou."

Die heilige Frau

Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich zwiſchen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umſchließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen ſehe an Menſchen, die ich beſaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.

Großes furchtbares Berlin, wie ſchnürt ſich mir jedesmal das Herz wieder zuſammen, wenn ich von Reiſen zurückkehrend, die ſteinernen Glieder deines Leibes hinauswachſen ſehe ins Land, weiter und weiter, gleich den Rieſenarmen eines Polypen, der am Grunde gelagert, Scharen von Lebeweſen an ſich reißt, unerſchöpflich im Verlangen, unerſättlich im Verſchlingen.

Du Behauſung des Widerſpruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen.

Immer ſind dieſe Gegenſätze deines Weſens in meiner Seele gegenwärtig geweſen, nie aber lebendiger als einſtmals, an einem Sommerabende, zu jener Zeit, als man im Viktoria-Theater Wagners Nibelungen ſpielte.

Aus dem glut- und geräuſcherfüllten Hauſe war ich hinausgetreten und hatte mich über den Straßendamm hinüber

in die einſame Gaſſe zur Linken gerettet, welche Münzſtraße und Neue Friedrichſtraße verbindet, in die ſchweigſame, dunkle Rochſtraße. Tobender, raſſelnder Lärm war draußen, tiefe, ruhende Stille war hier; kaum ein Fußgänger kam des Weges, kaum ein Wagen ging mir vorbei, und indem ich mich an das Geländer der Brücke lehnte, welche dort den Königsgraben überſchreitet, war es mir, als ſtünde ich auf einſamer Inſel, mitten im brauſenden Meere.

Der Tag war brennend heiß geweſen, ein dunſtiges Gewölk bedeckte den Himmel, und vom Lichte der tauſend und abertauſend Laternen rötlich angeglüht, hing dieſer Dunſt wie der Widerſchein einer flackernden Feuersbrunſt über den Häuſern der Stadt. Zögernd löſten ſich einige Tropfen ab und fielen als ſchwerer, warmer Regen hernieder. Leiſe hörte ich es in den Graben niederrauſchen, über dem ich ſtand. Berge von Schutt und Erde waren in demſelben gehäuft; man warf ihn zu, um die Bogen der Stadtbahn darin zu erbauen.

Ich blickte in das Dunkel hinunter und überlegte, wie dieſe ſchönen Tropfen, die ſo rein, ſo makellos vom Himmel herabkamen, morgen nichts weiter ſein würden als Pfütze und Kot. Draußen in den Vorſtädten mit Gärten, Blumen und Bäumen regnete es nun auch, und wenn morgen der Tag aufgeht, ſagte ich mir, werden dort zitternde Tropfen an Zweigen und Halmen ſich wiegen und es wird ausſehen, als wären über Nacht Perlen vom Himmel geſtreut worden. Und doch war es dieſelbe Wolke, aus welcher dieſe Tropfen geboren wurden und jene, nur daß die einen in den Staub fielen und zu Kot wurden, während die anderen in das duftende Grün ſanken und ſich in Diamanten verwandelten.

Ob es das Nachwogen der großen Töne ſein mochte, die

ich ſoeben im Theater vernommen — meine Seele ſpann ihre Traumfäden weiter und weiter:

Gleich den Tropfen des Regens, die rein vom reinen Himmel fielen und, vom Winde geweht, in dem weiten Straßenmeer dort unten ihr ungleiches Schickſal fanden, ſo ſah ich die Menſchenkinder dahergezogen kommen von fernher nach dem großen Berlin, von dem ſie in ihrer Heimat ſo viel gehört hatten, Wunderbares und Verlockendes. Ich ſah ihre Augen geöffnet, ihre Herzen ſchwellend in der Erwartung alles deſſen, was ſie erleben würden, und ich ſah, wie der Schickſalswind ſie ergriff und zur Erde ſetzte, den einen auf grünem freundlichem Fleck, den andern an böſem Orte, wo es ſchmutzig war und häßlich und wo ihm die Menſchen abgewandten Geſichtes vorübergingen. Und in dem Augenblick ſank ein Tropfen auf meine Hand, ein einzelner Tropfen, beinah wie eine Thräne — und da — fiel mir ein — — —

Eine Reihe von Jahren iſt es her — es war bald nach Beendigung des großen Krieges und zu der Zeit, als Berlin ſich darauf beſann, daß es die Augen der Welt auf ſich gelenkt habe und deshalb ein den Anſprüchen der großen Welt entſprechenderes Gewand anlegen müßte. Dieſe Überzeugung kam bekanntlich etwas plötzlich, und der fieberhafte Zuſtand, den ſie hervorrief, lebt unter dem Namen der Gründerzeit in unſerer Erinnerung fort.

Wie ſich das Vorhandenſein des Fiebers im menſchlichen Körper durch gewiſſe Erſcheinungen kundgibt, die es auf der Haut zum Vorſchein bringt, ſo erging es auch dem Körper der Stadt Berlin, auf deſſen Oberfläche in beinah überſtürzender Folge neue Gebäude aufwuchſen. Und damit die neuen Raum zum Daſein erlangten, mußten die alten weichen; da

verſchwanden in der weſtlichen Vorſtadt die kleinen, tief in Gärten eingebetteten Landhäuſer, da erſtickten die grünen Raſenplätze der Gärten unter den Haufen von Backſteinen, die man zu Bergen darauf türmte, und die alten Bäume legten ſich ſtumm und traurig nieder, weil die neuen vierſtöckigen Häuſer ihnen zu dreiſt auf die Köpfe herabſchauten.

Immerhin gab es damals, zu Beginn jener Zeit, noch hin und wieder einige größere, gitterumſchloſſene Erdflecke, und ein ſolcher, zum Genuß von Bier und Kaffee eingerichteter Garten war vor dem Potsdamer Thore, unmittelbar jenſeits der Potsdamer Brücke gelegen.

Der Garten war geräumig und durchaus nicht elegant; viereckige Tiſche von weißlackiertem Holz mit Stühlen von derſelben Art bildeten die Ausſtattung; er war für den „Mittelſtand“ berechnet, und dieſer Beſtimmung kam er im vollſten Maße nach, denn der „Mittelſtand“ liebte ihn und beſuchte ihn zahlreich. Beſonders lebhaft ging es an Sonntagen zu, und an einem ſolchen Sonntag Nachmittag im Sommer war es, als an einem der vielen Tiſche zwei junge Männer ſaßen und Bier tranken.

Der eine von ihnen, der mit übereinander geſchlagenen Knieen nachläſſig an den Stuhl zurückgelehnt ſaß, hatte ſeinen Platz ſo gewählt, daß er den ganzen Garten und die Inſaſſen desſelben überſchauen konnte, und die braunen Augen, die wie zwei luſtige gute Kameraden aus dem hübſchen jugendfriſchen Geſichte herausblickten, beſorgten ihren Aufpaſſerdienſt vortrefflich.

Unabläſſig wanderten ſie umher, und ſobald ſie etwas Bemerkenswertes entdeckt hatten, wurde an den gegenüberſitzenden Freund Bericht erſtattet. Dabei nannten ſich beide

„Kollegen“, und aus dieſer Bezeichnung, wie aus der Kleidung der beiden jungen Leute, die gewählter als die der übrigen Gartengäſte war, durfte man den Schluß ziehen, daß es junge Beamte, vielleicht Referendarien an einem der Berliner Gerichte, waren. Übrigens gab es viel zu berichten, denn der Garten bildete nicht nur den Sammelplatz für kaffeedurſtige Familien. Zahlreich vertreten waren vielmehr Ladenarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, jener mühſalbeladene Teil des weiblichen Geſchlechtes, welcher Tag aus Tag ein im Frondienſte kärglichen Erwerbes hinzuſchmachten verurteilt iſt.

Da ſaßen ſie, dieſe armen, blaſſen Geſchöpfe, die aus den tiefen Winkeln der dumpfen heißen Stadt aufgetaucht waren, zu zweien oder dreien, manchmal auch ganz allein, eine Handarbeit in den mageren Fingern, ein Glas Bier oder eine Taſſe Kaffee vor ſich auf dem Tiſch. Da ſaßen ſie und genoſſen den kümmerlichen Broſamen des Glücks, der für ſie von der Tafel des Lebens gefallen war; für eine Woche der Knechtſchaft eine Nachmittagsſtunde der Freiheit. Sie hatten vielleicht einen endloſen Weg machen müſſen, um bis heraus zu kommen vor das Potsdamer Thor, aber ſie konnten doch für einen Augenblick den müden Rücken aufrichten, welcher ſechs Tage lang von früh bis ſpät auf die Arbeit ſich gebeugt hatte, ſie ſahen wirklich einen grünen Baum, ſaßen im Freien, in der Natur, wenigſtens in dem, was ſie für Natur hielten, und konnten von den Herrlichkeiten träumen, welche andere ihres Geſchlechts alljährlich in Badereiſen und Schweizerreiſen genoſſen.

Ob es dies gerade war, was die Augen des Referendars auf ihrer Beobachtungsreiſe ſuchten? Schwerlich. Aber wenn ſein Blick auf eine ſolche Gruppe fiel, dann wurde er nach-

denklich, und man ſah alsdann das Geſicht eines gutmütigen, weichherzigen Menſchen, dem freilich das eigene Glück noch nicht die Zeit gelaſſen haben mochte, über das Unglück anderer nachzudenken.

Die Aufmerkſamkeit, die er dem weiblichen Geſchlechte widmete, war indeſſen keine ungeteilte, denn von Zeit zu Zeit blickte er ſuchend auf der Erde umher und jedesmal erhob er dann mit dröhnender Stimme den Ruf: „Schnipp!“ Zunächſt erfolgte hierauf gar nichts, dann aber, nach einem Weilchen, kam aus irgend einer Ecke des Gartens ſtürmenden Laufes ein kleiner gelber Affenpintſcher dahergejagt, der mit heftig geſtikulierendem Schweife an dem Referendar emporſprang und ſeine Zugehörigkeit zu ihm bekundete. Mit verſtändnisvoll leuchtenden Augen nahm Schnipp demnächſt einige Verhaltungsmaßregeln entgegen, wie zum Beiſpiel: „Wo ſoll das gute Hundchen bleiben?“ „Hier ſoll das gute Hundchen bleiben,“ und dann, nachdem er zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes ſeinen Kopf in die Hand ſeines Herrn gedrückt hatte, ſprang er hinunter, um weiteren Plänen zur Durchführung des Kampfes ums Daſein nachzuſinnen.

Soeben hatte ſich ein derartiger Vorgang abgeſpielt; Schnipp lag, den ſinnenden Kopf auf die Vorderpfoten gebeugt, zu Füßen ſeines Herrn, als plötzlich von einem andern Tiſche her ſein Name ertönte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn ausgeſprochen hatte, und der Laut klang wie ein zartes Echo zu dem vorherigen Rufe des Referendars.

Hund und Herr richteten gleichzeitig die Köpfe auf. An einem nicht allzu entfernten Tiſche ſaßen zwei Mädchen; die eine ein blaſſes, hageres Weſen mit ſpitzem Geſicht und ſpitzen Fingern, in denen ſich eine Häkelarbeit mühſam fortquälte,

die andere ein junges, blühendes Geſchöpf mit kleineren runderen Formen, lieblich geröteten Wangen und blonden, unter einem Rembrandthute vorquellenden Locken.

Der Hut war keck ein wenig auf die Seite geſetzt, eine hübſch ausgeſuchte und zugerichtete Feder ſchmückte ihn, die ganze Erſcheinung des Mädchens atmete jenen unbeſchreiblichen Reiz des kleidſamen Geſchmacks, der wie der Duft der Weiblichkeit über den Frauen ſchwebt, unerreichbar trotz Reichtum und Vornehmheit, wenn er von der Natur verſagt iſt, unverlierbar trotz Armut und Niedrigkeit, wenn die Natur ihn einmal verliehen hat.

Sie war es, welche Schnipp gerufen hatte, und als ſie jetzt den Referendar herüberſchauen ſah, wurde ſie feuerrot und beugte ſich kichernd zu ihrer Begleiterin über den Tiſch. Dieſe blickte von ihrer Arbeit nicht auf und nur die ſchmalen Lippen bewegten ſich, anſcheinend um einen Tadel über das Benehmen der andern auszuſprechen.

Die Kleine hörte ihr zu und es ging wie eine leiſe Beſchämung über ihr Geſicht; dann aber blitzte der Mutwille wieder auf, die Augen glitten, den Referendar vermeidend, nach der Stelle zu ſeinen Füßen und „Schnipp" rief ſie halblaut noch einmal.

Nun erhob ſich Schnipp auf ſeine Füße; ein Weilchen ſtand er, die Augen mit ſtaunender Gelaſſenheit auf die Ruferin gerichtet, dann ſetzte er ſich langſam in Bewegung nach ihr hin, und ſein leiſe wackelnder Schweif ſchien zu ſagen: „Da bin ich aber doch wirklich neugierig."

Sobald das Mädchen ihn kommen ſah, neigte ſie ſich ihm entgegen, ſchnalzte lockend mit den Fingern und „komm, Schnipperle," rief ſie, „komm, Schnipperle!" Vor ihr ſtand

ein halbgelehrtes Glas Bier; ſie beugte ſich zu der Freundin hinüber, die Kaffee trank, und nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht alle Milch gebraucht hatte, nahm ſie, ohne viel zu fragen, das Milchkännchen, goß den Inhalt desſelben in die kleine Schale, in welcher der Zucker gelegen hatte, und hielt das gefüllte Gefäß dem Pintſcher vor die Naſe. Schnipps Augen nahmen einen verklärten Glanz an, er erhob ſich auf den Hinterbeinen, indem er die Vorderpfoten auf die Kniee des Mädchens ſtützte; die Milch in ihrer Hand aber rückte höher und höher, ſo daß der unglückliche Schnipp Tantalusqualen auszuſtehen begann; ein leiſes Winſeln ertönte, ein letzter äußerſter Entſchluß malte ſich in den ſpitz emporgerichteten Ohren, und mit einem Satze befand er ſich auf dem Schoße der Unbekannten.

Nun wurde ihm der Lohn für ſeine Mühe zu teil, er durfte die Milch ausſchlecken, und nachdem dies beſorgt war, drehte er ſich, die letzten Tropfen aus ſeinen Barthaaren leckend, zu dem Mädchen herum, mit einem Ausdruck, als ob er fragen wollte: „Wer biſt denn Du eigentlich?“

Das Mädchen ſchien ein unendliches Wohlgefallen an dem Hündchen zu finden, ſie ſtreichelte es, drückte ihre Wangen an ſeinen Kopf und als Schnipps Zunge ihr leckend in das Geſicht fuhr, ſchrie ſie beinah vor Vergnügen auf. „Wo ſoll das gute Hunderl bleiben?“ ſagte ſie, die Worte des Referendars wiederholend, „hier ſoll das gute Hunderl bleiben, hier ſoll es bleiben, hier“ — dabei ſtieß ſie kichernd ihre Freundin mit dem Ellbogen an, und als dieſe mißbilligend das Haupt ſchüttelte, überkam ſie das Lachen ſo ſtark, daß ſie den Arm auf den Tiſch und den Kopf auf den Arm legen mußte. Der Rembrandthut verſchob ſich, die blonden Locken

quollen ihr über Stirn und Geſicht, und ihr Geſicht lag über der weißen Tiſchplatte wie eine rote Roſe.

Dieſen Augenblick benutzte Schnipp, um von ihrem Schoße zur Erde hinabzuſpringen und zu ſeinem Herrn zurückzukehren.

Mit ſtummer Aufmerkſamkeit war dieſer dem ganzen Vorgange gefolgt.

„Welch ein reizendes Geſchöpf!“ ſagte er unwillkürlich halblaut vor ſich hin.

„Wer?“ fragte der Kollege, der den beiden Mädchen mit dem Rücken zugewandt ſaß und nichts von allem hatte ſehen können.

„O — nichts,“ ſagte der erſtere, und indem er das ſagte, wurde er etwas rot, wie ein Menſch, der etwas für ſich behalten will.

Ihr Benehmen war ein wenig keck, das konnte er ſich nicht verhehlen, aber wie ſo ganz frei von Dreiſtigkeit war dieſe Keckheit, wie ſo ganz ohne Gefallſucht ihr gefälliges Gethue und Gehabe.

Und wie hatte ſie geſagt? „Schnipperle?“ und „Hunderl?“ Sonderbar, ſo ſprach doch keine Berlinerin? das klang ja ganz nach Süddeutſchland.

Vor ſeiner Erinnerung erſchien ein Bild, das er im vergangenen Jahre geſehen hatte, als er auf einer Sommerreiſe nach München gekommen war. Er hatte ſich am Abend in eine Bierbrauerei begeben, wo eine Militärkapelle Muſik machte. An einem großen runden Tiſch mitten im Saale ſaßen mehrere bayeriſche Unteroffiziere, unter ihnen einer, der durch ſeine friſche Jugendlichkeit auffiel. Das Schenkmadl brachte gefüllte Maßkrüge an den Tiſch, und nachdem ſie alle

ihre Krüge verteilt hatte, behielt ſie den für den jungen Unteroffizier beſtimmten in der Hand, klappte den zinnernen Deckel zurück, und indem ſie dem jungen Manne lachend zunickte, trank ſie ihm einen kräftigen Zug vor. Dann ſetzte ſie den Maßkrug vor ihn hin, der Unteroffizier zog ſein Taſchentuch heraus, ſie nahm es, wiſchte ſich damit die roten blühenden Lippen ab und gab es ihm zurück, ſo harmlos, als wenn das alles gar nicht anders ſein könnte. Niemand hatte dem kleinen Vorgange Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber er, der Norddeutſche, hatte das ſeltſam reizende Bild nicht vergeſſen können. Immer ſah er die kecken braunen Augen des Mädchens über den Schaum des Getränkes hin den jungen Mann anlachen, immer ſah er die natürliche Anmut, mit der ſie ſein Taſchentuch nahm, um ſich damit die Lippen zu trocknen — das alles war ſo ohne jede Spur von gezierter Sprödigkeit, und ſo ohne jede Ahnung von Unkeuſchheit — er erinnerte ſich, wie ihm zu Mute geworden war, als ob plötzlich eine ſonnigere, freiere Lebensluft an ſein Herz ſpülte, und wie er zu ſich ſelbſt geſagt hatte: „Bei Gott, hier in Deutſchland.“

Und alle dieſe Erinnerungen und Empfindungen tauchten jetzt wie mit einem Zauberſchlage wieder in ihm auf, als er das liebe ſchalkhafte Ding da drüben ſah, das ſich wie ein Kind an ſeinem Schnipp ergötzte.

Er rief den Hund zu ſich heran und ſtreichelte ihm den Kopf.

„Nu — Schnipp?“ ſagte er mit erhobener Stimme, „war es hübſch drüben?“ Er folgte mit blinzelnden Augen der Richtung ſeiner Worte; aber das Mädchen blickte jetzt

geradeaus vor ſich hin, und er konnte nicht erkennen, welche Wirkung dieſelben gemacht hatten.

Sie nahm ihr Bierglas auf und that einen Zug; es dauerte jedoch ziemlich lange, bis ſie das Glas wieder niederſetzte und man hätte glauben können, daß ſie ein Lächeln darin verſtecken wollte.

Mittlerweile hatte ſich unter den Gäſten des Kaffeehausgartens eine gewiſſe Unruhe zu zeigen begonnen, immer mehr und mehr derſelben waren verſchwunden, und jetzt kam von Weſten her ein ſchweres blaugraues Gewölk am Himmel heraufgezogen. Ein erſter Windſtoß fegte heran und dies war das Signal zu einem Trommelkonzert auf allen Tiſchen, durch welches die Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbeigerufen und die Anſtalten zum Aufbruche vorbereitet werden ſollten.

Auch die beiden Mädchen rüſteten ſich. Die Ältere hob die ſcharfkantige Naſe witternd gen Himmel, raffte mit einem geſchwinden Griffe ihre Häkelarbeit zuſammen und erhob ſich; die Kleine folgte ihrem Beiſpiele, und nebeneinander herſchreitend verließen beide den Garten. Am Ausgangsthore blieben ſie ſtehen, es ſchien, daß ſie verſchiedene Wege einzuſchlagen hatten, und in der That, nach einigen wenigen Worten trennten ſie ſich, und während die Ältere nach links die Potsdamer Straße weiter hinausſchritt, wandte ſich ihre jüngere Gefährtin der Brücke zu, um dem Innern der Stadt zuzuſtreben.

Mit einem Ruck erhob ſich der Referendar.

„Wir werden gleich naß werden," ſagte er, „ich gehe."

„Ich denke, wir gehen ins Haus und machen eine Partie Billard," meinte der andere.

Mit einer gewiſſen Verlegenheit aber wurde dieſer Vor-

ſchlag abgelehnt, ein energiſches Klopfen beflügelte die Schritte des Kellners, und nachdem die Rechnung beglichen war, drückte er dem Kollegen haſtig die Hand. Von den halblaut gemurmelten Abſchiedsworten glaubte dieſer ſo etwas wie „noch viel zu thun bis morgen“ zu verſtehen, dann befand er ſich allein und hatte Muße, ſich von ſeiner Verblüfftheit zu erholen.

Im Augenblick, als der Referendar aus dem Garten heraustrat, hatte ſich der Himmel ganz ſchwarz bezogen, und als er die Brücke überſchritten hatte, erdröhnte ein lang rollender Donnerſchlag und die Pflaſterſteine ſprenkelten ſich unter den erſten großen Tropfen des Gewitterregens. Er ſpannte den Schirm auf und unter demſelben ſcharf auslugend, als wenn er etwas oder jemanden ſuchte, ging er die Potsdamer Straße entlang.

Als er bis an die Eichhornſtraße gelangt war, hatte ſich der anfänglich ſanfte Regen in einen Platzregen verwandelt, und als er noch zwanzig Schritte weiter gegangen war, hatte er gefunden, was er ſuchte. Unter einem der großen Bäume, möglichſt dicht an den Stamm gedrückt, ſtand das Mädchen. Sie hatte keinen Schirm, Pferdeeiſenbahnen gab es damals noch nicht, ziemlich ratlos blickte ſie zum Himmel auf, der krachend Blitz auf Blitz, und ſchäumend Guß auf Guß herniederſchickte.

Mehr als vor dem wilden Ausbruche der Elemente ſchien ſie aber doch zu erſchrecken, als ſie plötzlich die Stimme eines Mannes neben ſich vernahm, der ſie fragte, ob er ihr ſeinen Schirm anbieten dürfte. Sie ſchaute empor und „O je — der Herr,“ ſagte ſie, als ſie den Referendar erkannte.

Dann aber wußte ſie offenbar gar nicht mehr, was ſie thun und ſagen ſollte, denn ſie wandte ſich ab und blickte ſtumm in den ſtrömenden Regen.

„Der Regen wird ſobald nicht nachlaſſen, und der Baum wird Sie nicht lange mehr ſchützen," ſagte er mit eindringlichem Tone.

„Das glaub' ich freilich ſelber," erwiderte ſie nachdenklich, „und wahr iſt's, ich verderbe mir alle Sachen" — wie mit plötzlichem Entſchluſſe wandte ſie ſich zu ihm ohne ihn anzuſehen — „wenn der Herr denn alſo ſchon von der Güte ſein will" — und ſie hatte es noch kaum ausgeſprochen, als ihr Arm ſchon in den ſeinigen gezogen war und ſein Schirm über ihrem Haupte die Flügel ausbreitete.

In ſchweigender Befangenheit gingen ſie dahin, da gewahrte ſie Schnipp, der waſſertriefend vor ihnen einhertrabte.

„O je, das arme Hunderl," rief ſie unwillkürlich, „wie das naß wird!"

Der Ausruf klang ſo drollig, daß der Referendar laut auflachen mußte.

„Es iſt doch wahr," ſagte ſie, „ſolch ein armes Tier. Wiſſen Sie was," fuhr ſie fort, „ich möcht' ihn auf den Arm nehmen."

Sie wollte wirklich ſtehen bleiben, und er hatte beinah' Mühe, ihr den Gedanken auszureden, indem er verſicherte, daß Schnipp durch den warmen Regen nicht den mindeſten Schaden nehmen würde.

„Na, ſo lauf alſo, Du armes Kerlchen," ſagte ſie.

Nun war das Eis gebrochen, man fing an, ſich zu unterhalten. „Eine Berlinerin aber wäre ſie doch nicht?" meinte er.

„Na, das mein' ich," erwiderte ſie lachend, „daß der Herr das bald gehört haben wird, daß ich keine bin." Aus Bayern ſei ſie her, und nach Berlin ſei ſie gekommen, weil ſie bei ſich zu Haus gehört hätte, wie es in Berlin Geld zu verdienen gäbe wie Heu, viel, viel mehr als bei ihnen zu Haus, und hier arbeite ſie in einem Geſchäft, wo künſtliche Blumen und Putzfedern und dergleichen Dinge gemacht würden, in der Jägerſtraße, denn ſo etwas zu machen, darauf hätte ſie ſtudiert.

Alles das kam ſo poſſierlich und doch auch ſo verſtändig herausgeplaudert, und wenn er ein wenig nach rechts blickte, ſo ſah er, wie der Rembrandthut zu jedem ihrer Worte nickte.

„Wie ihr denn Berlin gefiele?" fragte er.

„Je nun, ſie ſei erſt kurze Zeit hier und könne drum noch nicht urteilen," meinte ſie, „aber ein wenig ſehr groß ſei es ſchon, und wenn man ſo ganz allein ſei —"

„Sie ſei alſo ganz ohne Verwandte und Angehörige hier?"

„Ja, eine alte Tante in Bayern, das wäre alles, was ſie noch an Verwandten hätte; bei der hätte ſie gelebt, aber ſie hätte es nicht ausgehalten bei ihr, denn die hätte gewettert und geſchimpft von früh bis ſpät."

„Nun, und die Berliner," wagte er ſich weiter, „wie gefallen Ihnen denn die?"

„Ja, die Berliner," meinte ſie nachdenklich, „die Berliner —"

„Haben Sie ſich nicht vor ihnen gefürchtet, bevor Sie herkamen?"

„Das ſchon," erwiderte ſie, „denn bei uns die Leute, die ſprachen oftmals recht häßlich von den Berlinern, aber

das muß ich ſchon ſagen, ſie ſind nicht ſo ſchlimm, nein, es ſind rechtliche Leute, auch gegen ſolche, die von anderswo kommen, aber arbeiten muß man, arbeiten von früh bis ſpät, wenn man's auch nur zu etwas Wenigem bringen will."

„Sie haben wohl recht angeſtrengt zu thun?" fragte er mitleidig.

„Je nun, ja, das hätte ſie wohl, aber ihr ginge es flinker von der Hand als mancher andern — aber freilich, ſo Tag aus Tag ein, alle Morgen früh in das Geſchäft hinein zu müſſen, und abends ſpät erſt wieder heraus —" ſie nickte ſinnend mit dem Haupte — „aber wiſſen Sie," unterbrach ſie ihre Gedanken, „was komiſch an den Berlinern iſt? daß ſie gar ſo gern lachen; immer wenn ich etwas geſagt habe, lachen alle, und ich weiß doch oft gar nicht, weshalb?" Sie richtete plötzlich die Augen zu ihm empor: „Sie ſind auch wohl ein Berliner? nicht wahr?"

„Allerdings," ſagte er, „warum?"

„Nun, Sie haben doch vorhin auch immer gelacht, wenn ich etwas ſprach, und dann — und dann —"

„Und dann?" fragte er.

„Ja, ſchau'n Sie," und ſie kicherte leiſe vor ſich hin, „ein wenig keck ſind die Berliner Herren ſchon."

Er drückte leiſe ihren Arm.

„Aber ſie meinen es gut," ſagte er, „wirklich, ſie meinen es gut."

Langſam wandte ſie das Geſicht nach ſeiner Seite und ſah ihn ſchweigend mit ernſten Augen an.

„Und wenn wir manchmal zu dem lachen, was Sie ſagen," fuhr er fort, „ſo geſchieht es nicht, um Sie zu ver-

höhnen, ſondern weil wir uns freuen, weil es ſo niedlich und hübſch klingt, wenn Sie ſprechen.“

Sie erwiderte nichts, aber es war ihm, als fühlte er einen ganz leiſen, leiſen Druck ihrer kleinen Hand auf ſeinem Arm.

Unter dieſen Geſprächen waren ſie die Leipzigerſtraße hinunter bis an die Mauerſtraße gelangt.

„Hier muß ich nun entlang,“ ſagte ſie, indem ſie mit dem Kopfe nach links deutete, und ſie machte eine Bewegung, als wollte ſie ihren Arm aus dem ſeinigen ziehen.

Er hielt ihren Arm feſt.

„Aber Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten? Es regnet ja noch immer furchtbar; wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?“

Sie zauderte einen Augenblick.

„In der Kronenſtraße,“ ſagte ſie dann leiſe, „es iſt nicht eben weit mehr zu gehen.“

Sie ſchwenkten in die Mauerſtraße ein, und von nun an trat wieder das verlegene Schweigen ein, welches anfangs zwiſchen ihnen geherrſcht hatte.

Nur wenige Schritte hatten ſie alsdann in der Kronenſtraße gemacht, als ſie anhielt.

„So,“ ſagte ſie, „hier bin ich, und nun dank' ich halt auch ſchön!“

Er blickte auf und ſah, daß ſie vor einem mehrſtöckigen Hauſe ſtanden. Zu der Hausthür, welche ein wenig in das Haus hineingebaut war, führten einige ſteinerne Stufen empor; wenn man auf dieſen ſtand, war man vor dem Regen geſchützt.

Das Mädchen löſte ſich von ſeinem Arm los und

ſchlüpfte behend die erſten Stufen hinan; bevor ſie jedoch die Thür erreicht, hatte er den Schirm zugeklappt und war gleichfalls auf die Treppe getreten.

Die Thürklinke in der Hand, wandte ſie ſich zu ihm zurück.

„Nu, nu," ſagte ſie, halb verlegen, halb lächelnd, „jetzt find' ich mich aber ſchon allein."

Im nämlichen Augenblick brach ſie jedoch in ein helles Gelächter aus; Schnipp war hinter ihnen drein unter das ſchützende Vordach getreten und ſchüttelte ſich aus Leibeskräften, dann drängte er ſich mit Hintanſetzung jeglicher Rückſicht an ſie, um ſein naſſes Fell an ihrem Kleide zu trocknen.

„Wirſt Du wohl," rief der Referendar, aber das Mädchen hatte bereits ihr Taſchentuch herausgezogen und fing an, den Hund wie mit einem Scheuerlappen abzureiben.

„Er bekommt ja das Reißen, der arme Narr," ſagte ſie, während ſie ſich ganz tief zu ihm niederkauerte.

„So, und jetzt leb wohl, Du, Herr Schnipp, und vergiß mich nicht." Dabei nahm ſie ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände und bewegte ihn hin und her. Dann erhob ſie ſich, und als ihr der Referendar, um ihr dabei behilflich zu ſein, die Hand hinſtreckte, ſtützte ſie ſich leicht darauf. Er hatte ihre Hand erfaßt und hielt ſie, als ſie dieſelbe jetzt zurückziehen wollte, feſt.

„Darf ich nicht erfahren, mit wem ich die Ehre gehabt habe?" fragte er leiſe.

Sie ſenkte das Köpfchen.

„Wie ich heiße, möchten Sie wiſſen? Nun, alſo denken Sie einmal, ich hieße Hildegard."

„Hildegard?" wiederholte er.

„Ja, aber wie ich ſonſt noch weiter heiße," fuhr ſie fort, „das ſag' ich Ihnen nicht, ſonſt lachen Sie wieder über mich."

„Weshalb ſollte ich denn lachen?" fragte er.

„Je nun, weil's auch gar zu putzig klingt; geben Sie einmal acht, aber leiſe, daß es kein anderer hört." Dabei trat ſie an ihn heran und näherte ihren Mund ſeinem Ohre, um ihm ihren Namen zuzuflüſtern; aber jedesmal, wenn ſie anfangen wollte, überfiel ſie das Lachen, ſo daß ſie nicht von der Stelle kam. Ihre Lippen berührten die Spitzen ſeines Haares, ihr warmer, ſüßer Hauch floß um ſeine Wange. Endlich brachte ſie es heraus.

„Hardermiezl," flüſterte ſie mit einem Tone, als erwartete ſie einen Heiterkeitsausbruch von ſeiner Seite. Er lächelte indes nur ganz wenig.

„Das gefällt mir aber ganz gut," ſagte er.

„Das gefällt Ihnen?" fragte ſie erſtaunt.

„Ja, namentlich das Miezl am Ende, das macht ſich ſehr niedlich, find' ich; — das paßt ſo gut zu Ihnen."

Sie wurde ganz nachdenklich.

„Ja, wenn man's von der Seite anſchaut," ſagte ſie, „dann hat's ſchon was Wahres."

Den träumeriſchen Blick in die dämmernde Straße hinaus gerichtet, ſchien ſie ſich in Gedanken darüber zu verlieren, ob ihr Name zu ihrer Perſönlichkeit paſſe, dann wandte ſie ſich mit dem ſchelmiſchen Ausdrucke, der ſo plötzlich in ihren Zügen aufblitzte, zu ihm.

„Jetzt aber warten Sie einmal," ſagte ſie, „ob ich errate, wie Sie heißen?"

„Das wollen Sie erraten können?" fragte er.

„Ja, ſo etwas ſieht man den Menſchen an den Augen an," und ſie ſenkte den lächelnden Blick in ſeine Augen.

„Alſo — alſo — Karl?"

Er ſchüttelte den Kopf.

„Theodor?"

Er ſchüttelte abermals.

„Aber ſagen müſſen Sie's, wenn ich's getroffen habe!"

Er würde es ſchon ſagen, verſicherte er.

„Nun dann — dann vielleicht — Kurt?"

Er zuckte ein wenig zuſammen.

„Wahrhaftig," ſagte er, „Sie haben es erraten."

Ausgelaſſen fröhlich klatſchte ſie in die Hände.

„Und wiſſen Sie noch etwas?" fuhr ſie fort, „ich weiß auch, wie Sie weiter heißen."

„Wie ich mit Familiennamen heiße?" fragte er.

„Mit Familien- oder mit Vatersnamen, wie Sie's nennen wollen; ſoll ich's Ihnen ſagen?"

„Ja, da bin ich wirklich geſpannt," erwiderte er.

Sie näherte, wie vorhin, ihren Mund ſeinem Ohre, diesmal aber ſchien das, was ſie zu ſagen hatte, noch viel drolliger zu ſein, als das erſte Mal, denn ſie pruſtete vor Lachen, ſobald ſie anfangen wollte.

„Sie ſind — aber Sie dürfen's nicht übelnehmen," unterbrach ſie ſich.

„Ich bin alſo?" fragte er.

„Sie ſind — der Herr — Kurt von Schnipperle —"

Ihr Scherz bereitete ihr, wie es ſchien, ein ganz unſägliches Vergnügen. „Der Herr von Schnipp — der Herr von Schnipperle," wiederholte ſie, und als er in ihre Heiterkeit einſtimmte, kam ſie vor Lachen ganz außer ſich. Eine

glühende Wärme überſtrömte ihn, er warf den Arm um ihren Leib und küßte die volle Wange, die nah vor ſeinem Munde war.

„O je!“ ſagte ſie, indem ſie ſich aufrichtete, und der Ton klang, als ob ihr weh gethan worden ſei.

Sie war von ihm fort bis an die gegenüberliegende Wand getreten und hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Leiſe ergriff er ihre Hände und zog ſie herab.

„Sind Sie mir böſe?“ fragte er.

Sie gab keinen Laut von ſich und ſah ihm ſchweigend ins Geſicht. Beim flackernden Scheine der Laternen, die mittlerweile angezündet worden waren, konnte er die Veränderung wahrnehmen, die in ihren Zügen vor ſich gegangen war, ein tiefer Ernſt lagerte auf ihrem Antlitz, es ſah aus, als ſchimmerte es feucht in ihren Augen.

„Sind Sie mir gar nicht ein wenig gut?“ fragte er leiſe.

„Ich weiß es noch nicht,“ gab ſie, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„Sie wiſſen es noch nicht?“

„Nein, ich kenne Sie erſt gar zu kurze Zeit“ — und die ſchönen braunen Augen ſchauten ihn an, tief und ehrlich wie die Wahrhaftigkeit ſelbſt. „Aber ich will Sie einmal etwas fragen,“ fuhr ſie fort, und ſie ſenkte das Haupt. „Vorhin, entſinnen Sie ſich, haben Sie mir geſagt, daß Sie — daß Sie es gut meinten — iſt das nur ſo hingeredet geweſen, wie man ſo etwas ſagt? Oder iſt's wahr geweſen?“

„Es war die Wahrheit,“ ſagte er haſtig. Ihre Hände lagen regungslos in den ſeinigen.

„Die wahre, wahrhaftige Wahrheit?“

„Die lautere Wahrheit," gab er noch einmal zur Antwort.

Ein tiefer Seufzer ſchwellte ihre Bruſt, und indem ſie jetzt langſam den Blick erhob und auf ihm ruhen ließ, ſah es aus, als gewahrte ſie einen ganz andern Menſchen, als den, mit dem ſie bisher verkehrt hatte. Ihre Augen gingen über ſein Geſicht, indem ſie prüfend jeden einzelnen Zug in demſelben muſterte.

„Sie haben ſo gute Augen," ſagte ſie leiſe, „ich meine wirklich, Ihnen darf man trauen."

Die eine ihrer Hände neſtelte ſich langſam aus ſeinen umſchließenden Händen los, ſie öffnete die Hausthür. Im Treppenflur brannte kein Licht, eine ſchwarze Finſternis gähnte auf. Sie trat über die Schwelle, indem ſie mit der andern Hand ſeine Finger umſpannte; die ſtumme Bewegung ſchien zu ſagen: „Folge mir" — er trat hinter ihr zur Thür hinein, die Pforte fiel hinter ihnen zu.

In der Dunkelheit, die ſie umgab, fühlte er, wie ſich zwei Hände auf ſeine Schultern legten, wie ſie ſich weiter ſchoben und hinter ſeinem Nacken vereinigten; er konnte nichts ſehen, nur empfinden konnte er, wie ihre junge Bruſt ſich an die ſeine legte, wie ihr Geſicht ſich neben ſein Geſicht ſchob, ſo daß ihre Wange ſich an die ſeine ſchmiegte. Seine Hände zitterten, als ſie die blühende Geſtalt umfaßten, und als ihr Buſen wogend an ſeinem Herzen auf und nieder ging, da war es ihm, als ſei es der Wellenſchlag dieſes reinen jungen Lebens, das unaufhaltſam in ſein Daſein hinüberzuſtrömen begann.

„Eins muß ich Ihnen ſagen," ſprach ſie, und ihre Stimme hatte einen tiefen, bebenden Klang, „wenn's nicht

wahr geweſen wäre, was Sie mir heut geſprochen haben, das wäre ſchade geweſen, das hätte mir ſchrecklich weh gethan in meinem Herzen, denn wiſſen Sie, ich glaub' faſt, ich könnte Ihnen gut werden, recht von Herzen gut."

„Ich war Ihnen gut vom erſten Augenblick an, da ich Sie zuerſt geſehen habe," erwiderte er flüſternd, „Sie liebes, liebes Kind Sie. Er wandte das Haupt zur Seite und küßte ſie auf den Mund. Sie ließ es widerſtandslos geſchehen.

„Was machen Sie aus mir, was machen Sie aus mir," ſprach ſie hilflos ſeufzend.

Da klappte oben im Hauſe eine Thür, ſie riß ſich von ihm los, er fühlte, wie ſie im Schreck erbebte.

„Gehn Sie heim jetzt," ſagte ſie, „ich bitt ſchön, gehn Sie fort." Damit wandte er ſich nach der Treppe.

„Die Treppe iſt ſo dunkel," ſagte er, „wohnen Sie hoch?"

„Zwei Stiegen," erwiderte ſie, „aber ich finde mich ſchon."

Er zog eine Büchſe mit Wachskerzen aus der Taſche.

„Bitte, nehmen Sie die," ſagte er, „damit Sie nicht zu ſchaden kommen."

„So viel brauch' ich nicht," antwortete ſie, „das wär' ja unbeſcheiden, das eine genügt ſchon." Damit hatte ſie ein Kerzchen herausgenommen und an der Wand entzündet. Sie ſtand am Fuße der Treppe, zu ihm zurückgewandt, plötzlich blies ſie das Licht aus und kam auf ihn zugeſtürzt; er fing ſie in ſeinen Armen auf.

„Behüt Sie Gott!" flüſterte ſie, „behüt Sie Gott!" Ihre Lippen ſchloſſen ihm die Augen und brannten im Kuß auf ſeinen Lippen.

„Ja und noch eins ist, wissen Sie, was ich Sie gern bitten möcht," raunte sie ihm zu, „aber Sie dürfen nicht über mich lachen?"

„Gewiß nicht," versetzte er, „was ist es denn?"

„Ich möchte dem Schnipperle gern ein Halsband machen? Werden Sie's nicht übel aufnehmen?"

Sie sah im Dunkeln nicht, wie er lächelte.

„Im Gegenteil," sagte er, „ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, und der Schnipp wird sich freuen, es wird ihm gewiß gut stehn."

„O ja," meinte sie, „kleiden soll's ihn schon, ich hab' mir schon unterwegs so ausgedacht, wie es werden soll — himmelblau mit — aber nein — das soll eine Überraschung sein," unterbrach sie sich.

Er nahm ihre beiden kleinen Hände wieder in die seinigen und drückte sie. „Darf ich mir's denn bei Ihnen abholen?" fragte er.

„Ja so," und sie versank in Gedanken; daran schien sie gar nicht gedacht zu haben.

„Zwei Treppen hoch?" fuhr er leise fragend fort, „und dann?"

Sie schwieg — „Geradeaus," sagte sie endlich ganz schnell und leise, zugleich warf sie seine Hände zurück und ohne umzuschauen, eilte sie, so hastig sie vermochte, die Treppe hinauf.

Er hörte ihr Kleid auf dem Flur des ersten Stockes rauschen.

„Hildegard?" rief er mit gedämpfter Stimme hinauf. Da beugte sich etwas über das Geländer der Treppe. „Behüt' Sie Gott," kam es flüsternd von droben herab, „behüt'

Sie Gott — Sie lieber Herr von Schnipp“ — dann ein Geräuſch wie eine Kußhand, ein erſticktes Gekicher, — trappelnd verlor ſich der Schall ihrer Füße auf der oberen Treppe. —

„Da hätten wir ja nun ein kleines Verhältnis,“ ſagte Kurt von Steigendorf zu ſich ſelber, als er nach Haus gekommen war und Licht angezündet hatte.

Er war in Gedanken und zwar ſo ſehr, daß er nach einiger Zeit erſt die Briefe gewahrte, die ſeiner wartend auf dem Tiſch lagen. Es waren ihrer zwei, der eine von dem Rechtsanwalt, bei dem er ſeit einem halben Jahre gearbeitet hatte. Der Juſtizrat überſandte ihm das Zeugnis über ſeine nunmehr abgeſchloſſene Thätigkeit bei ihm, dasſelbe war in den ſchmeichelhafteſten Formen abgefaßt; Kurt von Steigendorf galt für einen ſehr tüchtigen jungen Juriſten. Seine Referendariatsthätigkeit war damit beendigt, er konnte daran gehen, ſich zum Aſſeſſorexamen vorzubereiten.

Die Schrift auf dem zweiten Briefe war von einer unbekannten Hand; als er ihn öffnete, fand er, daß er von dem Bankier Großberger kam, der ihn zu dem Feſte einlud, das er zur Eröffnung und Einweihung ſeines neuen Hauſes geben wollte. Von dieſem Hauſe, das er ſich in der Behrenſtraße gebaut hatte, ſprach man ſeit einem Vierteljahre in Berlin; es ſollte an Pracht der Ausſtattung und Einrichtung alles Dageweſene übertreffen.

Großberger war eine Finanzkapazität erſten Ranges und hatte eine Hand wie König Midas, von dem bekanntlich die Sage erzählt, daß er alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Er ſtand an der Spitze einer großen Aktiengeſellſchaft, und man ſprach von weiteren bedeutenden Unter-

nehmungen, die er demnächſt ins Leben zu rufen gedachte. Kopfſchüttelnd betrachtete Kurt Steigendorf den Brief. Er konnte ſich nicht recht erklären, wodurch er ſich den Vorzug erworben hatte, zu dieſem Feſte eingeladen zu werden; er hatte im Hauſe des Bankiers noch niemals Beſuch gemacht. Allerdings war er ihm zu wiederholten Malen im Bureau des Juſtizrats begegnet und dieſer hatte niemals unterlaſſen, ihn Herrn Großberger als einen jungen Mann vorzuſtellen, dem eine juriſtiſche Zukunft bevorſtände. Herr Großberger war jedesmal ſehr entgegenkommend zu ihm geweſen und hatte nie unterlaſſen, ſeine Hand in ſeinen fetten Händen zu ſchütteln.

„Wir kommen zuſammen, junger Mann," pflegte er in orakelhaftem Tone hinzuzufügen, „wir kommen zuſammen; dem Juriſten gehört die Welt; wenn mein neues Haus fertig iſt, beſuchen Sie mich, wird mich freuen, Sie bei mir zu ſehen; mein châtel wird Ihnen gefallen." Dabei klopfte er ihn auf die Schulter, indem er ſich im ſtillen über die von ihm gefundene Bezeichnung „châtel" freute.

Kurt von Steigendorf wußte recht gut, was Großberger damit ſagen wollte, daß dem Juriſten die Welt gehörte. Damals war das Zeugnis über das beſtandene Aſſeſſorenexamen ein Wertpapier; es verlieh dem glücklichen Inhaber die Anwartſchaft auf eine Fülle von Lebensſtellungen, zwiſchen denen er zu wählen hatte. Der Staat brauchte Richter an ſeinen Gerichten, die Verwaltungskörper ergänzten ihren Bedarf an Arbeitskräften lediglich aus den Aſſeſſoren der Juſtiz. Dem Staate gegenüber aber ſtanden die großen Unternehmungen des Privatkapitals, welche damals wie Pilze aus dem Boden ſchoſſen. Sie brauchten juridiſch gebildete

Männer zur Leitung ihrer Geſchäfte. Auch ſie ſtreckten ihre Hände nach den Aſſeſſoren aus, und dieſe Hände waren ſoviel ſchwerer vergoldet als die des Staats, daß ſie ſich häufig als die ſtärkeren Magnete erwieſen.

Das Examinationsgebäude war gewiſſermaßen die Aſſeſſorenbörſe, und wenn die jungen Leute, mit der Strangulationsmarke des Examens, der weißen Halsbinde, angethan, aus dem feurigen Ofen der Prüfung heraus auf die Straße traten, ſo brauchten ſie ſich eigentlich nur danach umzuſehen, an wen ſie ſich am zweckmäßigſten „verkaufen“ ſollten.

Der Kaufpreis, der geboten wurde, war in den meiſten Fällen ein ganz ungeheurer, und ſo geſchah es, daß junge Männer, die aus beſcheidenen, oft ſogar ärmlichen Verhältniſſen hervorgegangen waren und in ſolchen gelebt hatten, plötzlich zu Einnahmen gelangten, die im Verhältnis zu ihren bisherigen fürſtliche genannt werden mußten.

Alle dieſe Gedanken gingen Kurt Steigendorf durch den Kopf, als er jetzt ſinnend auf die beiden Briefe ſchaute, die auf dem Tiſche nebeneinander lagen, als wären es der Juſtizrat und der Bankier ſelbſt, die ſich verſtändnisinnig anblickten.

Das Examen bot für ihn keine Schwierigkeit; es war nur eine Frage der Zeit, wann er es machte, und ein halbes Jahr durfte als äußerſter Termin gelten. Noch ein halbes Jahr alſo — und dann —

Unwillkürlich ſtand er auf, und wie von einer gewiſſen Unruhe ergriffen, ging er auf und ab. Bald aber ſetzte er ſich wieder, das Zimmer war für ſolche Spaziergänge zu eng. Er ſah ſich um und bemerkte, daß es eigentlich ein ziemlich einfaches, beinahe dürftiges Zimmer war. Schon ſeit

Jahren wohnte er darin und hatte es noch nie bemerkt; seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, wie sie während seiner Studentenzeit gewesen waren, obschon seine in der Provinz lebenden Eltern es ihrem einzigen Sohne an nichts hatten fehlen lassen. Aber was hatte er viel gebraucht? Heute zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß man sich eine größere Wohnung beschaffen, daß man sich dieselbe mit Glanz einrichten könne und daß es sich angenehm in einer solchen Wohnung leben lassen müßte. Und das alles vermöge der eigenen Begabung und Kraft; es bereitete ihm ein behagliches Gefühl, sich in den Gedanken zu versenken.

Und während so die ersten Träume von künftigem Erringen, Besitzen und Genießen gleich einem schweren narkotischen Dufte in den Tiefen seiner Seele aufstiegen, war es ihm, als wehte durch den berauschenden Duft plötzlich der süße Hauch einer frischen Waldblume; über Großbergers gemästetes Organ drang eine Stimme an sein Ohr, dem Zwitschern eines Vogels ähnlich: „Behüt' Sie Gott, Sie lieber Herr von Schnipp," und das holde Geschöpf, das heute so plötzlich in seinen Lebensweg getreten war, stand vor ihm da in all seiner Unschuld, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Unwillkürlich mußte er lächeln; er hatte sich soeben im Geiste als Syndikus irgend einer großen Aktiengesellschaft gesehen, mit feierlicher Miene hinter irgend einem mächtigen Schreibtische in einem mächtigen Geschäftssaale Rechtsgutachten von sich gebend, und wie malte sein Bild sich in der Seele dieses Mädchens! Sie hatte gar nicht für nötig befunden zu fragen, was er sei, für sie war er der „Herr von Schnipp", nichts weiter — ja freilich, etwas noch dazu, der „liebe" Herr von Schnipp.

Er rief den Hund zu ſich heran und ließ ihn an ſeinem Knie emporſpringen, er legte die Hand auf ſein Köpfchen und dachte an die kleine Hand, die vorher an dieſer Stelle gelegen hatte, und plötzlich kam ihm ein ganz ſonderbarer Einfall:

Wenn er das Examen gemacht hatte, ſo konnte er, falls er ſonſt wollte und ſich dem Staate zur Verfügung ſtellte, innerhalb weniger Tage angeſtellter Richter ſein. Man ſchickte ihn dann vorausſichtlich nach irgend einem kleineren Orte in der Provinz und da konnte er von ſeinem Gehalte und dem, was er von Hauſe aus beſaß, recht gut einen Hausſtand gründen, eine Frau heimführen, und dieſe Frau war? — „Hildegard," ſprach er halblaut in Gedanken vor ſich hin.

Wie er ſie vor ſich ſah in dem Augenblick, ſo deutlich, ſo lieblich verlockend in dem weißen Brautkleide, das ſeine Phantaſie ihr bereits angezogen hatte; wie ſie ſich an ihn ſchmiegte, ſo ſüß, ſo dicht, daß der Brautkranz ſich verſchob und der Schleier ſich zerknitterte und wie ſie, als er ſie darauf aufmerkſam machte, ſo kindlich ſagte: „Es thut ja nix, Du lieber, lieber Mann Du!" Wie ſie mit ihm zur Trauung fuhr und wie ſie den kleinen zartbeſchuhten Fuß ſo lächelnd und zögernd auf die Roſenblätter ſetzte, mit denen man ihren Weg vom Wagen bis zur Kirche beſtreut hatte, und wie ſie ganz heimlich ſich umſah, ob auch das Schnipperle nicht abhanden gekommen ſei, das hinterdrein gelaufen war — er lachte laut für ſich auf — wahrhaftig, ſie würde im ſtande ſein, zu bitten, daß der Schnipp mit in die Kirche dürfte, um der Trauung beizuwohnen.

Und wie er dann mit ihr leben würde, mit dem holden Kinde Süddeutſchlands in dem fernen norddeutſchen Städt-

chen. Wie ſie miteinander ſpazieren gehen würden in der hübſchen Umgebung ihres Wohnorts, nicht mehr befangen wie heut, ſondern glücklich, liebend und geliebt; er täglich neu ſeinen Entſchluß ſegnend, der ihn mit raſchem Griffe dieſe ſchöne Feldblume an ſeinem Wege hatte pflücken laſſen, ſie täglich dankbarer dem teuren Manne, der es nicht verſchmäht hatte, ſich von der Höhe ſeiner Bildung zu ihm, dem armen kleinen Mädchen, herabzubeugen.

Kurt Steigendorf ſtand auf und ging an den Schreibtiſch, um Herrn Großberger dankend auf ſeine Einladung abzuſchreiben. Als er jedoch den Grund mitteilen wollte, der ihn zu kommen verhinderte, ſtockte er. Krankheit mochte er nicht vorſchützen, Geſchäftsüberbürdung konnte er nicht angeben, das hätte Großberger nicht geglaubt, was ſollte er ſagen? Er riß den Briefbogen entzwei, und dem nächſten ging es nicht beſſer.

Er fing an, ſich zu ärgern, daß er über einer ſolchen Lappalie, wie dieſe paar Zeilen, ſich den Kopf zerbrechen mußte, und er merkte, daß es ſchwerer iſt, drei Zeilen zu ſchreiben, mit denen man etwas verſchweigen, als zehn Zeilen, mit denen man etwas ſagen will. Es wäre ihm unangenehm geweſen, wenn Herr Großberger ihn nach ſeinen Zukunftsplänen befragt und er ihm hätte ſagen müſſen, daß er als Amtsrichter in irgend ein Landſtädtchen zu gehen beabſichtige. Er wollte das erſtaunte Geſicht nicht ſehen, das Herr Großberger als Antwort auf dieſe Eröffnung zeigen würde; es wäre ihm peinlich geweſen, wenn er mit Vorſtellungen beſtürmt worden wäre — und das alles konnte er doch eben Herrn Großberger nicht ſagen, und ſo kam es, daß auch der dritte Briefbogen zerriſſen in den Papierkorb flog.

„Morgen werde ich ihm ſchreiben," entſchied er endlich, und damit erhob er ſich, um den Abend am Stammtiſch mit ſeinen Kollegen zuzubringen.

Als er ziemlich ſpät nach Mitternacht in ſeine Wohnung zurückgekehrt war und Licht gemacht hatte, ſetzte er ſich noch einmal an den Schreibtiſch und ſchrieb an Herrn Großberger einen Brief, in welchem er deſſen Einladung mit verbindlichem Danke annahm.

Dann blieb er noch ein Weilchen, über ſich ſelbſt den Kopf ſchüttelnd, am Schreibtiſche ſitzen.

War er das wirklich ſelbſt geweſen, der vorhin, die Feder zerdrückend und Bogen nach Bogen zerreißend, an dieſer Stelle geſeſſen? Er, der luſtige Kurt von Steigendorf, der denn doch ſo manches Mädchen ſchon geküßt, ſo manches kleine Verhältnis ſchon gehabt hatte, plötzlich verwandelt in einen ſentimentalen Schwärmer? Welch ein Glück, daß er ſich noch unter vernünftige Menſchen begeben hatte und daß ihm dabei ſein „Rappel" vergangen war.

Durch den Freund, mit dem er heut nachmittag vor dem Potsdamer Thore zuſammengeweſen war, hatte ſich unter den Kollegen ſo etwas verbreitet, daß Kurt Steigendorf wieder einmal irgendwo den „Anſchluß" gefunden hätte. Er widerſprach nicht geradezu, aber er erzählte auch natürlich nichts von allem, was ſich zwiſchen ihm und dem Mädchen begeben hatte, denn er fühlte ganz deutlich, daß er mit ſeiner Erzählung die ungeheuerſte Heiterkeit des Biertiſches hervorgerufen haben würde. Und als er beim dritten Glaſe war, kam er ſich ſelbſt mit ſeinen Gedanken von vorhin unglaublich lächerlich vor.

Eine kleine Putzmacherin, die er an einem Sonntag

Nachmittag in einem Kaffeegarten kennen gelernt hatte! und mit der ſich am anderen Tage verheiraten! Würde es auf der Welt einen Menſchen gegeben haben, der das nicht eine tolle Verrücktheit genannt hätte? Was ſeine Eltern für ein Geſicht dazu machen würden, davon ganz zu geſchweigen; aber das Mädchen ſelbſt würde über den Gedanken gelacht haben. Sie eine preußiſche Frau Amtsrichter — das würde ihr ſchön langweilig geweſen ſein! Wer ſagte ihm außerdem, wes Geiſtes Kind das Mädchen eigentlich war? Was wußte er weiter von ihr, als daß ſie ein hübſches Geſicht hatte und niedlich ſüddeutſch ſprach — und darauf hin heiraten! Sollte man es für möglich halten, auf was für tolle Einfälle der Menſch geraten kann?

So ernüchtert legte er ſich zu Bett, und in dieſer Stimmung erhob er ſich am andern Morgen.

Die Vorgänge des geſtrigen Tages ſtanden halb verblaßt vor ſeiner Seele und er beſchloß, die Sache mit einem energiſchen Riß zu Ende zu bringen, er wollte das Mädchen nicht mehr ſehen. Mochte ſie ihn mit dem Halsbande, das ſie für Schnipp arbeiten wollte, erwarten, er wollte es nicht abholen. Sie würde ſich vielleicht ein paar Tage lang ein wenig grämen, dann würde ſie ihn vergeſſen, und ſo war alles gut.

Jetzt war das Examen zu machen und daran ſollte ohne weiteres gegangen werden. Noch an demſelben Vormittag machte er ſich darum nach dem Kammergericht auf den Weg, um ſich den Urlaub für die notwendigen Arbeiten zu holen.

Als er von dort zurückkehrte und müßig durch die Straßen ſchlenderte, geriet er in die Jägerſtraße, und dabei

fiel ihm ein, daß das Putzfedergeschäft, in dem sie arbeitete, in der Jägerstraße liegen sollte. Unwillkürlich musterte er die Schaufenster, und richtig, nicht weit von der Ecke der Oberwallstraße entdeckte er einen sehr eleganten Laden, in dem künstliche Blumen, Putzfedern und alle möglichen anderen Schmuckgegenstände für Damen auslagen. Sie hatte ihm den Namen ihres Geschäftes nicht genannt — ob dies ihr Laden sein mochte? Sollte er einmal zusehen? Folgerichtiger wäre es wohl eigentlich gewesen, es nicht zu thun — aber, ach was — Philisterei! Und damit war er bereits eingetreten. Es wurde ihm schwer, seine Befangenheit zu bemeistern, als er den etwas erstaunten Blick wahrnahm, mit dem ihn die hinter dem Kassenpult sitzende Dame musterte; ob sie es ihm ansehen mochte, daß er weniger nach künstlichen als nach natürlichen Blumen suchte?

Hinter dem Ladentische, dem Eingange gegenüber, auf eine Pappschachtel mit nachgemachten Veilchen sich herabbeugend, war ein blondes Lockengewirr sichtbar; jetzt richtete sich dasselbe auf, und eine lodernde Glut flammte unter den Locken auf — sie war es.

Mit der Fassung jedoch, die Frauen in solchen Fällen ja so weit mehr zu Gebote steht als Männern, erhob sie sich anscheinend unbefangen und erkundigte sich nach seinem Begehren.

„O — er — er wünschte — einige künstliche Blumen zu sehen."

„Schön, sie würde ihm sogleich eine Auswahl vorlegen."

Schnell wandte sie sich um, es schien ihr lieb zu sein, daß sie einen Augenblick seinen Augen ausweichen konnte — und fing an, unter den Schachteln, welche hoch bis an die

Decke hinauf in den Schränken ſtanden, zu kramen. Sie wandte ihm den Rücken zu, er hatte Muße, ihre reizende Geſtalt zu betrachten, deren blühende Umriſſe ſich unter dem Sommerkleide von leicht gewebtem Stoffe abzeichneten. Indem ſie an den Schränken emporlangte, fielen die weiten Ärmel des Kleides bis über die Ellenbogen zurück, und die nackten weißen Arme wurden ſichtbar.

Er dachte daran, wie dieſe Arme ihn geſtern umſchlungen hatten —

Endlich ſetzte ſie ihre Schachteln auf den Tiſch, und nun ſtanden ſie ſich beide gegenüber. Er verſuchte, einen Blick von ihr zu erhaſchen, aber ſie hielt die Augen geſenkt, als wenn ſie nur an das Geſchäft dächte. Aber er ſah ihre Bruſt ſich heben und ſenken und fühlte, wie das arme Kind litt. Sie war jedoch gar zu reizend in ihrer ſtummen Pein anzuſehen, als daß er ſich hätte entſchließen können, die Quälerei zu enden.

„Ich möchte mich für Veilchen entſcheiden," meinte er.

Sie nahm eine Guirlande davon auf, er legte ſeinerſeits die Hand daran, und unter den Blumen berührten ſeine Fingerſpitzen ihre warme kleine Hand.

Sie ſeufzte beinah hörbar auf, und ein verſtohlenes Lächeln huſchte über ihr glühendes Geſicht.

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, die Blumen einmal in Ihrem Haare zu probieren?" fuhr er grauſam fort, „die Haare, für die ſie beſtimmt ſind, ſehen den Ihrigen zum Verwechſeln ähnlich."

„Ah — wirklich?" Ihre weißen Zähne faßten die Unterlippe — ſie konnte es wahrlich kaum mehr ertragen, was der loſe Schalk ihr anthat — dann drehte ſie ſich nach

dem Spiegel um, der gerade hinter ihr ſich befand, und begann die Veilchen in ihr Haar zu neſteln. Er trat ſo, daß er ihr Geſicht im Spiegel erhaſchen konnte, und mit ihrem Spiegelbilde begann er ſich zu unterhalten.

Sie wollte böſe ſein, das ſah man ihr wohl an, recht, recht böſe — aber wenn nur das Lachen nicht geweſen wäre, das ihr faſt die Kehle ſprengen wollte! Wenn er nur nicht ſo lieb und nett bei alledem geweſen wäre, der böſe, böſe Menſch!

Jetzt wandte ſie das blumengeſchmückte Haupt zu ihm herum.

„O wie wunderhübſch!“ brach er, von unwillkürlicher Bewunderung ergriffen, ſo laut heraus, daß auch die Kaſſiererin aufmerkſam wurde. Sie trat herzu.

„Es macht ſich gut, recht gut,“ ſagte ſie, indem ſie mit wohlwollender Hand noch ein wenig an den Veilchen rückte. Und ſo, die Hände ineinandergelegt, ganz erglühend in holder Scham, ſtand Hildegard nun da, und da ſie ſich jetzt nicht mehr den Zwang der Heimlichkeit aufzuerlegen brauchte, hob ſie das Antlitz empor und ſchaute ihn an. Aus ihren Augen brach ein Strom des Lichtes, und ihr glückſelig lächelndes Antlitz ſprach zu ihm in ſtummer ſchöner Sprache: „Ich liebe Dich.“

„Morgen Nachmittag hole ich mir das Halsband für Schnipp bei ihr ab“ — das war der Entſchluß, mit dem Kurt Steigendorf den Laden verließ. Der Vorſatz, mit dem er gekommen, war vergeſſen, verblaßt wie ein elendes Nachtlicht, daß man zur Seite ſtellt, wenn die Sonne aufgegangen iſt.

„Solch ein hinreißendes Geſchöpf ſein nennen zu dürfen, und es dahin geben ohne Not, bloß einer ſentimentalen

Schrulle zu Liebe?“ Ja, wenn das die Kollegen und die Welt erfahren hätten, ſo würde er etwas zu hören bekommen haben, was noch häßlicher klang als der Vorwurf der Tollheit; einen jammervollen Philiſter würde man ihn genannt haben, und das mit Recht.

Freilich, es zuckte ihm durch den Kopf, was ſchließlich aus all' dem werden ſollte? Aber — ach was — die einfältige Sentimentalität ſollte ihn nicht wieder um ſeine Freude betrügen! Muß man denn gleich an das Heiraten denken, weil man liebt? Iſt nicht die Ehe gewiſſermaßen eine Penſionsanſtalt für die in Ruheſtand geſetzte Liebe? Und junge friſche Liebe ſollte ſo von vornherein für ihr Altenteil beſorgt ſein? War er denn der erſte und einzige, der ein liebes holdes Geſchöpf in die Arme geſchloſſen, auf dem Schoße gewiegt hatte, um ſpäter, wenn der Ernſt des Lebens herankam, eine andere zu heiraten? Und das Mädchen ſelbſt — wollte und verlangte es denn etwa, daß er ſie heirate? Kein Gedanke! ſie war jung, er war jung, lieben wollte ſie ihn und von ihm wiedergeliebt ſein — und das ſollte ſie haben, reichlich, üppig, mit aller Fülle und allem Genuß, denn er liebte ſie, o wahr und wahrhaftig, er liebte ſie!

Das Herz ſchlug ihm bis in den Hals, als Kurt Steigendorf am nächſten Tage, zur Stunde, da die Geſchäfte geſchloſſen waren, etwa um acht Uhr abends, die zwei Treppen in der Kronenſtraße hinaufſtieg. „Die Thür geradeaus,“ hatte ſie geſagt — in der Mitte der Flurwand befand ſich eine Thür — er klopfte leiſe an. Es verging einige Zeit, er klopfte noch einmal, etwas ſtärker. Im Innern der Pforte entſtand ein Klappern; die Doppelthür — er hörte, daß es eine ſolche war — wurde nach innen geöffnet, dann griff

eine Hand an den Riegel der Außenpforte, und im nächſten Augenblicke zuckte es durch ſein Herz — ein blonder Lockenkopf ſtreckte ſich fragend aus der halbgeöffneten Thürſpalte

Mit einem abgebrochenen Schrei ließ ſie den Riegel fahren, als ſie ihn erkannte, und flüchtete in das Zimmer zurück. Die Thür aber war offen geblieben, behutſam trat er über die Schwelle, indem er leiſe hinter ſich ſchloß; zwiſchen ſeinen Beinen ſchlüpfte Schnipp in das Gemach. Soweit ſie konnte, bis an die der Thür gegenüberliegende Fenſterwand war Hildegard geflohen, und dort ſaß ſie, auf einen Stuhl geſunken, das Geſicht in beiden Händen vergraben, ein Bild der bitterlichen Verwirrung und Angſt. Kurt Steigendorf war unmittelbar an der Thür ſtehen geblieben: auch er wagte nicht zu ſprechen, ſein Atemholen ſelbſt ſchien ihm zu laut.

Er blickte umher, ſcheu, als wenn er ſich an unerlaubtem Orte befände.

Die Ausſtattung des Raumes war die allerbeſcheidenſte; ein Sofa mit einem Tiſch davor, an der gegenüberliegenden Wand ein großer Koffer und neben dieſem ein einfacher Schrank. Ein paar Stühle und in der Ecke links ein weiß zugedecktes Bett. Als einzigen Schmuck gewahrte er auf dem Tiſche vor dem Sofa ein Gefäß mit friſchen Roſen und über dem Bette, von einem Immortellenkranz umgeben, ein Madonnenbild.

Welch tiefe Anſpruchsloſigkeit in dem allen und in dieſer Anſpruchsloſigkeit welche Keuſchheit! Ein Zimmer, das für keines Fremden Augen beſtimmt war! Und in dieſem Allerheiligſten des jungfräulichen Weibes ſtand nun er, der fremde Mann, der Eindringling.

Seine Augen gingen noch einmal zu dem Madonnenbilde zurück; es war ein wertloſer Stahlſtich, „Ora pro nobis“ ſtand darunter. „Bitte für uns“ — er hatte dieſe Worte auf manchem katholiſchen Heiligenbilde geleſen, wie kam es, daß ſie jetzt einen ſo ganz beſonderen Eindruck auf ihn machten? Er überlegte, und plötzlich war es ihm, als träte die Seele des Mädchens, dieſe ſchlichte reine Seele verkörpert vor ihn, als kniete ſie vor ihm nieder, ihn mit angſtvollen Kinderaugen anblickend, als höbe ſie die gefalteten Hände zu ihm empor und ſpräche: „Bitte! bitte! bitte!“ Was bat ſie, was erflehte ſie von ihm? Wußte er es nicht? Ahnte er es nicht? Vielleicht doch, denn es überkam ihn plötzlich wie das ſchwere Gefühl der Schuld, und ein tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Geſchöpf, das zitternd und ſchamvoll dort drüben vor ihm ſaß.

Er trat auf ſie zu, kniete an ihrem Stuhle nieder und verſuchte von unten auf in ihr Geſicht zu blicken.

„Hildegard,“ ſagte er, und man hörte dieſem Tone an, daß er aus einem guten Herzen kam — „Hildegard, iſt es Dir ſo gar nicht ein wenig recht, daß ich zu Dir gekommen bin?“

Sie antwortete nicht, aber ſie beugte ſich zu ihm herab, verbarg ihr Geſicht an ſeinem Halſe und weinte.

Schweigend hielt er ſie in ſeinen Armen.

Da ertönte ein leichtes Geklapper und Meiſter Schnipp, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt zu ſein ſchien, den Vermittler zwiſchen beiden zu ſpielen, zog die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſah, daß er ſich in geſchloſſenem Raume befand und begriff die Rückſichtsloſigkeit nicht, daß man ihn nicht von ſeinem Maulkorb befreite. Von dem Inſtinkte ge-

leitet, der Hunden ſagt, daß ſie bei Frauen durch Betteln leichter etwas erreichen als bei Männern, ſprang er daher an ſeiner Freundin empor und fing an, ſeinen vom Maulkorb beläſtigten Kopf auf ihrem Schoße zu reiben.

Unter Thränen lächelnd, wandte ſie ſich nach ihrem kleinen Lieblinge um und hakte ihm den Maulkorb ab, dann hob ſie ihn auf ihren Schoß und ſtreichelte ihn und küßte ſeinen Kopf.

Kurt Steigendorf hatte einen in Seidenpapier gehüllten Gegenſtand aus der Bruſttaſche gezogen und hielt ihr denſelben lächelnd hin.

„Kennſt Du das?“ fragte er. Sie wickelte das Päckchen auf — es waren die Veilchen von geſtern. Sie wiegte lächelnd das Haupt.

„Das hab' ich mir geſtern bald gedacht,“ ſagte ſie, „Du Schlimmer Du, wie haſt Du mir zugeſetzt.“ Sie wollte ihn vorwurfsvoll anſehen, aber indem ihre Augen ſich in die ſeinigen tauchten, ging aller Vorwurf in tiefer, ſeliger Liebesfreude unter. In plötzlicher faſſungsloſer Hingebung ſank ſie an ſeine Bruſt.

„O Du mein — wie bin ich Dir gut,“ ſagte ſie, „Du lieber, lieber Mann Du!“

Dann ſprang ſie auf.

„Nun gelt? Ich ſoll ſie doch wohl wieder ins Haar ſtecken?“ fragte ſie; und als er es bejahte, hüpfte ſie vor den Spiegel, der zwiſchen den Fenſtern an der Wand hing. Er war hinter ſie getreten, und während ihre beiden Hände droben am Haupte beſchäftigt waren, umfing er ſie mit ſeinen Armen und zog ſie rücklings an ſein Herz.

Sie ſträubte ſich, aber er nickte ihr lächelnd, Verſöhnung

heiſchend, im Spiegel zu, ſeine Lippen flammten auf ihren Wangen, auf ihrem Halſe, ſie fühlte ihren Leib an den ſeinen gepreßt, und in die Küſſe, mit denen nun auch ſie ihm Stirn und Mund bedeckte, miſchte ſich eine Glut, die vorher nicht auf ihren Lippen geweſen war.

„Jetzt aber das Halsband," rief ſie, indem ſie ſich freimachte, „das Halsband für den Schnipp!" Sie ſchlug den Deckel des Koffers zurück, griff in dieſen hinein und hielt triumphierend ein blaues, mit Silberperlen geſticktes Band empor.

„Da ſchau her," rief ſie, „iſt's hübſch?"

Er nahm es in die Hand. „Ich bin Schnipp," las er, zierlich mit Perlchen darauf geſtickt. „Und da unten in der Ecke," ſagte er, „da ſteht ja noch etwas? Gewidmet von H. H." Er brach in lautes Lachen aus.

„Aber das iſt ja reizend!" rief er.

Sie ſtand ganz verſchämt. „Gefällt's Dir?" fragte ſie.

„O Du kleine Künſtlerin," erwiderte er, „das mußt Du dem Schnipp gleich ſelber umbinden. Hier, Schnipp, komm her!" Er ſetzte ſich auf den Stuhl und ließ den Hund auf ſeine Kniee ſpringen, während Hildegard ſich zur Erde kauerte, um ihm das Band um den Hals zu knüpfen. Zunächſt machte Schnipp ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Was ſoll denn daraus werden?" Dann wurde ihm die Sache unbequem und er ſprang zu Boden. Sie griff nach ihm, um ihn feſtzuhalten, der Hund glaubte, daß ſie mit ihm ſpielen wolle und fuhr blaffend um ſie herum; bei den vergeblichen Verſuchen, ihn zu erhaſchen, ſank ſie zur Erde und ſo, das Haupt auf den Arm gebettet, lachend, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen, lag ſie auf der Diele.

Kurt Steigendorf blickte auf ſie herab; er ſah ihr blumendurchflochtenes Haar, ihren wogenden Buſen, ihre kleinen, mit zierlichen Morgenſchuhen bekleideten Füße; in ihrer Aufgelöſtheit erſchien ſie ihm wie eine trunkene Bacchantin, und ein Strom wilden verlangenden Blutes ſchoß zum Herzen empor.

„Komm," ſagte er, indem er mit beiden Armen zu ihr hinuntergriff und ſie emporhob. Seine Stimme hatte einen heiſeren unterdrückten Klang. Schnipp wurde noch einmal herangerufen, er hielt ihn feſt und nun ging das Umlegen des Halsbandes ohne Anſtoß vor ſich.

„Jetzt ſchau ihn an," ſagte ſie, indem ſie, am Boden ſitzend, das Haupt zurückgebeugt, ſo daß es ſein Knie berührte, den Hund emporhob, „gefällt Dir das Hunderl jetzt?"

In der That ſah das Tierchen allerliebſt aus, man konnte keinen geſchmackvolleren Putz für dasſelbe erſinnen.

„Ja," ſagte er, indem er ſie emporzog und auf ſeinen Schoß ſetzte, „das Werk Deiner Hände gefällt mir, wie Deine Hände ſelbſt mir gefallen, wie alles an Dir mir gefällt, wie Du ſelbſt mir gefällſt." Er drückte ihre Hände, er hob ſie an ſeine Lippen, er preßte ihre Geſtalt in ſeine Arme, und in all dieſen Bewegungen war eine heiße, verzehrende Glut.

Anfänglich ließ ſie ihn gewähren, denn das Lachen vorhin hatte ſie ganz erſchöpft, dann wehrte ſie ſeinen ungeſtümen Händen.

„Nicht ſo," flüſterte ſie, „o nicht doch ſo — ſieh doch, wie die Mutter Gottes uns zuſchaut."

„Wer?" fragte er überraſcht.

„Dort, die Mutter Gottes," und ſie nickte mit dem Kopfe nach dem Madonnenbilde hin. Seine Augen folgten der Richtung, die ſie angab.

„Sieh nur, wie ernſt ſie ausſchaut," fuhr ſie fort, und ſie dämpfte den Ton, als wenn das Bild ſie hören und verſtehen könnte. Kurt von Steigendorf ſchwieg und blickte ſie von der Seite an.

„Du ſollſt mir eins ſagen," hub ſie nach einer Pauſe an, „Du biſt ein Berliner, alſo biſt Du auch ein Proteſtant, nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte er, „warum fragſt Du?"

„Iſt's wahr, daß Ihr keine Mutter Gottes habt, Ihr Proteſtanten?"

„Ja, das iſt wahr," ſagte er. Sie blickte ihm in das Geſicht.

„Ach wie ſchrecklich das ſein muß!"

Er wollte lächeln, aber als er ihr ernſtes Geſicht erblickte, zog ſein Lächeln ſich zurück.

„Wenn ich dächte, daß ich ohne Mutter Gottes leben ſollte," ſprach ſie wie in Gedanken vor ſich hin, „ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen ſollte."

Er ſchwieg.

„Denn ſiehſt Du," fuhr ſie fort, „ich hab' keine Menſchenſeele, aber die Mutter Gottes iſt bei mir, mit ihr ſpreche ich alle Abende und erzähle ihr alles."

Ihr Blick hing mit ſonderbar ſtarrem Ausdruck an dem Bilde, ſie neſtelte ſich tiefer in ſeinen umſchlingenden Arm, beinah als wenn ſie Furcht empfände.

„Aber die da ſieht auch gar ſo ſtreng aus," ſagte ſie, „beinahe bös — findeſt Du es nicht?"

Er vermochte noch immer kein Wort zu erwidern. Sie drückte das Haupt an ſeinen Hals.

„Weißt," ſagte ſie, „wenn Du — wenn Du bei mir

biſt, werd' ich ein Tuch über ſie hängen, ich meine, ſie ſieht's nicht gerne? Denn von der Liebe — ich meine, ſo wie wir uns lieb haben, Du und ich — da weiß ſie doch eigentlich nicht viel davon? Dazu iſt ſie doch viel zu fromm? Und dann, der heilige Joſeph, ja nun ja, es iſt wohl ein heiliger Mann, aber ſo alt, gar ſo alt — gelt?"

Kurt von Steigendorf gab keine Antwort; in lautloſem Staunen blickte er das ſonderbar liebliche Weſen an, das er im Arme hielt, und lauſchte ihrem Munde, der ihm plaudernd den Einblick in ein Seelenleben erſchloß, wie ihm noch keins begegnet war.

„Wie merkwürdig," das war alles, was er empfand, „wie merkwürdig!" Thorheit und unbewußte Weisheit durcheinander in ſüßem Geſchwätz, wie das Rieſeln einer Quelle aus dunklem, duftendem Mooſe hervor.

„Siehſt Du Bilder gern?" fragte er.

„Ja, gern — damals, als ſie einmal in München geweſen ſei, da hätte ſie Bilder geſehen, die wären prachtvoll geweſen und hätten ihr ſehr gefallen."

„Dann wollen wir einmal zuſammen in das Muſeum gehen — willſt Du?" Sie nickte.

„Ob ſie gern ins Theater ginge?" fragte er weiter.

Sie zuckte auf und faßte ſeine Hand mit beiden Händen.

„O das Theater! ja, da möchte ſie gern, gern einmal hinein!"

„Ob ſie lieber ein Luſtſpiel ſähe?" forſchte er weiter.

„Ach nein — das möchte ſie nicht; etwas Ernſtes müßte es ſein, etwas ſo recht Erhabenes, und womöglich in Verſen! Ein klein wenig traurig dürfte es auch ſchon ſein, o ja, daß man tüchtig dabei weinen könnte, aber lieben

müßten ſie ſich in dem Stück, ſo recht natürlich lieben, daß man ſo von Herzen dran glauben könnte, und ſo feſt müßten ſie aneinander hangen, daß man ſo recht ein Gefühl bekäme, wie die ganze Welt um ſie herum zerbrechen könnte, und es ihnen doch nichts anhaben könnte.“ Sie unterbrach ſich plötzlich und ſchaute ihn mit verſchämten Augen an:

„Ich ſprech' recht einfältiges Zeugs, nicht wahr?“ fragte ſie.

Er küßte ſie ſanft auf den Mund.

„Nein,“ ſagte er, „ich könnte Dir ſtundenlang zuhören, wie Du ſprichſt. Dabei fällt mir ein, morgen wird der Fauſt im königlichen Theater gegeben — möchteſt Du den einmal ſehen?“

Sie neigte ganz leiſe das Haupt.

„Gut alſo,“ fuhr er fort, „ich werde Dir ein Billet ſchenken — willſt Du?“

Mit einem Jauchzen fiel ſie ihm um den Hals.

„O Du guter, guter Mann Du!“ rief ſie.

„Ich werde es in ein Couvert ſtecken und Dir im Laufe des Tages in Dein Geſchäft ſenden; um ſechs Uhr mußt Du im Opernhauſe ſein, da fängt es an.“

„O je,“ ſagte ſie, „um ſechs Uhr? Da iſt mein Geſchäft aber noch nicht geſchloſſen.“

„Kannſt Du Dich denn nicht einmal etwas früher losmachen?“ fragte er. Sie überlegte. Dann warf ſie den Kopf zurück.

„Ach was,“ ſagte ſie, „ich weiß zwar, ſie ſehen's nicht eben gern, aber einmal iſt keinmal — ich werd' mich ſchon herausbringen, daß ich zur Zeit im Theater bin. Wirſt Du auch hinkommen?“

„Ja freilich," antwortete er, „wir ſitzen nebeneinander."

„Bei einander!" und ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals, „bei einander ſitzen wir und ſehen das ſchöne, ſchöne Stück in dem ſchönen Theater! Wie das ſchön ſein wird! Wie ich mich freue auf morgen! — Auf morgen! auf morgen!" wiederholte ſie, indem ſie tänzelnd vor Vergnügen umherhüpfte.

Er ſah ihr ſchweigend zu; immer, wenn ſie lachte, oder ſich über etwas freute, geriet ſie wie in einen Taumel und Rauſch — daran mußte er denken, und das Bild fiel ihm wieder ein, wie ſie ihm einer Bacchantin gleich erſchienen war.

Seine Bruſt hob ſich in tiefen Atemzügen, ſeine Naſenflügel zitterten leiſe — es war, als wenn er noch etwas auf der Seele, noch etwas zu ſagen hätte — aber er ſtand auf, unwillkürlich den Kopf ſchüttelnd, wie wenn er eine ſtumme Anfrage ſeines Innern mit „Nein" beantwortete, wie wenn er etwas, das aus der dunklen Tiefe heraufverlangte, zurückwieſe.

Er trat an das Fenſter und legte die Stirn an die Scheiben; draußen war es dunkel geworden, die Laternen brannten, er ſah nach der Uhr.

„Wahrhaftig," ſagte er, „es geht auf zehn; ſie werden gleich die Hausthür ſchließen. Nun alſo denn, Du meine Süße, Geliebte, leb' wohl."

Faſt unbewußt waren dieſe Worte über ſeine Lippen gequollen, mit ausgebreiteten Armen ſtand er mitten im Zimmer, ſie eilte in ſeine Arme und ſchmiegte ſich hinein, an ſeine Bruſt.

„Mußt wirklich ſchon gehen?" fragte ſie leiſe, „iſt's gar ſo ſpät ſchon?"

„Ja, ja — ich muß," gab er flüſternd zur Antwort.

„Nun denn alſo — auf morgen?" fuhr ſie fort.

„Morgen — ja morgen," ſagte er, und „Morgen — morgen," wiederholte ſie, indem ſie ihn zu jeder Wiederholung des Wortes küßte.

Er machte ſich los, er kam zurück und umfaßte ſie noch einmal, er riß ſich zum zweitenmal los, und während ſie, im Zimmer ſtehend, ihm Kußhände nachſchickte, ging er hinaus, die Treppe hinab, eilig, haſtig, beinah', als flüchtete er vor etwas; die Hausthür fiel dröhnend hinter ihm zu, er trat auf die gegenüberliegende Seite der Straße und blickte zurück, zu ihren Fenſtern hinauf. Eines derſelben war geöffnet, und aus demſelben beugte ſich etwas heraus, und in die dunkle Nacht löſte ſich ein weißer, leuchtender Arm hinaus, ihm nachwinkend „Fahr' wohl, fahr' wohl!"

„O ja — fahr' wohl," liſpelte er vor ſich hin, und es war ihm, als er dahinſchritt, als umſtrömte ihn noch einmal der Duft der holden Geſtalt, die er am Herzen gehalten hatte; in ſeinen Ohren klang ihr ſüßes „Auf morgen," und das ſtürmende Blut, das in ſeinen Ohren hämmerte und brauſte, gab das Echo zurück „Morgen! morgen!" Es ſchlang den Laut in ſeine heißen Wellen und trug ihn wirbelnd durch alle Adern und Kanäle dahin, an jedem Organe anpochend, ihm zurufend „Morgen! morgen!" und der ſanfte Laut, der wie der Hauch auf eines Engels Lippen geboren war, verwandelte ſich in den gewaltſamen Schrei tobender Dämonen, die mit glühenden Geſichtern aufſtanden und nach Sättigung verlangten. —

Als am Abende des nächſtfolgenden Tages ſpät nach zehn Uhr der Vorhang des Opernhauſes über Gretchens Leid

und Liebe gefallen war, hörte Kurt von Steigendorf einen langen, tiefen Seufzer an ſeiner Seite, und das war beinahe das erſte Lebenszeichen, das Hildegard ſeit dem Beginne der Vorſtellung von ſich gab.

Die ſtarren Augen auf die Bühne gerichtet, die Hände im Schoße zuſammengefaltet, ſo hatte ſie geſeſſen; wenn er ſie in den Zwiſchenpauſen fragte, ob ſie mit ihm hinausgehen wollte, hatte ſie ſchweigend das Haupt geſchüttelt; nicht die Ausſchmückung des herrlichen Raumes, nicht die Menſchen rings um ſie her, nur die wunderbaren Dinge waren für ſie vorhanden, welche dort vor ihr ſich begaben, und der großen Dichtung brauſender Strom ging über ſie dahin wie die Flut des Meeres, in dem ſie verſank und ertrank.

Sie hatten in der innerſten Mitte des Parketts geſeſſen und mußten jetzt einen Augenblick warten, bis daß die Sitzreihe, an deren Ende ihre Plätze lagen, ſich entleert hatte. Er ſtand neben ihr und fand Zeit, ſie ſchweigend anzuſchauen. Noch immer ſaß ſie, wie gebannt, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der alle Herrlichkeit verbarg; in ihren Augen ſtanden zwei große Thränen, jetzt löſten ſich dieſelben und floſſen langſam an ihren Wangen herab.

Er beugte ſich zu ihrem Ohre nieder. „Komm, Hildegard," ſagte er, „wir müſſen gehen."

Sie erhob ſich, ohne ihn anzuſehen. Draußen reichte er ihr den Hut und Überwurf, dann bot er ihr den Arm.

„Iſt es Dir kalt?" fragte er, als ſie in die Nacht hinaustraten; er hatte gefühlt, wie ſie zuckte und ſchauerte.

„Das nicht," gab ſie leiſe zur Antwort, „aber — ich weiß nicht — wie ſagt doch das Gretchen? Mir läuft eine Schauer übern Leib — ſo iſt mir."

Er drückte ihren Arm fester und schlug einen Weg durch möglichst einsame Straßen mit ihr ein; an einer ganz menschenleeren Stelle blieb er stehen und schlang den Arm um ihren Leib; er fühlte, wie sie zitterte.

Mit einem dumpfen Seufzer sank sie an seine Brust und blieb an seiner Brust liegen, so daß er selbst sie wieder aufrichten mußte.

„Komm," sagte er flüsternd, „komm."

Sie setzten schweigend ihren Weg fort. Als sie vor Hildegards Wohnung angelangt waren, stieg er mit ihr die Stufen zur Hausthür hinauf, und mit dem Schlüssel, den sie ihm einhändigte, schloß er die Pforte auf. Dann standen sich beide im Dunkel gegenüber, vor der erschlossenen, aber noch nicht geöffneten Thür, ohne Wort, ohne Laut, so daß jeder des andern schwere Atemzüge hörte. Und dann ergriff er leise, leise ihre Hände. Sie hob das Antlitz und schaute ihn an; es war das erste Mal, daß sie ihn heute abend anblickte, und es war ein wunderbarer Blick; Zukunft und Gegenwart, beides lag darin. Wie ein Gewittergewölk, das langsam aus fernen Tiefen empordunstet, die Zukunft; wie ein Sonnenblick, der unter der lastenden Masse um so funkelnder Himmel und Erde überstrahlt, die Gegenwart — und die Gegenwart trug den Sieg davon. Er schaute sie an — und ohne daß er ein Wort gesagt, wußte sie, daß er eine Frage an sie gerichtet hatte — sie schaute zurück, und ohne einen Laut von ihrer Seite wußte er, daß sie auf seine Frage geantwortet hatte — die Pforte ging leise knarrend auf, und hinter beiden fiel sie dumpf hallend ins Schloß. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später fand das Einweihungsfest bei

Großbergers ſtatt; das châtel wurde in Scene geſetzt und es geſchah in großartiger Weiſe.

Die weit geöffnete Pforte des Hauſes ſchlang ganze Ströme von Gäſten ein; nicht Berlin allein ſtellte ſich zu dem Abende ein, bis in die Provinzen, zum Teil nach entlegenen Orten waren Einladungen hinausgeflattert und faſt jede derſelben brachte einen Gaſt als Rückfracht heim. Es gab ſo manchen Gutsbeſitzer und Induſtriellen da draußen, der allen Grund hatte zu zeigen, wie hoch er die Ehre einer ſolchen Einladung zu ſchätzen wiſſe.

In den prunkvollen Räumen fluteten die Menſchenſtröme auf und nieder, mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, indem ſie ſich zunächſt dem in der Mitte gelegenen Saale zuwandten, um von dort nach rechts und links auseinander zu ſpritzen. In jenem Saale ſtand mit der Miene des Polykrates, der auf das beherrſchte Samos niederſchaute, Herr Großberger und empfing ſeine Gäſte.

Ihm zur Rechten ſtand ſeine Frau, eine gleichfalls ziemlich behäbige Dame, die unter den prachtvollen Diamanten, mit denen ſie geſchmückt war, etwas ſelbſtzufrieden auf die huldigenden Menſchen herabblickte, zu ſeiner Linken eine junge Dame, ſeine Tochter, Fräulein Clara Großberger.

Als Kurt von Steigendorf ſeinen Überzieher in der Garderobe abgegeben und ſeine Nummermarke in Empfang genommen hatte, fühlte er ſich unter den Arm gefaßt; es war der Juſtizrat, der ihn begrüßte.

„Kommen Sie mit," ſagte er, „ich ſtelle Sie ſogleich den Damen des Hauſes vor."

Dieſer Mühe aber ward er überhoben, denn ſobald

Großberger den jungen Mann auf der Schwelle erſcheinen ſah, ging er ihm mit ausgeſtreckten Händen entgegen.

„Charmé, Sie bei mir zu ſehen," ſagte er, „charmé."

„Liebe Eugenie," wandte er ſich an ſeine Frau, „erlaube, daß ich Dir vorſtelle: Herr von Steigendorf — habe Dir erzählt —" fügte er mit einem vielſagenden Blicke hinzu. — Die Herrin des Hauſes war etwas herablaſſend, aber gnädig — „ſie hätte durch ihren Mann und den Juſtizrat viel Gutes von ihm gehört."

„Liebe Clara," wandte Großberger ſich nach links, „erlaube, daß ich Dir vorſtelle: Herr von Steigendorf." Fräulein Großberger war gerade im Geſpräch mit anderen begriffen, ſie wandte ſich daher kurz um und ſtreifte Kurt von Steigendorf mit einem flüchtigen, aber durchdringenden Blick; während ſie leicht das Haupt zum Gruße neigte, kam es ihm vor, als ob ein Lächeln, ſchnell wie ein Gedanke, über ihr Geſicht dahinglitt.

„Ich bitte Sie, nachher meine Tochter zu Tiſche zu führen," ſagte Herr Großberger mit erhobener Stimme, „wir werden das Souper in den Gärten der Semiramis nehmen."

Fräulein Clara, die ihre unterbrochene Unterhaltung bereits wieder aufgenommen hatte, wandte ſich bei dieſen Worten ihres Vaters noch einmal um; diesmal lächelte ſie wirklich.

„Damit Sie verſtehen, was Papa meint," ſagte ſie, „ſo müſſen Sie wiſſen, daß unſer Gewächshaus in gleicher Höhe mit dieſem Stockwerk liegt; Papa meint, es ſei ein ſchwebender Garten, und deshalb nennt er das Treibhaus den Garten der Semiramis."

Sie wandte ſich ab; andere Gäſte traten heran, begrüßten und wurden begrüßt, und von ihrem Strom erfaßt, ließ

ſich Kurt von Steigendorf durch die ſtrahlenden Gemächer, die ſich links und rechts in langer Flucht öffneten, dahintragen. Der maſſive Reichtum, der ihm hier entgegentrat, erdrückte ihn faſt.

Das Licht der großen kryſtallenen Kronleuchter ſpiegelte ſich in den parkettierten Fußböden und überflutete die Scharen anmutiger Frauen, die ſich auf den Rundſofas, unmittelbar unter den Kronleuchtern, zuſammendrängten; ungeheuere Vaſen von Alabaſter und Malachit ſtanden auf Tiſchen von vergoldeter Bronze in den Fenſterniſchen, die Wände waren mit Bildern moderner Meiſter bedeckt.

Alles war vorhanden, nur eine Kleinigkeit fehlte: die Behaglichkeit. In dieſen Zimmern konnte man rauſchende Feſte feiern, aber nicht wohnen; dieſe Bilder und Kunſtwerke waren nicht Stück für Stück mit dem Auge des Liebhabers und Kenners ausgeſucht und erſtanden, man merkte, daß ſie „im Ramſch“ zuſammengekauft waren. Irgend ein Kunſthändler hatte den Auftrag bekommen, eine „Galerie“ zu liefern — und da war die Galerie.

Und ſo wie mit der Bilderſammlung, war es mit der Bibliothek beſchaffen, welche am Ende der einen Zimmerreihe in einem mit prachtvoller, dunkelbrauner Holztäfelung verſehenen Raume aufgeſtellt war. Dichter aller Zeiten und Länder prangten in der gemeinſamen Farbe rot-leuchtender Einbände mit Golddruck, und das Gewand der älteſten von ihnen war unberührt wie das der jüngſten; in braunen endloſen Reihen ſtanden die Batterien ſchweren Kalibers, die Werke der Geſchichte und Volkswirtſchaftslehre; die Naturwiſſenſchaft trug ein dunkelgrünes Kleid. Außer dem Buchhändler, welcher den Bücherſchatz beſorgt hatte, ſchien bei der

Aufstellung desselben auch ein Maler mit gewirkt und für die richtige Farbenabtönung der Einbände Sorge getragen zu haben.

Um der Dekoration nach oben einen passenden Abschluß zu geben, standen auf den Bücherschränken Büsten von Homer, Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Molière und anderen, die sich mit verdutzten Augen anschauten, als wenn sie fragen wollten: „Wie kommen wir eigentlich hier herein?“

Ein Rauschen und Brausen, von unzähligen redenden Menschenstimmen und wandelnden Menschenfüßen erzeugt, schwirrte und wogte durch die geschmückten Räume; die Gäste, die sich zum größten Teile heute zum ersten- und auch voraussichtlich zum letztenmal sahen, gingen aneinander vorüber, als ob sie sich in einem Gasthause oder sonstigen öffentlichen Lokale befänden.

Dann kam ein Drängen nach einem gemeinsamen Ziele in die Masse: in dem großen Saale hatten die Damen auf Stuhlreihen Platz genommen, eine einzelne Stimme ertönte in der lauschenden Versammlung; ein Improvisator ließ sich hören. Nachdem er geendet und mehrere Applausſalven geerntet hatte, fing das Schieben, Wandeln und Plaudern der Massen von neuem an, bis abermals in dem großen Saale ein neues Bild die Aufmerksamkeit fesselte: ein Zwergenpaar stellte sich auf einem in die Mitte des Saales gerückten Tisch vor. Was man sonst nur für Geld im Cirkus zu sehen bekam, bei Großberger gab es das umsonst.

Nachdem auch die Zwerge ihre Schuldigkeit gethan hatten, verschwand der Wirt für einen Augenblick aus dem Saale, um gleich darauf mit leuchtendem Antlitz zurückzukehren.

„Meine Herrſchaften," rief er laut und in einer Aufregung, die ihm längere Sätze verbot: „Die Siameſen!"

Ein allgemeines „Ah" rauſchte durch den Saal, und gleich darauf wackelten die zuſammengewachſenen oſtaſiatiſchen Brüder herein. Herr Großberger ſah ſich um — „ob er Feſte zu geben verſtand?" Er hatte jetzt in ſeiner Haltung etwas von Napoleon.

Kurt von Steigendorf hatte ſich von der Maſſe in den Saal ſchieben laſſen, und der Zufall hatte ihn ſo geführt, daß er nicht weit von Fräulein Großberger ſtand. Er konnte ihr Geſicht mit mehr Muße betrachten als vorhin. Es war nicht häßlich, beinah hübſch, aber um wirklich hübſch genannt zu werden, fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit; ein Ausdruck von Kälte lag auf ihren Zügen, der ſich beinah bis zum Mißmute ſteigerte. Sie hatte die Zwerge kaum eines Blickes gewürdigt und ſchenkte den Siameſen ebenſowenig Aufmerkſamkeit; indem ſie ihren Vater anſah und deſſen Aufgeregtheit bemerkte, ging ein unmerkliches ſpöttiſches Lächeln über ihr Geſicht. Großberger trat jetzt auf ſie zu.

„Du weißt, daß ich die Orgényi engagiert hatte, die Orgényi hat abgeſagt," äußerte er mit lauter Stimme, „hat in letzter Stunde in der Oper ſingen müſſen."

„Dann können wir ja zum Abendeſſen gehen," entſchied Clara Großberger, indem ſie ſich raſch erhob. Der Ausfall der einen Programmnummer ſchien ihr ebenſowenig Kummer zu bereiten, als die vorhergehenden ihre Teilnahme abgerungen hatten.

„Zum Souper, meine Herrſchaften, wenn ich bitten darf!" rief der Herr des Hauſes; die Flügelthüren gingen

auf, und es entstand ein Brausen und Rauschen, indem jeder Herr seine Dame suchte.

Als Clara sich nach ihrem Herrn umwandte, stand Kurt von Steigendorf bereits neben ihr. Sie nickte, wie wenn sie sagen wollte: „Bravo; er ist bei der Hand, wenn man ihn braucht," ihr Gesicht aber behielt seinen gleichgültigen Ausdruck, sie ergriff seinen Arm und ließ sich von ihm führen, indem sie ihm durch leichte Drucke die Richtung andeutete, die er einzuschlagen hatte.

„Man glaubt zu führen und man wird geleitet," sagte er, als er ihre lenkenden Bewegungen spürte.

„Frei nach Goethe," erwiderte sie, „Sie sind wohl überhaupt ein großer Verehrer Goethes?"

„Weshalb? Bloß weil ich ein Wort von ihm citiere, das jeder Mensch kennt?"

Sie blickte ihn von der Seite mit den scharfen, klugen Augen an.

„Oder sollten Sie andere Ziele als Goethe suchen, wenn Sie in den Faust gehen?" fragte sie.

Er zuckte unwillkürlich zusammen.

Unterdessen waren sie an ihren Plätzen angelangt und ließen sich nebeneinander nieder. Er konnte noch nicht wieder zu Worte kommen.

„Bitte, schenken Sie sich ein," sagte sie völlig ruhig, indem sie den Hals einer Champagnerflasche, die im Kühleimer auf dem Tische stand, nach ihm hindrehte. Er füllte schweigend ihrer beider Gläser, währenddem zog sie die Handschuhe von den schlanken, weißen Händen und blickte musternd über die Tafel. Dann hob sie das Glas an die Lippen und schaute ihm über das Glas hin ins Gesicht.

„War es hübsch neulich im Faust?“ fragte sie leise.

„Also — Sie — Sie waren im Theater?“ platzte er verlegen heraus.

„Es scheint fast so,“ erwiderte sie mit ihrem spöttischen Lächeln. „Übrigens scheinen Sie das Stück zu kennen.“

„Weshalb?“

„Weil Ihre Augen viel weniger auf der Bühne waren,“ fuhr sie mit unzerstörbarem Gleichmute fort, „als anderswo.“

„Jedenfalls aber darf man Ihnen zu Ihren Augen gratulieren,“ fuhr er auf, „sie scheinen Ihnen ausgezeichnete Dienste zu leisten!“

Die Art, wie sie ihn ausforschte, empörte ihn, er war heftig geworden und sah sie mit blitzenden Augen an. Sie ertrug seinen zürnenden Blick und ihr Gesicht nahm zum erstenmal einen lebendigeren Ausdruck an als bisher; er sah hübsch aus in seinem Zorn, er gefiel ihr; die reiche Tochter des reichen Großberger hörte Tag aus Tag ein nur Komplimente und Schmeicheleien, es war ein prickelnder Reiz, einmal von einem Manne etwas rauher angefaßt werden.

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe,“ sagte sie leichthin, „was können Sie dafür, daß der Zufall Ihnen eine so hübsche Nachbarin an die Seite gesetzt hatte?“

Er errötete bis unter die Stirnhaare und blickte stumm auf seinen Teller nieder; auf die Art entging es ihm, wie sie ihn von der Seite betrachtete.

Noch nie hatte er sich einer Frau gegenüber so verwirrt gefühlt; es war ihm aber auch noch keine so keck erschienen. Daneben überlegte er, daß sie ihn also schon vor dem heutigen Abende gekannt hatte? Er war ihr nie vorgestellt worden, sie hatte sich ihn mithin zeigen lassen? Sie hatte

ihn im Theater mit den Augen verfolgt, aufmerksam verfolgt? Aus ihren Worten und Fragen klang etwas heraus, das man, wenn man wollte — Eifersucht hätte nennen können! Er fuhr vor seinen eigenen Gedanken zurück und traf sie mit einem zürnend staunenden, fragenden Blick. Als Clara Großberger den Blick auf ihrem Antlitz brennen fühlte, verließ sie ihre gleichgültige Kälte, eine flammende Glut loderte ihr vom Halse zu den Schläfen hinauf und ihrerseits neigte sie das Haupt.

Ein wilder sinnlicher Gedanke sprang plötzlich wie ein heißer Quell in ihrem Innersten auf: wie köstlich es sein mußte, einmal einem Manne gegenüber zu stehen, vor dem man sich fürchten könnte! Kurt von Steigendorf sah jetzt gerade so aus, als ob er der Rechte dazu sein könnte.

„Sie müssen heut alle Leiden eines Einweihungsfestes überstehen," sagte sie nach längerem Schweigen über den Rand ihres Fächers hin zu ihm, „nachher wird auch noch getanzt — tanzen Sie?"

„O ja," erwiderte er, und es fiel ihm ein, daß er verpflichtet sei, sie zum Tanz zu engagieren; seine Aufforderung wurde mit einer leisen Neigung des Hauptes angenommen.

Das Abendessen ging zu Ende, obschon es den Anschein gehabt hatte, als könnte das Gebirge von Luxus und Genuß, welches dies Abendessen darstellte, gar nicht in menschlichen Magen, und wären ihrer Legion gewesen, untergebracht werden.

Aus dem Garten drunten drang das Geräusch von gerückten Stühlen und Tischen herauf; in den Gärten der Semiramis erhob man sich gleichfalls, und in dem Augenblick schmetterten auch bereits die Trompeten der Musikkapelle die einleitenden Takte der Polonaise. An die Polonaise schloß

ſich ein Galopp, und als Kurt von Steigendorf Clara Großberger zu dieſem in die Arme nahm, und ſie ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte, durchrieſelte es ſie wie vorhin. Wie breit dieſe Bruſt war, wie ſtark der Arm, mit dem er ſie umfing, wie hochgewachſen er ſie überragte! Wer in dieſem Augenblick ihr Geſicht beobachtet hätte, der würde geſehen haben, wie ihre Augen ſich dämmernd ſchloſſen und ihre Lippen ſich leiſe lechzend öffneten.

Kurt von Steigendorf war ein ausgezeichneter Tänzer, er trug die leichte Geſtalt des Mädchens wie im Fluge durch den Umkreis des geräumigen Saales; ſie ſchmiegte ſich feſter an ihn, er führte ſie zum zweitenmal dahin; als er mit ihr zu dem Ausgangspunkte zurückkam, hörte er, wie ſie ſchwer, beinahe ſeufzend atmete, und er fühlte, wie ihr Körper in ſeinen Armen heiß zu werden begann. Sie mochte wohl genug haben, aber nun ſchoß auch ihm etwas Glühendes in das Blut; er dachte an vorhin, an die Pein, die er durch ſie erlitten, an ihre Fragen, über die er ſich geärgert hatte, ſie war in ſeiner Gewalt — zum drittenmal riß er ſie wirbelnd dahin, und obgleich ſie jetzt vor Ermattung ſtöhnte und offenbar erſchöpft war, mußte ſie ihm noch ein viertes Mal rings um den Saal herum folgen.

„Hören Sie auf — hören Sie auf," ſagte ſie ächzend; er ließ ſie frei und führte ſie zu einem Sitz.

Dort ſank ſie nieder, das glühende Geſicht hinter dem Fächer bergend, atemlos, ermattet. Er ſtand neben ihr, auf ſie niederblickend, ſie aber ſenkte das Haupt, um ſeinen Anblick zu vermeiden. Sie befand ſich in einem unbeſchreibbaren Zuſtande, ſie war außer ſich; ſie hatte ein Gefühl, als hätte ſie einen Kampf mit ihm beſtanden und ſei unterlegen, und in das Gefühl der Demütigung über ihre Nieder-

lage miſchte ſich die Erinnerung an die Wonne, mit der ſie ſich in ſeiner Gewalt empfunden hatte. Als er ſah, daß ſie der Unterhaltung mit ihm auswich, wandte er ſich ab. In dem Augenblick richtete ſie das Haupt auf und folgte ihm mit den Augen: „Ob er eine andere zum Tanze engagieren würde?“ Er hatte indes, ſo ſchien es, keine Luſt dazu; er beſchaute den wogenden Schwarm, dann verſchwand er im Nebenzimmer. Sie hatte ihn betrachtet, als er ſo ſtand; keine Spur von Ermattung oder auch nur Erhitzung war an ihm wahrzunehmen geweſen.

Spät nach Mitternacht endete der Tanz und die Gäſte begannen den Rückzug. Schnell wie ſie ſich gefüllt hatten, leerten ſich die Räume, und als Kurt von Steigendorf ſich von den Gaſtgebern verabſchieden wollte, ergriff Herr Großberger ſeinen Arm.

„Würde mich freuen,“ ſagte er leiſe, damit die übrigen es nicht hören ſollten, „wenn Sie noch zu einer Cigarre bleiben wollten: man ſpricht gern noch ein vernünftiges Wort nach ſo etwas.“

Kurt trat zur Seite, und bald darauf kam Herr Großberger zu ihm heran.

„So,“ ſagte er, tief aufatmend, „nun kommen Sie, junger Freund.“ Er legte kordial den Arm in den ſeinigen und geleitete ihn nach einem Raume, wo, von duftigem Cigarrenrauche umwölkt, einige ältere Herren, vertraute Freunde des Hauſes, ſaßen und es ſich bei echtem Biere wohl ſein ließen. Unter ihnen befand ſich der Juſtizrat.

„Herr von Steigendorf,“ ſagte Großberger, vorſtellend, und wenn Kurt es nicht vorher ſchon bemerkt hätte, ſo mußte er jetzt an dem Ausdruck der Geſichter, die ſich auf ihn rich-

teten, wahrnehmen, daß er zu den Bevorzugten des Hauſes gehörte.

Großberger ließ ſich in einem Schaukelſtuhle von amerikaniſchem Holze mitten im Zimmer nieder, zündete ſich eine Cigarre an und knöpfte die Weſte auf. Man unterhielt ſich bei ſeinem Eintritte über Politik und Handelskonjunkturen, und nachdem er eine Weile ſchmauchend zugehört, griff er in das Geſpräch ein. Es dauerte nicht lange, ſo beherrſchte er das Feld. Er ſprach in fließender Rede, er ſprach ausgezeichnet. Kurt von Steigendorf hörte ihm ſtaunend zu; war das derſelbe Mann, der ihm während des bisherigen Abends heut einen ſo unbedeutenden, beinah abgeſchmackten Eindruck gemacht hatte? Er hörte politiſche Verhältniſſe mit einer Klarheit auseinanderſetzen, daß ihm zu Mute wurde, als rollte ſich die Karte Europas zum erſtenmal vor ihm auf, und in dieſe Karte zeichnete Großberger Eiſenbahnkombinationen, Verbindungswege von wahrhaft genialer Kühnheit ein.

Während er mitten im beſten Sprechen war, rauſchte ein Frauenkleid auf der Schwelle, Fräulein Clara trat herein; die Mutter ſchien ſich zur Ruhe begeben zu haben. Weder Herr Großberger noch einer der ſonſtigen Anweſenden nahm von dem jungen Mädchen Notiz; man war daran gewöhnt, daß ſie ſich als ſchweigende Zuhörerin in dem Kreiſe der Männer einfand. Aus einer der Schachteln, die auf den Tiſchen rings umher verſtreut ſtanden, nahm ſie eine Cigarette und zündete ſie über der Lampe an; während ſie das that, gingen ihre Augen ſuchend im Kreiſe umher — dort, in der Ecke hinten, ſaß er, den ſie ſuchte.

Die nackten Schultern mit einem weißen Burnus um-

hüllt, nahm ſie am geöffneten Fenſter Platz, den Arm auf das Fenſterbrett geſtützt, das Haupt in der aufgeſtützten Hand ruhend. Sie ſaß ziemlich weit von den Männern entfernt, hinter dem Rücken derſelben, nur einem konnte ſie von ihrem Platze aus gerade ins Geſicht ſehen und an deſſen Geſicht hafteten ihre Augen.

Kurt von Steigendorf bemerkte anfänglich nichts davon, denn er hing mit Augen und Ohren an dem redenden Manne dort in der Mitte des Zimmers, der ihm mit jedem Worte merkwürdiger erſchien.

Es giebt kaum etwas, was in einem jungen begabten Manne alle geiſtigen Kräfte ſchneller und energiſcher weckt, als wenn ihm von berufener Seite ein Bild der großen Weltverhältniſſe entwickelt wird, in denen er ſeine Fähigkeiten gebrauchen ſoll. Das Gefühl des Zweckes geht in ihm auf und läßt ihn jede geiſtige Übung, die er bisher vereinzelt und wie als Selbſtzweck hat betreiben müſſen, als ein Werkzeug zur allgemeinen Kulturarbeit der Welt empfinden.

Als Kurt von Steigendorf, ganz benommen von dieſem Bewußtſein, aufatmend den Kopf erhob, ſah er die dunklen Augen des Mädchens, die ſich von drüben her in ſeine Augen tauchten.

Er fühlte ſich wie gebannt.

Sein Inſtinkt ſagte ihm, daß dieſe Augen ſchon lange, ohne daß er es bemerkt, auf ihm geruht hatten, und der Ausdruck derſelben war merkwürdig, anders als bisher. So wie der Vater, hatte ſich plötzlich, wie es ſchien, auch die Tochter verwandelt. Während des bisherigen Abends waren ihre Augen ihm klein und ſchmal geſchlitzt erſchienen, jetzt waren ſie groß und rund, vorher waren ſie kalt, ſpöttiſch

und klug und nichts weiter als klug gewesen — jetzt war etwas Geheimnisvolles in ihnen, etwas, das in weicheren Augen schmachtende Sehnsucht gewesen wäre, und das in diesen Augen verlangendes Begehren ward.

Er konnte den Blick nicht von ihr wenden; ihre Augen wichen um keine Linie von ihrer bisherigen Richtung, im Gegenteil, sie tranken, wie der gierige Wirbel in dunkler Flut, seinen Blick in sich ein.

Und so entstand zwischen den beiden über die Köpfe der dazwischen Sitzenden hinweg eine stumme, lautlose Unterhaltung. Es war ihm, als hörte er sie fragen: „Erkennst Du nun, wer eigentlich, wie eigentlich mein Vater ist? Daß er kein Narr ist, wie Du gedacht hast, sondern ein kluger, ein bedeutender Mann? Ahnst Du nun endlich, daß die Tochter eines solchen Mannes etwas anderes ist, als Du gedacht hast? Daß sie mehr zu gewähren imstande ist, als Du gedacht hast, und mehr als das kleine, alberne, blonde Geschöpf, an das Du Deine Blicke und Deine Seele neulich im Theater verschwendetest?“

„Aber warum zieht Dein Vater mich zu sich heran? Was will er? Was willst Du von mir?“ so fragten seine Augen zurück. Da sah er die feinen Nasenflügel sich weiten, die weißen Zähne hervortreten und in die schmale Unterlippe greifen, die ganze schlanke Gestalt des Mädchens schien sich in eine lodernde Flamme der Sinnlichkeit zu verwandeln, die nach ihm hinüberzüngelte, und „Dich selbst will ich haben“ sagten die leidenschaftlichen Augen, „Deine stolze, blonde, adlige Männlichkeit, und dafür sollst Du Alles erhalten, was des Mannes Seele mit Glück und Rausch erfüllen kann: Reichtum ohne Maß und Grenze, Ansehen, Macht und Herr-

ſchaft in der Welt — denn über alle dieſe Schätze verfügt mein Vater und mit dem allen wird er Dich, freigebig wie ein König, überſchütten, weil er weiß, daß ich Dich liebe, ich, ſein einziges, angebetetes Kind!"

Kurt von Steigendorf ſenkte das Haupt und wiſchte ſich über die Stirn, es war ihm, als käme er aus einem wachen Traume zurück. Man erhob ſich zum Abſchiede, und in demſelben Augenblick rauſchte die Portière zum Nebenzimmer und Clara Großberger war verſchwunden.

An der Seite des Juſtizrats ging Kurt durch die im Morgengrauen aufdämmernden Straßen.

„Ein geſcheites Haus, ein enorm geſcheites Haus, dieſer Großberger," ſagte der Juſtizrat. „Wie gefällt Ihnen die Tochter?"

Kurt murmelte eine unverſtändliche Antwort.

„Sie machen doch jetzt bald Ihr Examen?" fuhr der Juſtizrat fort.

„Ja," erwiderte der Gefragte kurz und beſtimmt.

Der Juſtizrat blieb vor ſeiner Hausthür ſtehen.

„Das iſt recht," ſagte er, „halten Sie ſich daran." Er beugte ſich zu Kurts Ohren und kniff ihn in den Arm. „Wenn Großberger Sie in Entrepriſe nimmt, und mir ſcheint, er hat nicht übel Luſt dazu, dann iſt Ihr Glück gemacht. Beſchlafen Sie ſich das. Adieu." Und lachend verſchwand er im Hauſe.

Mit einem Gefühle dumpfer Trunkenheit in Kopf und Herzen wanderte Kurt von Steigendorf ſeiner in der Weſtvorſtadt gelegenen Wohnung zu. Als er über den Wilhelmsplatz kam und die erſten Strahlen des neuen Tages aufleuchteten, blieb er ſtehen und reckte die Arme aus — es war

ihm, als ginge die Welt zum erstenmal vor ihm auf, und als müßte er sie an sich reißen mit all ihrer Fülle und Unendlichkeit. —

„Es ist zwar eigentlich eine Thorheit, sich zu unterbrechen, wenn man mitten in der besten Arbeit ist," sagte Kurt von Steigendorf, als er mehrere Tage später nachmittags die Bücher zur Seite schob, über denen er seit dem frühen Morgen gesessen hatte, „aber ich hab's ihr nun einmal versprochen." Er sah nach der Uhr; dreiviertel auf Neun, nun, dann durfte freilich nicht gezögert werden, wenn er Hildegard heut noch sehen wollte.

Er war nicht gerade in rosiger Stimmung, als er langsam seines Weges dahin schlenderte; Examenarbeiten und Liebe — zwei schwer vereinbare Gewalten in des Mannes Leben. Dazu kam, daß es heiß war, und aus der luftigen Vorstadt mußte er in die schwülen Straßen der inneren Stadt hinein.

„Daß sie auch gerade in der unglückseligen Kronenstraße wohnen muß, und daß man zwei steile, unbequeme Treppen erklettern muß, um zu ihr zu gelangen" — er wunderte sich, daß er das früher nicht empfunden hatte.

Es war zwischen ihnen verabredet worden, daß, wenn er sie aufsuchte, er nicht an der Thür anklopfen, sondern an der Wand daneben mit der Hand anschlagen sollte. Des Mädchens feines Ohr vernahm sein Pochen; von innen an die Wand klopfend gab sie ihm Antwort, und dann öffnete sie die Thür.

Sie hatte sich die unschuldige Spielerei so ausgedacht, er war darauf eingegangen und hatte sich jedesmal gefreut, wenn er den hastig-fröhlichen Schlag ihrer feinen Finger-

knöchel an der Wand vernahm und wenn er nachher ſah, wie ſie, über das ganze Geſicht lachend, ſich an ihrer Erfindung erfreute. Als er heute vor ihrer Thür ſtand, überlegte er, daß es doch eigentlich eine rechte Thorheit ſei, die Wand ſtatt der Thür zu benutzen, und er pochte an letzterer an.

Die Thür blieb geſchloſſen — natürlich, denn das war ja doch nicht er, der ſo anklopfte? und wem anders hätte die Pforte ſich öffnen ſollen?

Er wurde ungeduldig und ſchlug mit der Fauſt zweimal neben der Thür an die Wand. In demſelben Augenblick ertönte der Gegenſchlag von innen, man konnte bemerken, wie ſie im Zimmer drinnen auf der Lauer geſtanden hatte. Die Pforte ging auf, und in dem Rahmen der inneren Thür ſtand Hildegard, halb freudig, halb ängſtlich, die Augen forſchend auf ihn gerichtet.

„Je — biſt denn Du es wirklich geweſen?“ fragte ſie, als er eingetreten war und ſie hinter ihm geſchloſſen hatte, „warum haſt denn heut ſo anders angeklopft?“

„Ich — ich hatte nicht daran gedacht,“ erwiderte er gleichgültig, „und außerdem, es iſt doch eigentlich ein bißchen unſinnig.“

„Nicht unſinnig iſt's,“ ſagte ſie ernſthaft, „es iſt doch, damit ich weiß, ob Du es biſt und niemand anderes.“

„Nun ja, ja,“ ſagte er, indem er den Hut auf den Tiſch warf, „aber wenn man den Kopf voll ernſthafter Gedanken hat —“

Sie hing ſich mit beiden Armen um ſeinen Hals und ſchaute ihm zärtlich in das Geſicht. „Geh' her,“ ſagte ſie, „ich ſeh's Dir am Geſicht an, Du haſt Sorgen? gelt?“ Er

verſuchte ſich von ihr loszumachen, ſie näherte ihr Geſicht dem ſeinigen. „Und ſo gar keine Gedanken haſt mehr für mich," fragte ſie leiſe mahnend, „daß Du mir nicht einen Kuß mehr geben kannſt?"

„Ja ſo" — ſagte er zerſtreut; er legte den Arm um ſie und küßte ſie. Hildegard ließ die Hände von ſeinem Nacken ſinken und trat einen halben Schritt zur Seite; mit einer ſtummen, ſorgenvollen Frage blickte ſie ihn von der Seite an.

Frauenlippen haben ein gutes Gedächtnis für Küſſe.

„Wo iſt denn das Schnipperle heut geblieben?" forſchte ſie, während er ſich in das Sofa ſetzte.

„Er war hinausgelaufen, während ich arbeitete," gab er zur Antwort, „ich hatte keine Zeit, ihn nachher zu ſuchen." Es war das erſte Mal, daß Schnipp ihn nicht begleitete.

„Wie ſchade," ſagte ſie, „ich hatt' ihm grad' heute einen ganzen Topf mit Milch beſorgt."

Sie war zum Fenſter, fernab vom Sofa getreten; es wurde ſo eigentümlich ſtill im Zimmer, und als er aufblickte, ſah er ſie, hinausblickend, ſtehen, und zwei ſchwere, ſtumme Thränen rollten über ihre Wangen.

Ein tiefes Leid griff ihm plötzlich ins Herz, er ſprang auf ſie zu und ſchloß ſie in ſeine Arme. „Hildegard," ſagte er, und der Ton ſeiner Stimme klang wieder wie am erſten Tage ihres Zuſammentreffens, „mein ſüßer, lieber Engel, weine nicht! weine nicht!" Aber nun ſank ſie in ſeine Arme und ſchluchzte bitterlich.

„Warum biſt denn heut ſo gegen mich? ſo — ſo ganz anders?"

„Weine nicht," ſagte er noch einmal, „das nächſte Mal bring' ich Dir den Schnipp mit und — und weil Du ihn gar ſo gern haſt, will ich ihn Dir ſchenken."

Sie lächelte unter Thränen und ſchaute ihn mit den freundlichen Augen an.

„Du biſt doch wirklich ein guter, ein zu guter Mann," ſagte ſie, „aber das verlang' ich und will ich ja gar nicht. Nur ſagen ſollſt mir, was Du heute haſt?"

„Nun ſieh," erwiderte er, „ich habe jetzt viel zu denken und zu arbeiten, ich habe ein großes ſchweres Examen zu machen."

„Ein Examen?" fragte ſie.

„Ja, haſt Du ſchon einmal davon gehört, was das bedeutet, wenn jemand das Aſſeſſorenexamen macht?"

Sie ſchlug die Hände zuſammen.

„Ein Aſſeſſor?" fragte ſie ſtaunend, „das biſt Du? Du biſt ein Aſſeſſor?"

„Noch nicht," gab er lachend zur Antwort, „aber ich will einer werden."

„O Du mein —" fuhr ſie fort, „dann biſt Du ja wohl eigentlich ein vornehmer Herr? Dann wirſt Du wohl am Ende noch gar einmal ein Excellenz-Herr?"

Er hielt ſie lächelnd im Arm.

„Wo Du hindenkſt," ſagte er. Sie ſchaute zu ihm auf.

„Und das alſo liegt Dir im Kopf," ſagte ſie, „das Examen; o Du armes Schatzerl Du, Du lieber, lieber Mann!"

Ein tiefer Seufzer der Beruhigung hob ihre Bruſt; ihr Geſicht war wie verklärt. In dem Augenblicke hörte man leiſes Kratzen an der Thür draußen, und mit einem Jauchzen flog ſie hin, um zu öffnen.

„Das Hunderl!“ rief ſie, „das liebe gute Hunderl!“ Und ſie hob Schnipperl, der ſeinem Herrn auf dem wohlbekannten Wege nachgelaufen war, frohlockend in den Armen empor. Im Nu war er des Maulkorbes entledigt, und dann vernahm man, wie er ſich mit ſchlappender Zunge die Milch ſchmecken ließ, von der ſie heute einen großen Topf für ihn beſorgt hatte.

Alle Wolken waren von ihrer Stirn verſchwunden, ſie war wieder ein fröhliches, harmloſes Kind. Jetzt trat ſie zu Kurt, der auf dem Sofa ſaß, und mit jenem Ausdruck ſchalkhafter Verſchämtheit, der dem holden Antlitz einen ſo reizenden Zauber verlieh, beugte ſie ſich über die Lehne des Sofas zu ihm.

„Wirſt nicht lachen, wenn ich Dir etwas ſage?“ fragte ſie.

„Was iſt's denn wieder einmal?“ meinte er.

Sie neigte ſich tiefer zu ihm.

„Weißt, ich verſteh' mich ſo ein bißchen darauf, in der Zukunft zu leſen; ich werd' Dir ſagen, wie's mit Deinem Examen ausgehen wird.“ Und bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte ſie aus ihrem Koffer ein Spiel alter Karten hervorgenommen, die ſie vor ihm auf den Tiſch legte.

„Aber Hildegard,“ wandte er ein; ſie ſtürzte jedoch auf ihn zu und verſchloß ihm mit Küſſen den Mund.

„Laß mich machen,“ flüſterte ſie, „ich bitt' ſchön, laß mich machen; Ihr klugen Berliner wollt an ſo etwas nicht glauben, ich weiß ſchon, aber ich hab's da unten bei uns zu Hauſe gelernt, und ich ſag' Dir, ſie trügen nicht, die Karten trügen nicht.“

Sie zündete die Lampe an, miſchte die Karten und hieß

ihn abheben. Er that es mit ſpöttiſchem Lächeln und doch mit jenem heimlichen Unbehagen, dem ſich kein Menſch entziehen kann, wenn er hört, daß ihm ſein Schickſal verkündet werden ſoll.

Dann begann ſie die Karten reihenweis aufzulegen.

Sie that es langſam und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, anfänglich ſtumm, dann unterbrach ſie ſich durch unwillkürliche Ausrufe. „Uijeh!“ ſagte ſie, „uijeh!“ Und nachdem ſie die zweite Reihe bis ans Ende gelegt hatte, warf ſie die Karten auf den Tiſch, ſchlug die Hände zuſammen und ſah ihn mit ſtaunenden, leuchtenden Augen an.

„Weißt, wie's wird?“ rief ſie, „großartig wird's! Ein großes Vorhaben ſteht vor Dir, und großartig geht's aus! Großartig!“

„Wahrhaftig?“ ſagte er, und trotz ſeiner ſcheinbaren Gleichgültigkeit war es ihm ſehr viel lieber, als wenn er das Gegenteil zu hören bekommen hätte.

Mit jauchzendem Ungeſtüm warf ſie ſich über ihn, umarmte und küßte ihn. „Wie mich das freut,“ ſtammelte ſie, „ſiehſt, wie mich das freut! Wie ich Dir das gönne von Herzensgrund!“

Ihre ſelbſtloſe Freude an ſeinem Glück war ſo hinreißend ſchön, daß er das liebenswürdige Geſchöpf voll Inbrunſt an ſein Herz drückte.

Sein Glücksſtern befand ſich augenſcheinlich noch immer im Steigen, denn auch die nächſtfolgende Reihe ſchien ihr ausnehmend zu gefallen; beinahe jede Karte erhielt ihren ermunternden Zuruf:

„So iſt's recht — das gefällt mir, das wird ja immer beſſer — aber das muß ich ſagen —“ und als ſie bis ans

Ende der Reihe gekommen war, blickte ſie wieder mit ſtaunenden Augen über den Tiſch zu ihm hinüber. „Wer biſt denn Du eigentlich?“ fragte ſie, „das wird ja ganz arg mit Dir! Lauter Glück und Glanz und Reichtum — o Du mein — und Geld bekommſt Du — Geld —“ Kurt von Steigendorf antwortete nicht, und um ſeine Befangenheit zu verbergen, lächelte er.

Sie nahm die Karten wieder auf, um ſie bis an das Ende zu legen; er ſah ihr zu; ihre Wangen brannten, ihre Augen funkelten vor Erregung. Plötzlich bemerkte er, wie ihre Hände langſamer, beinahe zögernd zu arbeiten begannen, ſie atmete ſchwer, aus den geſenkten Augen blickte ſie verſtohlen zu ihm hinüber, und als ſein Blick ihr begegnete, huſchten ihre Augen zurück. Es war keine Karte mehr übrig.

„Nun?“ fragte er, als er ſie ſtumm am Tiſche ſtehen ſah.

Mit einem haſtigen Griffe raffte ſie das ganze Spiel zuſammen.

„Laß,“ ſagte ſie, „ich will's noch einmal —“

Diesmal flogen die Karten ohne Unterbrechung, in ſtürmiſcher Haſt auf den Tiſch. Mit aufgeſtützten Ellenbogen neigte ſie ſich darüber, ſo daß ihre Locken die Karten berührten, dann fuhr ſie zurück.

„Wahrhaftig,“ ſprach ſie tonlos vor ſich hin, „ganz und gar wie das erſte Mal — es iſt alſo richtig.“

„Was iſt denn?“ fragte er. Es wurde ihm faſt unheimlich zu Mute, als er ihren Blick ſchwer und fragend, als wollte ſie ſein Innerſtes durchforſchen, auf ſich gerichtet fühlte. Ihr Geſicht war blaß geworden; ſie wiegte das Haupt.

„Daher alſo käme es? daher?“

Um den Tiſch herum trat ſie langſam auf ihn zu, ſetzte ſich neben ihn auf das Sofa, und indem ſie ihn mit den Armen umſchlang, verbarg ſie das Haupt an ſeiner Bruſt.

„Weißt, was ich in den Karten geleſen habe?“ fragte ſie; „eine Frau liegt Dir nah, ganz nah; all ihr Sinnen und Denken iſt nur bei Dir!“ Er verſuchte die Sache ins Luſtige zu ziehen.

„Die Frau, denk' ich, kenne ich —“ und er ſchlang den Arm um ſie, „ſitzeſt Du nicht nah genug bei mir?“

Sie hob das Geſicht und ſchaute ihn mit tiefem Ernſte an.

„Spotte nicht,“ ſagte ſie, „ich bin es nicht, ich bin ein armes Mädchen, und die da, die andere, iſt unmenſchlich reich; von ihr kommt ja all das viele Geld.“

Ein Schauer rieſelte ihm durch Mark und Bein.

„Das kommt davon,“ ſagte er unwirſch, „wenn man ſich den Kopf mit thörichtem Zeuge füllt! Laß doch die einfältigen Karten, wirf ſie fort!“

Nur um ſo leidenſchaftlicher aber drängte ſie ſich an ihn.

„Schmähe ſie nicht,“ rief ſie wild erregt, „ſie lügen und trügen nicht. Du weißt es ja am beſten ſelbſt, daß ſie die Wahrheit ſprechen, denn Du — haſt ja ſchon daran gedacht, daß Du ſie heiraten willſt!“

Mit einem Ruck ſprang er von ſeinem Sitze auf; etwas Eiskaltes legte ſich auf ſeine Bruſt. Wer hatte die Geheimniſſe ſeines Inneren vor dieſes Mädchens Blicken aufgethan? Wohnte in den elenden Blättern dort auf dem Tiſche wirklich ein geheimnisvoller Zauberſpuk? Oder war es nur der Inſtinkt des weiblichen Herzens, der durch Eiferſucht bis zur

Hellseherei gesteigerte Instinkt, der ihr prophetisch die Augen öffnete? Konnte er vor sie hintreten und mit einem einfachen „Nein“ ihre düsteren Orakel über den Haufen werfen? Er konnte es nicht, und wenn seine Lippen bei dem „Nein“ nicht gestrauchelt wären, so hätte sein Gewissen sich erhoben und ihm zugerufen: „Du lügst.“ Jetzt gab es kein Sichselbstbelügen mehr, jetzt wußte er, warum ihm heute der Weg zu ihr so lästig geworden war, warum er alles vergessen hatte, was ihr Freude machte, bis auf das Küssen, an das sie ihn heut zum erstenmal hatte erinnern müssen.

Es war ihm zu Mute, als hätte er diese letzten Tage ein verschleiertes Bild in seiner Brust getragen, vor dessen Anblick er sich gescheut hatte. Des Mädchens Worte hatten hineingegriffen, und da war es nun und ließ sich nicht wieder verbergen und nicht mehr hinausdrängen, und er kannte das Gesicht, es war des reichen Mannes reiche Tochter, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er in all den Tagen nichts anderes neben seinen Büchern gedacht hatte, als daß er Clara Großberger heiraten wollte.

Ein lastendes Gefühl von Schuld umzwängte ihm die Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend trat er auf Hildegard zu, die mit verhülltem Gesicht auf dem Sofa saß, und wollte sie in die Arme schließen. Sein Schweigen aber war für sie die schrecklichste Sprache, es bedeutete, daß er sich nicht verteidigen konnte, daß es Wahrheit war, was sie geahnt hatte, und sie riß sich wie verzweifelt aus seinen Armen.

„Ich hab's gewußt,“ sprach sie schluchzend, „ich hab's gewußt, als Du heut zu mir kamst, nach so langer Zeit zum

erſtenmal, als Du ſo fremd ausſahſt, und ſo kalt zu mir warſt, ſo kalt! ſo kalt!“

Sie war auf das Sofa geſunken, das Geſicht in die Kiſſen gedrückt, die Hände wühlten in den blonden Locken; und wie er ſie dahingeſtreckt liegen ſah, war es ihm, als hörte er den brauſenden Dampfatemzug der wilden, erbarmungsloſen Welt, die auf klirrendem Wagen dahergefahren kam und über die Glieder des armen ſchwachen Geſchöpfes dahinging. In ſüßem Kindertraum befangen, hatte ſie des Weges nicht geachtet und war auf das Schienengeleiſe geraten, wo ſie zermalmt werden mußte. Und wer war es, der den Traum in dieſem unſchuldigen Köpfchen geweckt und genährt hatte? Er — er — er! Wie ein Verbrecher ſtand er vor ihr.

Er ſank vor dem Sofa in die Knie.

„Hildegard,“ rief er flehend, „Hildegard!“

„Du willſt mich verlaſſen,“ gab ſie dumpf ſchluchzend zur Antwort, „ich weiß es, ich fühl' es, Du willſt mich verlaſſen.“

„Nein,“ ſagte er, „nein! Ich bin ja bei Dir, ich bleibe ja bei Dir!“

Er hatte eine von ihren Händen ergriffen, er drückte ſie an den Mund, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen und überſtrömten die kleine Hand. Da erhob ſie das Haupt, wandte ſich zu ihm und mit einem tiefen, ſtöhnenden Schrei fiel ſie ihm um den Hals. Ihre Hände glitten über ſein Haupt und ſtreichelten leiſe ſein Haar, dann bog ſie ihm das Geſicht zurück.

„Wie er gut iſt,“ ſagte ſie, „wie er doch gut iſt,“ und ſie küßte ihn ſanft auf beide Augen. Er ſetzte ſich an ihre

Seite, ſie ſchmiegte ſich dicht an ihn und ruhte von Thränen, Kummer und Aufregung an ſeiner Seite aus.

„Siehſt," ſagte ſie, „nun ich weiß, daß Du ſo ein großer Herr biſt, weiß ich ja, daß Du mich nimmer heiraten kannſt — und ich will Dir ja auch keine Vorſchriften machen, das wär' ja unbeſcheiden von mir — und das Beſte wird ſchon ſein, wenn ich bald von hier gehe und Dich frei mache von mir —"

„Sprich nicht ſo," unterbrach er ſie, „Du zerreißt mir das Herz — wo wollteſt Du denn hingehn?"

Sie wiegte ſinnend das blonde Köpfchen. „Wohin? Je nun — ich meine — nach meiner Heimat zurück. — Aber was ich Dir noch ſagen wollte," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ſiehſt, ob Du's nun glauben magſt oder nicht, aber wahr iſt's einmal doch — was in den Karten ſteht — — eh Du die heiratſt, die andere, überleg's Dir noch einmal; denn Geld und Reichtum bringt ſie Dir, das iſt ſchon wahr, aber glücklich, weißt, glücklich wirſt Du mit ihr nicht."

Sie hatte die Hände gefaltet in die ſeinigen gelegt, ſie blickte vor ſich hin, als ſchaute ſie in weite, ferne Zukunft hinaus, und in den Zügen ihres Geſichts war ein ſtummes, wühlendes Ringen — der Gram hatte ſeine Hand darauf gelegt.

Es ward ihm unerträglich, dieſen ſchweigenden Jammer länger anzuſehen.

„Laß jetzt die andere," ſagte er, „laß jetzt die Sorgen und Gedanken und denke daran, daß wir bei einander ſind. Morgen früh, wenn gut Wetter iſt, werde ich Dich abholen kommen; Du liebſt die ſchönen großen Gärten, Du haſt es mir geſagt, als wir zuſammen in Potsdam drüben waren,

morgen will ich Dir einen zeigen, den Du noch nicht kennſt, den Schloßgarten in Charlottenburg; haſt Du Luſt?"

Sie nickte leiſe, und ein Lächeln kehrte in das vergrämte Geſichtchen zurück.

„Ich muß dann freilich wieder aus dem Geſchäft fortbleiben," ſagte ſie, „und ſie haben mir geſagt, weil's in letzter Zeit ſchon öfters geſchehen ſei, es dürfte nicht mehr oft vorkommen. — Aber — was hat's denn noch zu bedeuten? Ich geh' ja fort."

Er war aufgeſtanden, ſie hing mit ſcheidendem Kuſſe an ſeinen Lippen.

„Und den Schnipp," ſagte er, „den nehmen wir auch mit? Nicht wahr?"

Sie nickte wieder ſtumm und blickte auf den Hund nieder.

„Nenn' mich doch noch einmal ſo wie damals," flüſterte er, „Du weißt: den Herrn von Schnipp!"

Sie ſah ihm ins Geſicht.

„Du lieber — guter —" fing ſie an, aber als ſie weiter ſprechen wollte, zitterten ihre Lippen, Thränen liefen über ihr Geſicht, und ſie wandte ſich haſtig ab. — —

Die tiefe, friedvolle Ruhe des köſtlichen Sommermorgens, der in duftenden Wogen die breiten Laubgänge des ſchönen Schloßgartens zu Charlottenburg durchſtrömte, übte ihre heilende Macht auf die beiden Menſchen aus, die geſtern abend ſo bitter gelitten hatten und die jetzt Arm in Arm, wie Geneſende, den Garten auf- und niedergingen. Äußerlich war alles zwiſchen ihnen wie ſonſt, aber wenn man ihr Geſpräch belauſcht und gehört hätte, wie ſie nur über gleichgültige Dinge ſich unterhielten, dann hätte man bemerkt, daß im

Herzen eines jeden von ihnen eine Stelle war, in die der andere nicht mehr hineinſchauen ſollte; und ſolche Flecke im Herzen ſind gefährlich; ſie wachſen.

„Komm," ſagte Kurt nach geraumer Zeit, „nun will ich Dir etwas ganz beſonders Schönes zeigen, was dieſer Garten enthält," und er ſchlug mit ihr den Weg nach dem Mauſoleum ein.

„Das iſt eine Kapelle, nicht wahr?" fragte ſie, als ſie an ſeiner Seite in den feierlich dämmernden Raum eintrat.

„Du kannſt es immerhin ſo nennen," erwiderte er, „es iſt das Grabmal unſerer Königin Luiſe; haſt Du von der ſchon einmal etwas gehört?" Sie ſchüttelte das Haupt. „Nun, ſiehſt Du," erklärte er weiter, „ſie wird bei uns zu Lande wie eine Heilige geliebt und verehrt, weil ſie ſo gut war." Er hatte dem Aufſeher gewinkt, daß er ſeiner nicht bedürfte, und jetzt ſtand er mit ihr vor dem Marmorbilde der ruhenden Königin. Plötzlich fühlte er, wie des Mädchens beide Hände ſeinen Arm ergriffen; er wandte ſich zu ihr und ſah ſie halbgeöffneten Mundes mit großen Augen auf das Bildwerk niederſtarren. Es war der Ausdruck, den er an jenem Abende des Fauſt in ihren Zügen bemerkt hatte.

„O Du Heiland der Welt," ſprach ſie wie träumend vor ſich hin, „wie ſie ſchön iſt! Wie ſie ſchön iſt!" Er zeigte ihr die neben der Königin ruhende Geſtalt des Königs, die Kandelaber, aber für ſie war nichts von all dem vorhanden. Sie hatte ſich von ihm losgemacht, und plötzlich ſah er, wie ſie am Fußende der Geſtalt in die Kniee ſank.

Er ſtürzte auf ſie zu. „Was thuſt Du?" rief er halblaut. Sie achtete nicht darauf, ihre Augen hafteten mit ſtarrem Blick an den geſchloſſenen Augen des ſchönen marmornen

Antlitzes. Von ſeinen Armen halb gewaltſam emporgezogen, richtete ſie ſich auf, und im Aufſtehen beugte ſie ſich, bevor er es verhindern konnte, auf die Füße der Königin nieder und drückte ihre Lippen darauf. Dann trat ſie tief aufſeufzend zurück, und ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter.

„Glaubſt Du, daß ſie mir böſe iſt, weil ich ſie berührt hab'?“ fragte ſie leiſe.

„Aber Kind —“ erwiderte er, und er verſuchte ſie hinwegzuführen.

„O bitte,“ ſagte ſie flehend, „nur einmal noch, nur ein einziges Mal noch!“ Und ſie verſank noch einmal in den Anblick des wunderbaren Werkes. Dann kamen andere Beſucher, und nun ließ ſie ſich von ihm hinausgeleiten.

„Hör',“ ſagte ſie, als ſie den Garten wieder betreten hatten, „ich will Dich etwas fragen: Haſt Du acht gegeben, als wir eintraten in die Kapelle, hatte ſie die Augen ſchon geſchloſſen gehabt?“

„Wie meinſt Du denn?“ fragte er.

Sie beugte ſich dichter zu ſeinem Ohre:

„Weißt, wie's mir vorgekommen iſt? Als hätt' ſie die Augen erſt zugemacht, als ſie mich ſah.“

Er blieb unwillkürlich ſtehen und blickte ſie groß ſtaunend an. „Hildegard,“ ſagte er, „wie kannſt Du auf ſolche Gedanken kommen?“

„Nun ja, ſieh',“ fuhr ſie fort, „ſie iſt doch eine heilige Frau — und wenn ſo eine vor ſie hintritt, wie ich nun eine bin —“

„Sprich nicht weiter!“ fiel er haſtig ein, „ich will es nicht haben!“ Tief erregt ging er neben ihr. „Ein totes

marmornes Bild —“ hub er nach einer ſtummen Pauſe an — aber nun hing ſie ſich feſter an ſeinen Arm.

„Das mußt Du nicht glauben,“ flüſterte ſie, „die Heiligen ſind nimmer tot, ſie hören alles, ſehen alles, wiſſen alles! Und die da drinnen, das iſt ja eure heilige Frau? Nicht wahr?“

„Unſere — heilige Frau?“ fragte er ganz betroffen.

„Du haſt es ja ſelbſt geſagt, da wir hineingingen zu ihr? Und dann haſt Du den Hut abgenommen, als wir drinnen ſtanden.“

Er wußte gar nicht mehr, wie er ihrem ſonderbaren Gedankengange begegnen ſollte. „Ich habe freilich geſagt, daß wir ſie wie eine Heilige verehren,“ nahm er wieder das Wort. Aber ſie unterbrach ihn von neuem:

„Siehſt,“ ſagte ſie, „daß ich doch recht gehabt habe? Ihr Proteſtanten, ihr ſprecht ja immer nur, daß ihr verehrt, derweil wir anderen beten; aber das kommt ja alles auf eins heraus; haben thut ihr doch eine heilige Frau, und das habe ich mir bald gedacht, denn wie ſollte ein Menſch denn auskommen ohne ſie; aber ſiehſt, daß ſie ſo ſchön iſt, eure heilige Frau, das hätt' ich im Leben nicht gedacht, denn weißt, ich muß Dir's nur ſagen, ich find' ſie viel ſchöner als meine Mutter Gottes bei mir zu Haus und hab' ſie viel lieber, als die!“

Er war völlig verſtummt; ihre Worte erinnerten ihn an jenen Augenblick, da ſie, auf ſeinem Schoße ſitzend, das Madonnenbild über ihrem Bett betrachtet hatte — aber wie anders war ſie ihm damals erſchienen als jetzt. Damals ein ſüß plauderndes, träumeriſches Kind — jetzt ein tief erregtes, fieberhaft redendes Weib. Ein Grauſen ſtieg in ihm auf,

langſam aber unabweislich, bis an ſein Herz, und plötzlich war ihm, als ob eine Stelle in ſeinem Herzen, die vordem warm geweſen war, kalt würde wie ein abgeſtorbener Fleck.

Sie waren in die Stadt zurückgekehrt, und durch die Straßen dahingehend, blieben ſie vor einem Bilderladen ſtehen. Da fühlte er, wie ſie an ſeinem Arme zuckte, und aufblickend gewahrte er eine photographiſche Abbildung vom Denkmal der Königin Luiſe.

„Schenk' mir das!“ flüſterte ſie, „o bitte, ſchenk mir das!“

Es war das erſte Mal, daß ſie ihn bat, ihr etwas zu ſchenken, und das, worauf ihre erſte Bitte ſich bezog, war nicht Geld, kaum Geldeswert.

Einen Augenblick ſpäter war das Bild in ihren Händen, und die Augen unabläſſig darauf gerichtet, ließ ſie ſich von Kurt von Steigendorf nach Haus begleiten.

In ihrer Wohnung angelangt, ſtellte ſie das Bild auf den Tiſch, indem ſie es an das Glas anlehnte, in welchem ſich auch friſche Roſen befanden, dann ſetzte ſie ſich auf das Sofa davor, und, die Hände faltend, verſank ſie im Anſchauen desſelben. Er ſtand mitten im Zimmer und ſah ihr ſchweigend zu.

„Feſſelt das Bild Dich denn gar ſo ſehr?“ fragte er endlich. Da erhob ſie ſich, trat auf ihn zu und legte beide Hände auf ſeine Schulter.

„Siehſt,“ ſagte ſie, „wenn ich nun weit, weit fort ſein werde, ſo weit, daß wir nimmer mehr zu einander kommen können, dann werd' ich das Bild anſchauen und werde beten zu der heiligen Frau und werde denken, daß auch Du zu ihr

beteſt, und dann wird doch eins noch auf der Welt ſein, worin unſere Gedanken ſich begegnen.“

Ihre Stimme hatte einen wunderbar tiefen, feierlichen Klang, und es war ihm zu Mute, als müßte er in die Kniee ſinken, als ſtünde das Heiligtum vor ihm, vor welchem des Mannes Seele ſich ſchauernd beugt, das Heiligtum der hingebenden weiblichen Liebe.

„Willſt Du denn wirklich fort?“ fragte er zögernd.

„Es iſt ja wohl am beſten ſo,“ gab ſie tonlos zur Antwort, „meinſt Du nicht auch?“

Sie hatte bei dieſer letzten Frage das Haupt an ſeine Bruſt gelegt, als wollte ſie lauſchen, was ſein Herz darauf antworten würde. — Er ſchwieg.

Ahnte er nicht, was dieſer Augenblick für ihre Leibes- und Seelenſeligkeit bedeutete? Er ſchwieg.

Da ließ ſie die Hände von ſeinen Schultern gleiten, ſenkte das Haupt und trat zur Seite.

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen und Dir eine andere, ſchönere Abbildung Deiner heiligen Frau mitbringen,“ ſagte er, „wird es Dir Freude machen?“

Schweigend, ohne ihn anzuſehen, nickte ſie „Ja.“

„Und dann,“ fuhr er fort, und die Kehle ſchnürte ſich ihm zuſammen, ſo daß er es nur ganz leiſe hervorbrachte, „dann — wenn Du nun einmal reiſen willſt — wirſt Du Reiſegeld brauchen — nicht wahr — ich darf Dir welches mitbringen?“

Sie gab keinen Laut von ſich, eine dunkle Röte wogte in ihrem Geſichte auf, und auch ihm färbte ſich das Antlitz mit Glut. Er trat auf ſie zu.

„Biſt Du mir böſe?“ fragte er; ſie ſchüttelte ſchweigend

das Haupt. Er ſchloß ſie in die Arme — ſie leiſtete keinen Widerſtand — er küßte ſie — ſie ließ es geſchehen — und als er ihre Hand ergriff, lag dieſelbe wie ein welkes Blatt in ſeiner Hand.

Die Seele von namenloſem Jammer zerriſſen, ging er davon.

„Und doch muß es ſo ſein," ſagte er zu ſich ſelbſt, „doch iſt es das einzig Mögliche, daß ſie fortgeht von hier, denn ein Ende muß die Sache nehmen!" Und doch fühlte er gerade in dieſem ſchrecklichen Augenblick, daß Ströme des Mitleids, mit denen man ein Herz begießt, in welchem die Liebe geſtorben iſt, nicht mehr im ſtande ſind, auch nur ein Blättchen der Wunderblume hervorzutreiben, die ſich freiwillig erſchließen muß, um Himmel und Erde mit ihrem Dufte zu erfüllen.

Am andern Tage brachte er ihr das in Elfenbeinmaſſe ausgeführte Bildwerk der Königin Luiſe. Als er das kleine und in ſeiner Kleinheit dennoch wunderbar liebliche Kunſtwerk auf den Tiſch ihres Zimmers ſtellte, ſchob er ein verſchloſſenes Kouvert unter das Poſtament desſelben.

Wieder wie geſtern ſaß ſie lange, lange Zeit ſchweigend davor, dann legte ſie ſich auf das Sofa, ſtreckte die Glieder und ſchloß die Augen. Sie hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt, die Füße übereinander gelegt — er ſah, daß ſie die Geſtalt der Königin in der Haltung ihres Leibes nachahmte.

Mit keinem Laut unterbrach er ihr ſeltſames Thun; endlich, nach langer ſtummer Pauſe beugte er ſich zu ihr nieder.

„Was machſt Du, liebes Kind?" fragte er.

Sie that die Augen nicht auf.

„Wenn ich einmal geſtorben ſein werde," ſagte ſie, und die Lippen waren das einzige, was an ihr ſich regte, „dann wollt' ich, daß ſie mich ſo in das Grab legten."

Er drückte ſein Geſicht auf ihre Bruſt.

„Sprich nicht ſo," ſagte er ſchluchzend, „wenn Du mich nicht elend machen willſt für Zeit und Ewigkeit."

„Und doch wär' es weit am beſten ſo," erwiderte ſie.

„Hildegard," ſagte er leiſe und inbrünſtig, „thu' die Augen auf, ich bitte Dich."

Sie that, wie er gebeten hatte, aber ihr Blick ging an ihm vorbei, hinauf in den leeren, öden Raum.

Von einer tiefen plötzlichen Angſt erfaßt, ergriff er ihre Hände.

„Verſprich mir, daß Du mir ſchreiben willſt," ſagte er. Sie erwiderte nichts. Er warf ſich vor dem Sofa auf die Kniee.

„Verſprich mir, daß Du mir ſchreiben willſt," ſagte er noch einmal, „wenn Du jemals in Not biſt, wenn Du je eines Menſchen bedarfſt, und keinen findeſt, der Dir hilft!"

Da wandte ſie ſich zu ihm, und in ihren Augen war ein Leuchten gleich dem der Sonne, die nach einem duft-erfüllten Frühlingstage niedergeht.

„Ja," ſprach ſie, „Du guter Mann, Du teurer Mann, ich will Dir ſchreiben."

„Schwör' es mir," rief er, „ſchwör' es mir, hier, bei Deiner und meiner heiligen Frau!"

Er rückte ihr das Bildwerk näher, und ſie legte die Hand darauf.

„Ich gelobe es Dir," ſagte ſie ernſt und feierlich.

Auf dem Kouvert, welches unter dem verſchobenen Poſtamente des Bildwerks hervorblickte, ſchrieb er ihr ſeinen Namen und ſeine Adreſſe auf, dann erhob er ſich.

Und das war die Stunde, in welcher beide voneinander gingen. —

Wenn es je einen Menſchen gegeben hatte, für den ſich die Qual der Arbeit in Labſal verwandelte, ſo war es Kurt von Steigendorf.

An dem Tage, als er, zum letztenmal von Hildegards Wohnung heimkehrend, ſein Zimmer betrat, verſchwand er für die Welt; wie in ein Bergwerk ſtieg er in ſeine Arbeit hinunter, und tief darin vergraben, bemerkte er kaum den Wandel der Jahreszeit, die vom Sommer zum Herbſt und vom Herbſte zum Winter weiterging.

Was für andere die Hauptſache bei ſolcher Arbeit iſt, Aneignung von Kenntniſſen, erlangte er ſo gewiſſermaßen nebenbei, und was für ihn die Hauptſache war, erreichte er gleichfalls: Vergeſſen.

Anfänglich unabläſſig, dann in größeren und immer größeren Pauſen gingen ſeine Gedanken zu ihr zurück, und endlich kam der Zeitpunkt, da ihr Bild in ſeiner Seele zu erblaſſen anfing.

Sie war ja nun längſt in ihrer Heimat, weit, weit fort von Berlin, und das dumpfe, mechaniſche Geſetz der räumlichen Entfernung übte ſeine einſchläfernde Macht auf ſein Gemüt.

Im Anfange hatte er es vermieden, durch die Kronenſtraße, bei ihrer einſtigen Wohnung vorüberzugehen, jetzt, als es Winter geworden war, fühlte er kein Widerſtreben mehr. Es war ein dämmernder Nachmittag, als ihn ſein Weg dort

entlang führte, und unwillkürlich hob er die Augen zu den einſt ſo wohlbekannten Fenſtern empor. „Wer wohl jetzt dort oben wohnen mag?“ fragte er ſich in Gedanken; es hatte ihm geſchienen, als ſtände jemand hinter den Scheiben des Fenſters, — wenn er geahnt hätte, wer es war!

Hildegard war nicht aus Berlin gegangen.

Im erſten Augenblicke des bitterlichen Wehs hatte ſie wirklich fort gewollt; dann hatte ſie es geſagt, um ihn, für den ſie ſich nur noch als Laſt empfand, von ſich zu befreien, und als die Thür zum letztenmal ſich hinter ihm ſchloß, hatte ſie gewußt, daß ſie nicht fort konnte.

War es nur das Gefühl, daß ſie die Stadt nicht verlaſſen konnte, in der er wohnte? Vielleicht; aber es kam noch etwas hinzu, eine öde, tote Gleichgültigkeit an allem, eine dumpfe Unfähigkeit, ſich zu etwas zu entſchließen. „Wozu nach der Heimat reiſen, wo niemand ihrer wartete, wo man ſie nur verlachen würde?“ Aus dumpfem Schlafe hatte ſie ſich am andern Morgen erhoben, und ohne ſich anzukleiden, den ganzen Tag brütend in ihrem Zimmer geſeſſen. Am nächſten Tage kam ein Brief aus dem Putzmachergeſchäfte, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß ſie nicht wiederzukommen brauchte — gleichgültig warf ſie die Kündigung beiſeite — „wozu denn auch noch Geld verdienen?“ Und ſo bei allem, allem kam es immer wieder, das ſchreckliche, leere: „Wozu denn noch? wozu?“

Als ſie kein Geld mehr hatte und Hunger empfand, griff ſie zum erſtenmal nach dem Kouvert, das er auf ihren Tiſch gelegt hatte, und als ſie es öffnete, fand ſie eine Summe darin, wie ſie ſie noch nie in Händen gehabt hatte. Da zog ſie ſich an, um Mittag eſſen zu gehen. Unterwegs begegnete

ihr ein Mädchen, das sie von früher her kannte, eine ehemalige Kollegin, der sie aus dem Wege gegangen war, weil sie wußte, daß sie liederlich geworden war; heute redete sie dieselbe an.

„Willst mit mir essen gehen?“ fragte sie.

„Hast Du denn Geld?“ fragte die andere.

„Muß doch wohl,“ gab sie trocken zur Antwort, und darauf ließ sie sich von ihrer Begleiterin in eine Restauration führen und aß mit ihr und trank mit ihr Champagner. So ging das fort, Wochen lang, bis in den Winter; an die eine Begleiterin hingen sich andere, die von ihrem Gelde mitaßen und tranken, und obschon sie recht wohl merkte, wie sie hinter ihrem Rücken sich über sie lustig machten, kümmerte sie sich nicht darum — „wozu denn auch?“

Nur eins bewahrte sie, eine Gewohnheit: Jeden Nachmittag bei gutem Wetter und bösem ging sie die Straße entlang, an dem Hause vorbei, wo er wohnte; dann blickte sie zu seinen Fenstern empor, und immer sah sie das Licht seiner Lampe und immer, immer und immer saß er und arbeitete und niemals, niemals ahnte er, wer in Nacht und Dunkel unter ihm vorbeiging und mit sterbender Seele zu ihm hinaufschaute.

Als der Winter zu Ende ging, machte Kurt von Steigendorf sein Examen; es fiel glänzend aus. Und als er aus dem Examinationsgebäude heraustrat und Freunde und Kollegen ihm gratulierend die Hand drückten, da war in seinem Herzen kein Raum für etwas anderes, als für Glück und Stolz und strömende Lebensfreude.

Bei dem Justizrat, dem er Bericht über seinen Erfolg brachte, fand er Herrn Großberger, und lächelnd willigte er

ein, als dieſer ihn ſofort in ſeinem Wagen nach Hauſe zum Eſſen mitnahm.

Daß Fräulein Clara ſo herzlichen Anteil an ſeinem Glücke nehmen würde, das hatte er kaum erwartet, und daß ſie im Hauskleide ſo hübſch ausſehen könnte, hatte er nicht gedacht — acht Tage darauf las Hildegard in der Zeitung, daß Herr Aſſeſſor Kurt von Steigendorf und Fräulein Clara Großberger ſich verlobt hatten.

Seit dem Tage ging ſie nicht mehr an ſeiner Wohnung vorbei.

Einige Zeit darauf, als die jungen Brautleute Arm in Arm die Leipzigerſtraße entlang ſchritten, ſah Kurt eine weibliche Geſtalt vor ihnen hergehen und um die Ecke der Mauerſtraße biegen — „und wenn er nicht gewußt hätte, daß ſie weit fort, in ihrer Heimat war, ſo hätte er doch wirklich glauben können —“ und Schnipp, der vor ihnen herlief, ſchien etwas Ähnliches zu denken; er nahm die Fährte auf und bog im Galopp in die Mauerſtraße ein — und jetzt ſah Kurt, wie der Hund an dem Weibe emporſprang — „und das Geſicht — aber nein — das — das war doch nicht Hildegards Geſicht?“

Er wußte freilich nicht, was unterdeſſen ihr begegnet war und was dieſes Geſicht ſo furchtbar verwandelt hatte, daß er die einſt ſo holden Züge nicht wieder erkannte.

Die Polizei war infolge ihres Verkehrs mit den Dirnen auf ſie aufmerkſam geworden; man wußte, daß ſie keinen Erwerb durch Arbeit hatte, ſie ſollte ſich über die Quelle ausweiſen, aus denen ihre Einnahmen floſſen, und da ſie nicht ſagen wollte, wer es war, von dem ſie das Geld empfangen hatte, ſo wurde ſie wie eine Dirne behandelt und

unter Aufſicht geſtellt. Man ſchickte ihr eine gedruckte Verfügung in das Haus, in welcher ihr vorgeſchrieben war, was ſie zu thun und zu laſſen hätte, und in dieſem, im Tone mittelalterlicher Brutalität gehaltenen Schriftſtück war eine Stelle, in der ihr verboten wurde, eine Wohnung zu nehmen, die in der Nähe einer Kirche gelegen ſei. — In der Nacht, welche dem Empfange dieſer Verfügung folgte, hatte ſie einen böſen, ſchrecklichen Traum: Sie ſtand mit Kurt von Steigendorf im Mauſoleum draußen, vor dem Bilde der heiligen Frau.

Es war eine tiefe beängſtigende Stille um ſie her, und plötzlich öffnete die heilige Frau die Augen und ſah ſie mit einem furchtbaren, vernichtenden Blicke an. Da that ſie einen lauten, gräßlichen Schrei und fuhr auf und merkte, daß ſie im Traume wirklich geſchrieen hatte. Sie ſprang aus dem Bette, mit zitternden Gliedern, und ſtürzte auf das Sofa, mit zerrauftem Haare, und die Thränen, die ſie ein langes halbes Jahr hindurch lautlos hinuntergewürgt hatte in ihr ſtummes Herz, brachen hervor in der Nacht, alle, alle, alle, wie ein Meer des unermeßlichen Jammers, in welchem Glaube, Hoffnung, Leben und ewige Seligkeit ertranken.

Einige Tage ſpäter fand eine Matinée bei Herrn Großberger ſtatt; mehrere der erſten Muſikkräfte Berlins hatten zugeſagt. Kurt von Steigendorf durfte ſelbſtredend nicht fehlen. Als er ſich ziemlich ſpät am Morgen erhoben hatte, denn er genoß die Ruhe nach den Anſtrengungen des Examens, fand er auf ſeinem Tiſche einen Brief von unbekannter und unbeholfener Hand, in zerknittertem ſchlechtem Kouvert — offenbar ein Bettelbrief. „Hat Zeit —“ ſagte er und legte ihn beiſeite.

Er durchflog die Morgenzeitung — unter dem Lokalteile ſtand eine längere Geſchichte; er fing gleichgültig an, ſie zu leſen; es war eine ſonderbare Geſchichte:

„Am geſtrigen Tage“ — hieß es — „ereignete ſich im Schloßgarten zu Charlottenburg ein eigentümlicher Vorfall; im Mauſoleum daſelbſt erſchien ungefähr zur Mittagsſtunde eine Unbekannte, welche das Bildwerk der Königin Luiſe zu ſehen verlangte. Der Aufſeher, dem ihr verſtörtes Weſen auffiel, behielt ſie im Auge und bemerkte, wie ſich dieſelbe plötzlich am Fußende der Statue niederwarf, die Füße derſelben umklammerte und in ein lautes Weinen ausbrach. Als er hinzutrat, raffte ſie ſich auf und verließ eilend das Mauſoleum, indem ſie die Richtung nach der Spree einſchlug.“

Die Zeitung erbebte in des Leſenden Hand. —

Mechaniſch ſah er nach der Uhr; es war höchſte Zeit, zur Matinée aufzubrechen. Halb unwillkürlich raffte er Zeitung und Brief in ſeine Taſche und verließ das Haus. In der Droſchke zog er das Blatt hervor; unter Rubrik „Polizeibericht“ ſtand eine weitere Notiz:

„In der Spree bei Charlottenburg wurde geſtern der Leichnam einer unbekannten, etwa zwanzig Jahr alten weiblichen Perſon gefunden; offenbar liegt Selbſtmord vor.“

Kurt von Steigendorf fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen — da fühlte er den Brief — er riß ihn auf und las:

„Dein Weib kann ich nicht werden,
Dein Lieb nicht länger ſein,
So will ich auf der Erden
Nun auch nicht länger ſein.

Fahr' wohl, Du mein Herzliebſter,
Den ich ſo ſehr geliebt,
Dich küßt, die Dir in Thränen
Den letzten Abſchied giebt.

Hildegard."

Große runde Flecke, wie von Thränen herrührend, bedeckten das Papier und löſchten ſtellenweiſe die Tinte aus: in der Ecke unten ſtand noch etwas: „Grüße den Schnipp von H. H."

Kurt von Steigendorf ſank in die Kiſſen des Wagens zurück — er riß das Fenſter auf — „Halt!" ſchrie er dem Kutſcher zu, „halt!" Und wenn er nicht gerufen hätte, würde ihm die Bruſt geſprungen ſein; er ſtieg aus — es war gerade an der Ecke der Kronenſtraße — er wollte zu Fuße gehen — wohin? — zur Matinée — zu Großberger — in die Welt — in den Reichtum — in die Wüſte.

Das Wunder

Eine Wundergeſchichte. — Alſo eine Geſchichte, die zu einer Zeit ſpielt, als es eine Zeit in unſerem Sinne überhaupt noch nicht gab? Als noch kein Kalender war, der Strich nach Strich in die ungeheure Kriſtallkugel ritzt, die uns umfängt, die wir „die Zeit“ nennen, der uns belehrt, daß wir von einem Strich zum anderen, von einem Tag zum anderen mit kleinen, beſcheidenen Schritten zu wandern haben, wenn wir fortkommen und uns nicht verirren wollen in der endloſen Wüſte, ſondern als die Kriſtallglocke noch wie ein unermeßliches, unbekritzeltes und ungebrochenes Ganze über den dumpfen Häuptern der Menſchheit lag, angeſtrahlt von außen von einem geheimnisvollen Licht und widerſpiegelnd in ihrer inneren Wölbung die Ereigniſſe, die ſich auf Erden begeben, in ſo abenteuerlichen Umriſſen, ſo ſeltſamen, daß die Menſchen keine Erklärung dafür fanden, ſondern mit offenem, ſtaunendem Munde „Ein Wunder! Ein Wunder!“ riefen?

Nein — ſondern eine Geſchichte, die ſich in unſeren Tagen, vielleicht geſtern erſt zugetragen hat.

Und wo? Vermutlich im Lande „Nirgendwo“? In einem Lande, wo es keine Wiſſenſchaft giebt, die uns ſagt, daß dem „deshalb“ immer das „weil“ voranzugehen hat, und

daß Ereigniſſe, die ſich aus dieſem Bann von Grund und Folge losmachen wollen, überhaupt keine Ereigniſſe ſind, ſondern einfach ins Nichtvorhandenſein verwieſen werden?

Auch das nicht — ſondern in einer uns allen zur Genüge bekannten Stadt hat die Geſchichte ſich begeben, einer Stadt, wo es Wiſſenſchaft und Polizei und alles giebt, was Ordnung, Mechanismus und Schematismus aufrecht zu erhalten geeignet iſt — in Berlin.

Zu unſeren Tagen? In Berlin?

Zu unſeren Tagen, in Berlin, in einer der meilenlang und linealgerade geſtreckten Straßen von Berlin, wo die vierſtöckigen Häuſer mit den kahlen Vorderſeiten, den entſetzlichen, von keiner architektoniſchen Eingebung, keinem künſtleriſchen Einfall belebten Vorderſeiten nebeneinander aufgereiht ſtehen wie rieſige Kiſten, wie ſteinerne Kommoden, in deren Schubfächern Menſchen verpackt ſind, Familien, Geſchlechter, Scharen von Menſchen.

Und — in einem ſolchen Hauſe?

Ja — in einem ſolchen vierſtöckigen Hauſe, vier Treppen hoch, unter dem Dache hat es ſich begeben und iſt es geſchehen.

Aber was denn nun endlich? Was iſt geſchehen? Worin beſtand das Wunder?

Es beſtand darin, daß an einem Sonntagnachmittag im Sommer die Wäſcherin, unverehelichte Mathilde Baumann, aus der Thür ihrer unter dem Dache gelegenen Wohnung heraustrat, ein kleines, nicht einmal beſonders hübſches Mädchen, mit rundem, braunem Strohhut auf dem runden, beinah etwas dicken Kopf, an der Hand, und daß, indem gleichzeitig die gegenüberliegende Thür der Nachbarwohnung

ſich öffnete und Frau Wulkow, die Flurnachbarin, heraustrat, die Kleine ſich umwandte und der alten Frau zurief: „Lieschen geht ſpazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee!“

Und das — ein Wunder?

Frau Wulkow ſagt es. Frau Wulkow behauptet, das wäre ein Wunder geweſen, ein wahres, wahrhaftiges Wunder.

Aber was denn in aller Welt? Etwa, daß Mathilde Baumann unverheiratet war und das kleine Mädchen dennoch „Mutter“ von ihr ſagte?

Wenn man angenommen hätte, das wäre der alten Frau ſo wunderbar erſchienen, dann würde ſie wohl ſtill vor ſich hin gelächelt haben mit dem gutmütig erfahrenen Lächeln, das ihr eigen war. Nein, ſondern daß ihr die Kleine ſo vergnügt, beinahe glückſelig die Worte zukrähte, ſich ſo mit beiden Händen an die Hand der Mutter hing, und daß die Mutter, die Mathilde Baumann, über den Kopf des Kindes hinweg zu ihr hinüberſah, mit Augen, in denen ein Blick war, ein ſo merkwürdiger, gar nicht zu beſchreibender, wie man ihn im Auge von Menſchen ſieht, die eine ſchreckliche Angſt, eine Todesgefahr überſtanden haben und ſich nun ſtaunend, zitternd, noch kaum glaubend an den ſicheren Boden unter ihren Füßen, im neu geſchenkten Leben umſehen.

Dies beides, behauptete Frau Wulkow, wäre wirklich ein Wunder geweſen, dies beides und dann noch das dritte dazu, daß die Mathilde Baumann den Arm um ihre Kleine gelegt und „Fall nicht, Lieschen“ geſagt hatte und ſie die ſteile, fürchterlich ſteile Treppe mit den ſchmalen, halsbrecheriſchen Stufen hinuntergeleitet hatte, vorſichtig, vorſichtig, als führte und hütete ſie eine Koſtbarkeit, ein unerſetzliches Gut, das

nicht zu Schaden kommen durfte, weil ſonſt ihr Herz zu Schaden gekommen und nie wieder heil geworden ſein würde, nie wieder.

Das alles, das alſo war es. Und wenn es dem unbeteiligten Beſchauer als etwas durchaus nicht Wunderbares, ſondern im Gegenteil höchſt Einfaches, Natürliches und Alltägliches erſcheinen möchte, daß ein kleines Mädchen ſich freut, wenn es Sonntagnachmittag an der Hand der Mutter im Tiergarten ſpazieren gehen ſoll, ſo muß man doch in Anbetracht deſſen, daß Frau Wulkow die Sache keineswegs ſo einfach, ſondern ganz anders anſah, zu der Schlußfolgerung gelangen, daß hinter dem allen etwas Beſonderes verborgen ſein mußte.

Denn Frau Wulkow war ja doch ſeit nunmehr länger als einem Jahre Flurnachbarin mit Mathilde Baumann, kannte ſie und wußte Beſcheid. Wußte Beſcheid mit ihren äußeren Umſtänden und auch noch mit Dingen, die tiefer liegen, mit dem, wie es da drinnen ausſah, bei der unverehelichten Mutter. Denn weil ſie viel älter als die andere, eigentlich ſchon wirklich eine alte Frau, daneben aber auch eine erfahrene und gute Frau war, die ſich nie horchend auf Flur und Treppen umhertrieb, nie klatſchend von Thür zu Thür ſchlich, ſich nie aufdrängte, dennoch aber in Blick und Weſen das warme Schweigen hatte, das dem Nebenmenſchen ſagt: „Wenn du mich brauchſt, ſo bin ich da," ſo war die Mathilde Baumann, die außer ihrem Lieschen eigentlich niemanden auf der Welt hatte, insbeſondere niemanden, zu dem ſie mit ihrem ſchweren Herzen gehen konnte, ſo war ſie zu Frau Wulkow gekommen. Und weil ihr das Herz eigentlich immer ſchwer war, ſo kam ſie oft, und weil ſie nicht eigentlich viel zu erzählen, aber

immer viel zu vertrauen hatte, ſo vertraute ſie ihr alles, ſagte ihr alles, bis daß die Zeit kam — die Zeit? Ja, wo ſie anders wurde, nichts mehr ſagte, wo — der Mann kam und — das Schreckliche.

Der Mann — ja, wenn man ſie ſo anſah, die Mathilde Baumann, das nicht eigentlich ſchöne, aber kraftvolle, vollſaftige junge Weib mit den dunklen Augen unterm dunklen Haar, mit der Haut, die ſo ausſah, als wäre ſie heiß gebrannt von dem heißen Blut, das in den Adern darunter floß, mit der Bruſt, die unter dem linnenen Arbeitskleide emporſchwoll, als würden ganze Generationen von Kindern Muttermilch und Lebensſaft daraus trinken können, dann mußte man wohl glauben, daß das, was man „den Mann" im Gegenſatz zu „dem Weibe" nennt, eine gewichtige Rolle in ihrem Daſein geſpielt haben mochte und vielleicht noch ſpielte.

Zwar wer der Mann geweſen war, der als Vater des kleinen Lieschens irgendwo in der Welt umherlief, das hatte Frau Wulkow nie erfahren. Nach ſo etwas, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn's nicht von ſelbſt geſagt wird. Und weil Mathilde Baumann nichts von ſelber ſagte, fragte ſie nicht, und alſo erfuhr und wußte ſie es nicht.

Was ſie dagegen ſehr wohl wußte, weil ſie es mit eigenen Augen ſah und täglich ſelbſt erlebte, das war die heiße, leidenſchaftliche, manchmal beinahe wilde Zärtlichkeit, mit der die junge Mutter ihr kleines Mädchen liebte.

Freilich, das wußte ſie aus Erfahrung, das ſah ſie alle Tage. Denn alle Tage, früh am Morgen, wenn Mathilde Baumann fort- und hinausmußte auf den weiten Weg, den ſie bis zu der großen Waſchanſtalt zu machen hatte, in der ſie arbeitete, klopfte es an der Thür von Frau Wulkow,

manchmal brauchte auch nicht erſt geklopft zu werden, weil Frau Wulkow ſchon in der offnen Thür ſtand, und dann erſchien vor der Thür das Lieschen, ſauber gewaſchen und gekämmt, das blonde Haar in einen kleinen Zopf zuſammengebunden, der ihr wie ein Schwänzchen vom Kopfe hing, ihren „Quitſcherich", das heißt einen kopfloſen Puppenwulſt von Sackleinwand mit Sägemehl gefüllt, im Arm, und hinter dem Lieschen die Mutter. Die Mutter brachte einen hochbeinigen Kinderſtuhl mit, der durch eine Klappe verſchließbar war, ſo daß ein Kind, wenn man es hineingeſetzt hatte, nicht aus dem Stuhl herausfallen konnte. Und das alles bedeutete, daß das Lieschen jetzt für die Zeit, wo die Mutter draußen auf Arbeit war, alſo ſo ziemlich für den ganzen Tag, bis zum ſpäten Nachmittage, an die „Tante Wulkow" abgeliefert wurde, um den Tag über bei ihr zu ſein.

Denn irgendwo mußte die Kleine doch bleiben, während die Mutter ſich draußen befand. Und weil es doch beſſer war, wenn ſie „unter Menſchen" war, ſtatt daß ſie in der leeren Behauſung für ſich allein blieb, und weil Frau Wulkow „ſchlecht auf den Beinen" war und darum faſt gar nicht ausging, ſondern in ihrer Wohnung Näharbeit verrichtete, und weil Frau Wulkow außerdem eine gute Frau war, die es ganz einfach und natürlich fand, daß Nachbarn einander helfen, ſo fand Mathilde Baumann es auch ganz natürlich, daß ſie jeden Morgen ihr Kind da drüben einthat, um es abends wieder zu ſich herüberzunehmen.

Und da ſaßen alsdann die beiden, die alte Frau Wulkow am Fenſter bei ihrer Näharbeit, das kleine Lieschen in ſeinem hohen Stuhl mit der Klappe vor der Bruſt, ſtundenlang, ſtundenlang. Nur wie ein ganz fernes, leiſes Vogelgezwitſcher

kam es manchmal von dem Stuhle zu Frau Wulkow hinüber — das war das Lieschen, das mit ſeinem „Quitſcherich“ ſprach und ihm Verhaltungsmaßregeln gab und ihm ſagte, daß er artig ſein ſolle und geduldig, bis „Mutter“ wieder käme. Und wenn ſie dann über ihre Brille hinweg — denn Frau Wulkow hatte ſchon alte, weitſichtige Augen und brauchte für ihre Näherei eine Brille — hinüberſah, dann ſah ſie das kleine Ding in ſeine Gedanken und Träume und Spiele verſunken und ſagte ſich, daß das Kind doch eigentlich ſo wenig hatte und dennoch immer zufrieden war, daß es eigentlich einen zu dicken Kopf hatte und gar nicht beſonders hübſch war, und daß man ihm dennoch gut ſein mußte, weil es „eine Seele von einem Kind“, eine Seele war!

Dann, um die Mittagszeit, wurde dem Lieschen ein kleiner Teller mit etwas Eſſen auf die Stuhlklappe geſetzt, und da aß es dann, den „Quitſcherich“ immer zur Seite, denn der mußte doch auch ſein Teil haben. Viel war es nicht, was das Kind aß, und für ſein Eſſen bezahlte die Mutter ein Beſtimmtes an Frau Wulkow, was ja auch ganz einfach und natürlich war. Und nach dem Eſſen wurde die Kleine auf die Erde geſetzt, damit ſie ſich „die Beine vertrat“ und ſich Bewegung machte. Und da ging ſie dann in der Stube umher und ſah der Tante Wulkow zu, die ſchon wieder an ihrer Arbeit ſtichelte, und ſah ſich die große „Ticktack“, die alte Schwarzwälder Uhr an, die an der Wand hing, bis daß ſie nach einiger Zeit wieder in ihren Stuhl geſetzt wurde, in dem ſie dann ſitzen blieb, bis daß es Nachmittag wurde und ſie mit einem Male „jetzt kommt Mutter!“ zu Tante Wulkow hinüberkrähte.

Denn was die alte Frau noch nicht gehört hatte, das

hatten die Ohren des Kindes bereits vernommen, daß auf der Treppe draußen ein Schritt heraufkam, daß jetzt etwas an die Thür kam — und im nächsten Augenblick war ein Gezappel in dem Stuhle, und über den Stuhl beugte sich, noch halb atemlos von den vier steilen, fürchterlichen Treppen, die sie heraufgestiegen war, die Mutter und küßte das kleine Ding mit dem dicken Kopf und küßte es wieder und noch einmal und sagte: „Na, Lieschen, bist du da?“ Und dann wandte sie sich zum Fenster und sagte: „Na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow, alles in Ordnung?“ Und es war alles in Ordnung, und alles war gut.

Alsdann zogen Mathilde Baumann und Lieschen und „Quitscherich“ und der hochbeinige Kinderstuhl zu Baumanns hinüber, und da bekam Lieschen noch einmal eine Tasse Milch zu trinken, mit Brot eingebrockt, das war ihr Abendbrot, und dann wurde sie in ihr kleines Bett gelegt, das in der Vorderstube stand, und die Mutter beugte sich über sie und sagte: „Na, nu gut' Nacht, Lieschen, und schlaf auch schön!“ und Lieschen schlang die Arme um ihren Hals und sah sie mit den großen Augen an, die so still waren und doch so laut sagten: Ich liebe dich! — und während die Mutter die Lampe hinwegnahm, war sie auch schon eingeschlafen. Mit der Lampe aber ging die Mutter hinaus, über den Flur, in die Küche, die nach hinten hinauslag, da kochte sie Kaffee, einen großen Topf voll, denn nun, das wußte sie, würde Frau Wulkow kommen. Und es dauerte auch nicht lange, so kam Frau Wulkow. Und dann begann für die beiden die schönste Stunde des ganzen Tages; in der Küche saßen sie beisammen und schlürften in langsamen Zügen den Kaffee und unterhielten sich über dies und das und über alles.

Und ſo ging das einen Tag wie den anderen, wochenlang, Monate, Jahr für Jahr. Und wenn es auch kein beſonderes Glück war, ſo war es doch das, was armen Menſchen ſchon wie ein Glück erſcheint: Ruhe und Sicherheit vor Sorge und Not.

Alsdann aber fing es allmählich an.

Allmählich fing es an — ja — denn anfangs wurde nicht geſprochen, nicht gefragt und nichts geſagt. Aber daß etwas ſich vorbereitete, etwas Neues, etwas Fremdes, das merkte Frau Wulkow, das ahnte, das fühlte ſie.

Woran ſie es merkte? Vielleicht daran, daß der Mathilde Baumann, wenn ſie nachmittags nach Hauſe kam, der Atem ſo haſtig ging. Atemlos war ſie ja immer geweſen, wenn ſie die vier Treppen heraufgekeucht war — aber es war jetzt doch noch etwas anderes. Was denn nur? Als wenn nicht ihre Bruſt nur, ſondern als wenn ihr das Herz im Leibe, die Seele atemlos geworden wäre. So etwas Aufgeregtes. Rot war ihr das Geſicht ja immer geworden von dem weiten Wege, den ſie draußen zu machen hatte, von den vier Treppen im Hauſe — aber wenn ſie dann einen Augenblick verſchnauft hatte, wich die Röte, und ihr Geſicht wurde wieder wie gewöhnlich. Und jetzt wich die Röte nicht, ſondern blieb. Wenn ſie jetzt hereinkam und das Lieschen umarmte, dann ſah es ja ſo aus, als wäre alles wie früher, und doch war es nicht mehr ſo wie früher. Mit beiden Händen faßte ſie das Kind und drückte es in den Stuhl, beinahe gewaltthätig. Und wenn ſie ſich dann zum Fenſter wandte und „Na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow!“ ſagte und ihr die Hand gab, dann ſah ſie ihr nicht mehr in die Augen, ſondern

daran vorbei. Und das „Alles in Ordnung?“ blieb mit einem Male weg. Warum nur? Bei Frau Wulkow war ja alles in Ordnung, aber bei ihr, bei der Mathilde Baumann vielleicht nicht?

Und so ging nun der neue Zuſtand weiter, und Frau Wulkow ließ ihn gehen und fragte nicht, denn bei ſolchen Dingen, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn nicht von ſelbſt geſprochen wird. Fragen ruft das Unglück herein. Vielleicht, dachte ſie, hört die Geſchichte von ſelbſt wieder auf und wird wieder gut. Aber ſie hörte nicht auf, und es wurde nicht wieder gut, ſondern im Gegenteil, wie etwas Schweres, Heißes, Dumpfes lag es auf der Mathilde Baumann, und das wurde immer ſchwerer, immer dumpfer, ſo daß man es ſchließlich körperlich an ihr wahrnahm, indem ſie das Haupt, das ſie früher immer ſo friſch aufgereckt auf dem ſchönen, vollen Halſe getragen hatte, niederhängen ließ und allen Menſchen nur noch von unten herauf in die Augen ſah, was ja ganz gegen ihre frühere Gewohnheit war, aber ganz. Und wenn das alles noch nicht deutlich genug geweſen wäre, ſo war noch etwas, woran Frau Wulkow hätte merken müſſen, wie es mit der Nachbarin ſtand, das war die Abendſtunde in der Küche drüben, bei Mathilde Baumann; früher die gemütlichſte Stunde vom ganzen Tage und jetzt ſo ungemütlich. So ungemütlich, daß die alte Frau Wulkow jetzt nur immer raſch, ganz raſch ihren Kaffee ausſuppte und dann beklommen „Gute Nacht auch!“ ſagte und davonging. Denn was hatte ſie davon, in der Küche zu ſitzen, der Mathilde Baumann gegenüber, die kaum drei Worte mehr hintereinander ſprach und, wenn ſie es that, ſo, daß man ihr anhörte, daß ſie nur ſprach, um irgend etwas zu

ſagen, ein Sprechgeräuſch zu machen, während ihre Gedanken ganz wo anders waren?

Wo ſie nur weilen mochten, dieſe Gedanken? Das war es, worüber Frau Wulkow jetzt immer ſinnen mußte, den ganzen Tag lang, während ſie an ihrer Näherei arbeitete und zu dem Lieschen hinüberblickte, das ahnungslos in ſeinem hohen Stuhle ſaß.

Ahnungslos — das heißt — oder war das nur eine Einbildung, daß in dem Geſicht des Kindes —?

Aber woher ſollte das denn kommen? Die Mutter war ja doch zärtlich zu ihm, wie ſie es früher geweſen war? Küßte das Kind, wenn ſie nachmittags nach Haus kam, herzte und „knutſchte“ es.

Aber ſolche Kinder — wie ſolche Kinder nun einmal ſind! Das fühlt ja durch die Wände hindurch! Gerade ſo wie die Tiere. Immerfort mußte Frau Wulkow an ihren alten Kater denken, den ſie einmal gehabt hatte, ihren ſchönen, langhaarigen „Fritz“, den ſie ſo lieb gehabt hatte. Was für ein Gefühl in dem Tier geweſen war! Was für ein Gefühl! Wenn ſie ſich einmal über ihn geärgert hatte und ihm auch nur ein bißchen weniger gut war, und wenn ſie ihm dann die Milch hinſetzte — nicht 'ranzukriegen an die Milch war das Tier geweſen. Mit großen, erſchreckten Augen hatte er geſeſſen und ſie angeſehen, bis ſie es gar nicht mehr aushielt und förmlich Abbitte. that und „Komm man wieder, Fritzchen,“ ſagte, „ſei man wieder gut, ich bin ja auch wieder gut.“

Ob ſo etwas ähnliches mit dem Kind da ſein mochte? Ob das Kind fühlte, daß die Hände der Mutter, wenn ſie es anfaßten, anders anfaßten als früher? Ob eine Ahnung

in ihm war, daß in dem Herzen der Mutter, wo bisher nur Platz für das Lieschen gewesen war, jetzt noch Platz geschaffen werden sollte für — etwas anderes? Und daß dieses andere vielleicht eines Tages sagen würde: „Eins von uns beiden muß 'raus? Für uns beide ist da drinnen nicht Platz?“ Kein Wort sagte Frau Wulkow, sie that keine Frage, aber den ganzen Tag über ihrer Näherei dachte und dachte sie nach: dieses andere — was war es denn nur? Oder — wer mochte es nur sein?

Und einige Tage später geschah etwas, es war zwar noch nichts Bestimmtes, aber es gab immerhin eine Andeutung: an dem Tage nämlich, am Abend, als Mathilde Baumann ihre Kleine hinüberbringen wollte, kam sie zu Frau Wulkow heran und wollte etwas sagen, konnte aber gar nicht damit herauskommen und Frau Wulkow nicht ansehen. Rot wurde sie, als wäre sie mit Blut übergossen gewesen, und dann sagte sie endlich, so leise, als wollte sie, daß die Kleine es nicht hören sollte: „Frau Wulkow,“ also sagte sie, „ich — es thut mir leid — aber ich kann Sie heute nicht bitten, zu mir herüberzukommen — ich — gehe heute abend noch aus.“

Kein Wort hatte Frau Wulkow darauf erwidert, sondern nur mit dem Kopfe genickt, was so ausgesehen hatte, als wollte sie sagen: „Ich verstehe schon.“ Und so schien es auch die Mathilde Baumann aufgefaßt zu haben; denn mit einem Male hatte sie sich umgedreht und war hinaus gewesen, und wenige Minuten darauf hatte Frau Wulkow gehört, wie drüben noch einmal die Thür klappte, und wie jemand über den Treppenflur ging und die Treppe hinunter, ganz hastig, ganz hastig. In ihren Gedanken aber hatte Frau

Wulkow nachgerechnet, daß es heute mit dem Abendbrot des Lieschens und mit deſſen Zubettbringen viel ſchneller gegangen ſein mußte als jemals früher, und daraus hatte ſie den Schluß gezogen, daß für das Kind jetzt nicht mehr ſo viel Zeit übrig war wie früher; und weil ihre Gedanken ihr ſagten, daß das nun wohl nicht mehr anders, ſondern eher ſchlimmer und immer ſchlimmer werden würde, ſo ging ſie in ihre Küche und kochte ſich, weil ſie ſich nun einmal daran gewöhnt hatte, ſelbſt eine Taſſe Kaffee und trank ſie langſam, einſam, unter ſchwerem, traurigem Nachdenken aus.

Daß es mit dem Abendkaffee in der Baumannſchen Küche von nun an ein Ende haben würde, das hatte ſie ſich wohl gedacht, und das beſtätigte ſich denn auch. Mit einem leiſen „Gute Nacht!“ ging Mathilde Baumann am Abend von ihr fort; daß Frau Wulkow ſonſt zu ihr hinübergekommen war, das war jetzt, als wäre es nie geweſen. Alle Abend, wenige Minuten ſpäter, klappte drüben die Thür, ſchlich jemand die Treppen hinunter, und ſo ging das nun fort, einmal wie allemal, Abend nach Abend.

Nachmittags, zu der Zeit, wo Mathilde Baumann nach Hauſe kommen mußte, fing jetzt Frau Wulkow an, aus dem Fenſter zu ſehen, auf die Straße hinunter, ob ſie ſie kommen ſähe. Denn eines war merkwürdig — ſeit ein paar Tagen rief das Lieschen nicht mehr, wie früher: „Jetzt kommt Mutter.“ Nein, ſie that es nicht mehr, und überhaupt — daß mit dem Kinde irgend etwas war, daß es nicht mehr ſo war wie früher, das konnte ſich Frau Wulkow jetzt wirklich nicht mehr verhehlen. Gar nicht mehr ſo ſauber gewaſchen wie früher; ſein ärmliches Kleidchen gar nicht mehr ſo reinlich wie ſonſt; das Zöpfchen, das früher wie ein nied-

liches kleines Schwänzchen ausgesehen hatte, jetzt mit ein paar haſtigen Griffen zuſammengeſteckt, ſo daß es manchmal aufging und die alte Frau Wulkow den Zopf noch einmal binden mußte. Heute, als es wieder einmal geſchehen war und Frau Wulkow: „Komm' mal her, Lieschen", geſagt hatte, hatte das Lieschen plötzlich zu weinen angefangen, lautlos, aber bitterlich. „Hab' ich dir weh gethan?" hatte Frau Wulkow gefragt. Darauf aber hatte das Kind ſtumm mit dem Kopfe geſchüttelt; nein — die Tante Wulkow hatte ihm nicht wehe gethan. Aber — vielleicht ein anderer? Das hatte Frau Wulkow nicht gefragt, aber einen Stich hatte ſie gefühlt, im Herzen. Und einen Stich im Herzen gab es ihr, wenn ſie jetzt nicht mehr das Vogelgezwitſcher von dem hohen Stuhl da drüben vernahm, wenn ſie über ihre Brille hinweg hinüberſchaute und das Kind da ſitzen ſah, ſo gar nicht ein bißchen mehr vergnügt, ſo vor ſich hinblickend mit den großen, ſtummen, traurigen Augen. Kaum daß ſie noch mit dem „Quitſcherich" ſpielte, und wenn ſie es that, war es kein rechtes Spielen mehr, keine Verhaltungsmaßregeln mehr „ſei hübſch artig, bis Mutter kommt," nur ein paar langſam, läſſig, mechaniſch angewöhnte Griffe.

An dieſem Tage alſo blickte die Frau Wulkow aus dem Fenſter. Und obwohl es ſchon ziemlich dunkel war, denn Mathilde Baumann kam jetzt von einem zum anderen Tage immer ſpäter nach Hauſe, und obwohl es für Menſchenaugen ein weiter Weg iſt, von vier Treppen hoch auf der Straße drunten jemanden erkennen zu ſollen, leiſteten ihre Augen das trotzdem, denn in der Ferne ſah die alte Frau ſcharf wie ein Luchs. Da ſah ſie denn die Mathilde Baumann die Straße entlang kommen, und neben ihr ging —

einer. Ein hochgewachſener, breitſchulteriger Mann war das, ein Fabrikarbeiter, wie es ſchien, denn unter dem Rock, den er vorn aufgeknöpft trug, ſah man den Arbeiterkittel von blauer Leinewand. Ganz langſam gingen beide, wie zwei Menſchen, die da wiſſen, daß ſie ſich gleich werden trennen müſſen, und die ſich noch eine Menge zu ſagen haben und darum den Augenblick der Trennung hinauszögern möchten. Sehr viel hatten ſie ſich zu ſagen, ſo ſah es aus, namentlich der Mann der Frau, denn immerfort ſprach er auf ſie ein, während ſie mit geſenktem Kopfe neben ihm herging und zuhörte. Reichlich um einen Kopf größer als die Mathilde Baumann war der Mann, und vielleicht weil er immer zu ihr hinunterſprach und ſie den Kopf ſo hängen ließ, vielleicht daß es daher kam, daß es der Frau Wulkow den Eindruck machte, als ſtände die Mathilde Baumann unter einem Druck, einem Bann, einer Laſt, als fürchtete ſie ſich eigentlich, und als geſchähe es nur halb aus freiem Willen, daß ſie mit dem Manne ging, halb aber weil der Mann ſie in der Gewalt hatte.

Jetzt waren ſie auf der anderen Straßenſeite dem Hauſe gegenüber angelangt, da blieben ſie ſtehen und ſahen zum Hauſe hinauf, ſo daß Frau Wulkow raſch ein wenig mit dem Kopfe zur Seite fuhr, um nicht geſehen zu werden. Als ſie aber wieder hinunterblickte, bemerkte ſie, daß die beiden nach ihr nicht ſahen, ſondern nach den Fenſtern von Mathilde Baumann. Und indem der Mann ſein Geſicht erhob, konnte ſie, ſoweit es bei der zunehmenden Dunkelheit noch möglich war, ſein Geſicht erkennen. Da mußte ſie ſich denn geſtehen, daß es wirklich ein ſtattlicher, beinahe, konnte man ſagen, ein ſchöner Mann war. Trotzdem gefiel er ihr nicht.

Er hatte ſo ein blaſſes, beinahe fahles Geſicht. Aber das kam vielleicht von dem Widerſchein der Dämmerung, die auf ſeinem Geſicht lag. Daneben war aber noch etwas: er trug einen Schnurrbart, einen ſehr langen und dichten, und um ihn recht dicht zu machen, hatte er eine „Anleihe“ beim Kinnbart gemacht, das heißt, ein Stück vom Kinnbart ſtehen laſſen, das nun in den Schnurrbart hineinwuchs, ſo daß dieſer in zwei ganz dicken Enden über beide Mundwinkel hing. Das gefiel der Frau Wulkow nicht. Das Geſicht des Mannes bekam dadurch etwas — ſie wußte ſelbſt nicht recht — ſo Rohes, Brutales, beinahe Unheimliches.

Eine ganze Weile ſtanden die beiden drüben auf der Straße, dem Hauſe gegenüber. Wie ein Waſſerfall ſprach der Mann auf die Baumann ein, nur von Zeit zu Zeit erwiderte ſie etwas. Dann ſah es ſo aus, als hätte er etwas von ihr verlangt, worüber ſie nachdachte; ſie ſenkte den Kopf zur Seite. Aber als ſie ſich umwandte und ihm ins Geſicht ſah, wußte Frau Wulkow, was die Glocke geſchlagen hatte. Sie hatte nachgegeben, und der Blick, mit dem es geſchah! Wo der hingeht, da läuft die nach, das ſagte ſich Frau Wulkow, als ſie den Blick ſah.

Weil aber jetzt die Sache anfing, ihr das Herz abzuſtoßen, faßte ſie einen Entſchluß, und heute am Abend ſtellte ſie zum erſtenmal eine Frage.

Als Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinausgehen wollte, griff ſie nach ihrer Hand und hielt ſie feſt. Indem ſie ſie an der Hand hielt, fühlte ſie, wie das junge Weib am ganzen Leibe zitterte. „Wer iſt es denn alſo?“ fragte ſie. Sie verſuchte ihr in die Augen zu ſehen, aber das gelang ihr nicht; Mathilde Baumann hielt die Augen abge-

wandt, beinahe krampfhaft. „Ein Maſchinenſchloſſer in der Steppdeckenfabrik von ...“ Den Namen der Fabrik hatte Frau Wulkow nicht mehr verſtehen können.

Als wenn ſie gejagt würde, hatte Mathilde Baumann ſich umgedreht, ihre Hand losgeriſſen, und ohne „Gute Nacht“ war ſie mit ihrer Kleinen hinaus.

Wieder gingen ein paar Tage hin, und Frau Wulkow ließ ſie gehen, ohne zu fragen. „Denn zu oft,“ meinte Frau Wulkow, „muß man bei ſolchen Sachen nicht fragen; ſonſt wird ſo etwas mißtrauiſch und verſtockt ſich und ſagt gar nichts.“

Endlich aber, nachdem ſie alle Nachmittage zum Fenſter hinausgeblickt und geſehen hatte, daß der „Maſchinenſchloſſer“ jeden Nachmittag dabei war, hielt ſie es an der Zeit, noch einmal zu fragen. Genau ſo wie das vorige Mal machte ſie es; genau wie das vorige Mal, vielleicht noch ſtärker, erzitterte Mathilde Baumann, und ihr ganzes Geſicht war eine einzige Glut.

„Wird er Sie denn heiraten?“ fragte Frau Wulkow.

Als ſie das aber geſagt hatte, begab ſich etwas Merkwürdiges: die Hand der jungen Frau, die ſie in ihrer Hand hielt, wurde eiskalt, mit einem Blick fuhr ſie zu der Kleinen herum, die an der Thür ſtand und wartete, dann beugte ſie ſich ans Ohr von Frau Wulkow: „Seien Sie ſtill!“ flüſterte ſie, „ich komme nachher noch 'mal 'rüber.“

Wenige Minuten ſpäter war ſie wieder da. Ganz leiſe hatte ſie geklopft, ganz leiſe trat ſie ein, als wenn ſie ſich fürchtete.

Frau Wulkow ſaß am Tiſch bei einem Petroleumlämpchen. Im Zimmer war nur ein halbes Licht; in den Winkel

des Zimmers, wo es ganz dunkel war, ſetzte ſich die Mathilde Baumann.

Frau Wulkow ſah nicht zu ihr hin, fragte nicht, ſprach kein Wort.

„Es iſt ja," fing Mathilde Baumann an — und die Stimme kam aus ihrer Kehle, als wenn ihr der Hals zugeſchnürt geweſen wäre —, „es iſt ja — daß er geſagt hat — daß ihm das Kind nicht paßt."

Darauf trat ein langes Stillſchweigen ein.

„Darum alſo will er Sie nicht heiraten?" meinte alsdann Frau Wulkow.

„Mit Gewalt will er mich ja heiraten," erwiderte die andere, „aber geradezu mit Gewalt."

„Aber das Kind will er nicht mit Ihnen mithaben?"

Darauf erfolgte keine Antwort.

„Was ſoll denn aber alsdann werden? Wollen Sie das Kind wo einthun? Bei anderen Leuten? Oder öffentlich? Eine Anſtalt?"

„Das bring' ich ja nicht übers Herz," ſagte Mathilde Baumann; und es klang, als ob ſie ſich gewunden hätte, indem ſie die Worte hervorbrachte.

Frau Wulkow, die immerfort in die Lampe geſtarrt hatte, rückte vom Tiſch ab und drehte ſich dahin, wo Mathilde Baumann ſaß.

„Aber was wird denn dann mit dem Kinde?"

In ſolchem Tone hatte Frau Wulkow noch niemals geſprochen.

„Wenn ich's doch ſelbſt nicht weiß," erwiderte Mathilde Baumann; und es war kein Sprechen, ſondern ein Keuchen. „Es iſt ja über mich gekommen — ich kann's ja gar nicht

beſchreiben, wie! Solche Gewalt hat er über mich bekommen, ſolche Gewalt! Tag und Nacht zermartere ich mir das Gehirn! Von dem Mann wieder ablaſſen — Gott — wie ſoll ich Ihnen ſagen — lieber gleich ins Waſſer gehen und den leibhaftigen Tod erleiden! Und dann aber — daß er das Kind nicht will — ſolch ein unſchuldiges Wurm! Und es iſt mir doch ſo ans Herz gewachſen! So ans Herz gewachſen!“

Ein furchtbares Schluchzen brach ihr die Worte ab, und in der dunklen Ecke, in die ſie blickte, ſah Frau Wulkow etwas wie ein Gewirr von menſchlichen Gliedern, die ſich ineinander rangen, daß ein Knäuel entſtand, ein Ballen, an dem man kein Geſicht mehr erkannte.

Schweigend ließ Frau Wulkow das eine Zeitlang gewähren. Dann ſagte ſie mit dem Ton von vorhin, dem ſtrengen Ton: „Aber zu einem Entſchluß muß man doch kommen bei ſo etwas.“

Mathilde Baumann richtete ſich auf und wiſchte ſich die Augen. „Ja, natürlich,“ ſagte ſie, und ihre Stimme klang wie gebrochen, „Sie haben ja recht, ja, ja.“

Dann ſtand ſie auf, und ohne ſich noch einmal umzuſehen, ging ſie hinaus.

Von da an wurde zwiſchen den beiden Frauen nicht mehr gefragt und nicht mehr geſprochen. Auf die beiden Nachbarwohnungen da oben, vier Treppen hoch, unter dem Dach, legte ſich etwas wie eine unſichtbare, ſchwere Hand, und unter der Laſt der Hand erlahmte alles, jede Freudigkeit, jedes Geſpräch, nur eine dumpfe, ſtumme, langſam, langſam ſteigende Angſt blieb übrig. Scheinbar nur mit ihrer Näherei beſchäftigt und in Wirklichkeit lauſchend und

lauernd mit Augen, Ohren und allen Nerven, saß die alte Frau an ihrem Fleck, und scheinbar gleichgültig dagegen, daß sie belauert wurde, scheinbar ruhig ging die junge Frau ihren Weg, und unterdessen schlug ihr das Herz so schwer an die Brust, daß, wenn sie unbeobachtet war, sie stehen bleiben mußte, weil sie nicht weiter konnte, und wenn sie auf ihrem Wege zur Waschanstalt an der Spree entlang ging, kam ihr ein Gedanke, den sie früher nicht gekannt hatte: Wenn's gar keinen Ausweg mehr giebt, dann giebt es noch einen, einen letzten.

Und nun dauerte das ein paar Tage, dann wurde die schwüle Stille durch ein Geräusch unterbrochen, auf das Frau Wulkow insgeheim schon lange gewartet hatte, und das, als sie es jetzt wirklich vernahm, sie dennoch bis ins Innerste erbeben ließ: an einem Abend, einige Zeit nachdem Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinübergegangen war, erdröhnte die Treppe draußen von einem schweren Schritt, einem Männerschritt. Lautlos, so rasch sie es auf ihren „schlechten Beinen" zuwege brachte, war Frau Wulkow an ihrer Flurthür und horchte. Die Flurthür gegenüber, bei Mathilde Baumann, wurde von innen geöffnet; irgend jemand trat ein, dann klappte die Thür wieder zu. Der Mann war gekommen! Drüben war er, bei ihr!

Die alte Frau kroch in ihr Bett, wühlte den Kopf in ihr Federkopfkissen, wollte nicht hören, wann er wieder gehen würde; sie drückte die Augen zu, krampfhaft, wollte nicht daran denken, wie die zwei jetzt drüben zusammen waren.

Am nächsten Tage, wie gewöhnlich, kam das Lieschen, und wie gewöhnlich wurde es in seinen hohen Stuhl gesetzt, während die Frau Wulkow an ihrem Nähtisch am Fenster

ſaß. Lärm hatte das Kind ja niemals gemacht; beſonders in letzter Zeit war es ja immer leiſer geworden, heute aber war es ſo lautlos, daß Frau Wulkow unwillkürlich zu ihm hinüberſah. Ganz regungslos ſaß die Kleine in ihrem hohen Stuhl, auf der Stuhlklappe lag der „Quitſcherich“ unangerührt.

Was das Kind für große Augen hatte! Nie, bis heute, war es Frau Wulkow ſo aufgefallen. Und wie die Augen unverwandt an der Thür hingen! Mit einem Ausdruck — was war es nur für einer —, als wenn es angſtvoll erwartete, daß plötzlich die Thür ſich öffnen und etwas hereinkommen würde, etwas Schreckliches.

Als es Mittag geworden war, ſetzte ihr die Frau Wulkow ihr Schüſſelchen auf die Stuhlklappe. Viel hatte das Kind niemals gegeſſen, heute aß es gar nichts, hob keine Hand.

„Na, Lieschen, willſt du denn gar nicht ein bißchen 'was eſſen?“

Als das Kind das hörte, richtete es die Augen auf die alte Frau, ſein Mund verzog ſich, als wenn es etwas ſagen wollte.

„Was willſt du mir denn ſagen, Lieschen?“ Frau Wulkow beugte ſich zu ihr.

„Fremde Mann is gekommen,“ flüſterte ihr die Kleine ins Ohr. Aus der flüſternden Stimme klang das Entſetzen.

Frau Wulkow hielt an ſich; dem Kinde gegenüber durfte ſie nichts zeigen.

„Na ja, geſtern abend, zu Mutter. Iſt er in der Stube bei Mutter geblieben?“

„Is 'rübergegangen mit Mutter, in Küche.“

„Na ja doch," ſagte Frau Wulkow, „na ja. Darum kannſt du doch ein bißchen 'was eſſen. Willſt du nicht?"

Aber ſie wollte nicht.

„Na, dann komm, vertritt dir ein bißchen die Beine."

Sie hob ſie aus ihrem Stuhl und ſetzte ſie auf den Boden.

„Geh ein bißchen hin und her, Lieschen, mach dir Bewegung."

Aber die Kleine ſchien nicht zu hören. Mit dem Finger im Munde ſtand ſie an ihrem hohen Stuhl, ſah nicht auf Tante Wulkows Näharbeit, nicht nach der Ticktack an der Wand, ſondern immer nach der Thür und nur nach der Thür.

Als es ſchon beinahe dunkel war, that dieſe ſich auf; die Mutter kam, Mathilde Baumann. Ohne Gruß — recht wie ein Irrwiſch, dachte Frau Wulkow für ſich —, ohne „Guten Abend" kam ſie und gleich auf das Kind zu, das in ſeinem Stuhle ſaß. Sie ſchoß geradezu darauf los, legte beide Hände um das Kind, ſah ihm ins Geſicht, als müßte ſie ſich überzeugen, daß es noch da wäre, daß es noch ihr Lieschen wäre, und küßte es. In all ihren Bewegungen war etwas ſo Aufgeregtes, Wildes, beinah Wüſtes, daß, als ſie das Kind noch einmal küſſen wollte, dieſes den Kopf zurückbog. Es wollte nicht mehr, es fing an zu weinen.

Von ihrem Fenſter ſtand die Frau Wulkow auf. Lang aufgereckt trat ſie heran. „Was geſchieht denn?" fragte ſie.

„Was ſoll denn ſein?" erwiderte die andere mit einer kaum vernehmbaren Stimme, „nichts, gar nichts."

Sie hob das Kind aus dem Stuhle, um mit ihm hinüberzugehen. Und da geſchah etwas, was noch nie bis heute geſchehen war; das Kind, das ſonſt immer der Mutter vor-

ausgelaufen war, wenn es nach Hause ging, wollte heute nicht mit. Die Mutter hielt es an der Hand, das Kind lehnte sich hintenüber, als wollte es sich stemmen. Es sagte nichts, es klagte nicht, es gab keinen Laut von sich, nur mit den großen Augen, die weit aufgerissen waren, sah es immerfort zu der Mutter auf, als sähe es einen fremden Menschen. Beinahe mit Gewalt mußte Mathilde Baumann die Kleine endlich an sich reißen.

Ob es an diesem Abend war oder einen oder auch ein paar Tage später, daß sie den schweren Männerschritt wieder auf der Treppe draußen hörte, das konnte Frau Wulkow später so genau nicht mehr sagen; um so deutlicher aber erinnerte sie sich, was am Tage darauf geschehen war oder vielmehr noch in derselben Nacht.

An dem Abend nämlich hatte sich Frau Wulkow nicht, wie das erste Mal, zu Bett gelegt, als sie den Mann drüben hineingehen hörte, sie war bei ihrer Lampe sitzen geblieben, weil sie noch bis zum nächsten Tage ein halbes Dutzend Hemden fertig zu nähen hatte.

Als nun eine ganz geraume Zeit vergangen und es schon ziemlich spät in der Nacht geworden war, hatte sie gehört, wie drüben abermals die Thür ging; darauf war sie wieder an ihre Flurthür getreten, und da hatte sie dann einen Lichtschein durch die Thürspalte gesehen und gehört, wie zwei Menschen nach der Treppe zu gingen. Die Mathilde Baumann war es, die ihm die Treppe hinunterleuchtete und mit ihm ging, um ihm die Hausthür aufzuschließen. Im Gehen hatten die zwei miteinander gesprochen, aber was es war, konnte sie nicht verstehen, nur die Stimme des Mannes hatte sie vernommen, eine so harte, so befehlende Stimme,

und ſo eindringlich zugleich, als wenn er die Frau, die ihn begleitete, mit aller Gewalt zu etwas bringen und beſtimmen wollte. Alsdann waren ſie die Treppe hinuntergeſtiegen, ganz langſam, und das Geräuſch von ihren Stimmen hatte ſich verloren.

Ob nun die Mathilde Baumann mit dem Mann unten in der Hausthür ſtehen geblieben — oder vielleicht gar noch mit ihm aus dem Hauſe gegangen war —, jedenfalls hatte es lange gedauert, bis daß ſie zurückkam, ſo lange, daß der Frau Wulkow ſchließlich das Stehen zu viel geworden und ſie in ihre Stube zurückgegangen war und ſich wieder an ihre Arbeit geſetzt hatte.

Alsdann aber, als ſie nun ſo in der tiefen, ſtillen Nacht ſaß, war es ihr plötzlich geweſen, als hätte ſie draußen an der Flurthür etwas gehört, ein Geräuſch, ein leiſes, ganz merkwürdiges. Sie hatte gehorcht — und da war es noch einmal gekommen, wie ein ſchwaches Klopfen oder eigentlich wie ein Kratzen draußen an der Thür.

Was hat denn das zu bedeuten? hatte ſich Frau Wulkow geſagt, und mit der Lampe in der Hand war ſie hinausgegangen.

Darauf aber, als ſie die Thür aufgemacht hatte, war ihr die Lampe beinahe aus der Hand gefallen — ſolch einen Schreck hatte ſie bekommen: vor der Thür, im Hemd und weiter nichts am Leibe, ſo wie es eben aus dem Bett geſprungen ſein mußte, hatte das Lieschen geſtanden.

„Aber — Lieschen —“ hatte Frau Wulkow ſagen wollen, aber ſie hatte es noch nicht herausgebracht, da war das Kind ſchon herein geweſen, hatte ſich an ſie geklammert, in ihr Kleid gedrängt, als wenn es ſich verſtecken wollte,

hatte etwas ſagen wollen, aber nicht gekonnt, nicht einmal weinen hatte es können, ſondern nur ein „Uh — uh — uh —“ das war alles geweſen, was die kleine, ſtoßende Bruſt hervorzubringen vermochte.

Und weil nun Frau Wulkow, indem ſie das Kind anfaßte, gefühlt hatte, daß der kleine Körper eiskalt war, hatte ſie ſich geſagt, daß ſich ja das Kind den Tod holen könnte, und ohne weiteres hatte ſie es mit ſich hineingenommen in ihre Stube, gleich in ihr Bett gelegt und Decken darauf gepackt, ſoviel ſie nur konnte, und dann, ſo raſch es nur ging, ein bißchen Milch warm gemacht, und nun ſaß ſie vor dem Bett und verſuchte, unter Streicheln, Koſen, Gutzureden, dem Kinde die Milch einzuflößen. Aber es ging nicht. Sobald die Kleine einen Schluck genommen hatte, kam das „Uh — uh — uh—“ wieder, und dann ſprudelte ſie alles wieder aus.

Als Frau Wulkow ſah, daß es auf dieſe Weiſe nichts wurde, hob ſie das Kind, in die Decken gewickelt, aus dem Bett, ſetzte es auf ihren Schoß und nahm ſeinen Kopf an die Bruſt. „Aber Lieschen — aber Lieschen — was iſt denn los?“

Von den ſchützenden Armen der „Tante“ Wulkow umſchlungen, kam das verſtörte kleine Geſchöpf allmählich zu ſich; es fand Worte; ſchluckend, unter trockenem Schluchzen kamen die Worte hervor: „Fremde Mann — is wiedergekommen.“

„Ja, ja, heute abend; ich weiß.“

„Fremde Mann is böſe!“ Wieder verbarg ſie das Geſicht im Kleide der alten Frau.

„Hat er dir denn 'was gethan, Lieschen?“

„Fremde Mann — is mit Mutter gekommen, wo Lieschen in Bett gelegen hat. Fremde Mann — hat zu Mutter 'was geſagt.“

„Haſt du denn gehört, was er geſagt hat? Haſt du denn nicht geſchlafen?“

„Lieschen hat nich geſchlafen, Lieschen hat Augen zugemacht. Hat ſo gethan.“

„Haſt ſo gethan, als wenn du ſchliefſt. Na — was haſt du denn gehört, daß er geſagt hat?“

„Fremde Mann — hat geſagt — das Kind hat — viel zu großen Kopp — is nich geſund — ſolche Kinder bleiben nich leben.“

Wieder kam das ſtoßende „Uh — uh — uh —“ und wieder, in Verzweiflung, drückte ſie ſich an die alte Frau.

„Fremde Mann — will Lieschen tot machen! Lieschen tot machen!“

„Aber Lieschen —“ Frau Wulkow hätte gern noch mehr geſagt; iſt ja alles Unſinn, hätte ſie gern geſagt, aber ſie konnte nicht; hätte gern getröſtet, aber ſie fand nichts. Darum blieb ihr nichts übrig, als daß ſie das Kind an ihrer Bruſt leiſe wiegte. „Aber Lieschen — aber Lieschen.“

„Und dann iſt Mutter mit ihm fortgegangen?“ fragte ſie nach einiger Zeit.

„Fremde Mann — is mit Mutter 'rübergegangen — in Küche.“

„Da haben ſie zuſammengeſeſſen? Und dann ſind ſie fortgegangen?“

Das Kind nickte unmerklich.

„Und dann biſt du aus'm Bett aufgeſtanden? Und herübergelaufen?“

Mit beiden Armen klammerte ſich das Kind an die alte Frau. „Lieschen fürchtet ſich! Lieschen fürchtet ſich!“

Wieder erging es der Frau Wulkow wie vorhin. Der Mann iſt ja fort, hätte ſie ſagen mögen, vor deiner Mutter wirſt du dich doch nicht fürchten? Aber ſie brachte es nicht heraus. Schweigend ſtrich ſie über den Kopf des Kindes, auf dem das Haar ganz zerzauſt und verwirrt war; über den Kopf der Kleinen blickte ſie in die Luft. Solche Kinder — durch die Wände fühlt das hindurch! Durch Haut und Fleiſch und Bein bis in die Herzen!

Indem ſie ſo, mit dem Kinde auf dem Schoße, ſaß und keins von beiden einen Laut von ſich gab, hörte ſie draußen auf der Treppe einen Schritt — das war die Mathilde Baumann, die zurückkam. Die Thür gegenüber wurde geöffnet und fiel von innen ins Schloß.

Jetzt — dachte Frau Wulkow für ſich.

Unwillkürlich legte ſie die Arme feſter um das Kind. Das Kind, das auch gehört hatte, fing an, in ihren Armen zu zittern. In allen Gliedern, am ganzen Leibe zitterte es.

Nicht lange, ſo ging die Thür drüben wieder auf — man hörte, wie ſie aufgeriſſen wurde. Dann — huſch, huſch — kam es über den Flur, die Flurthür von Frau Wulkow wurde von draußen aufgeſchloſſen — die Drücker beider Thüren paßten, einer in das Schloß der anderen, ſo daß die Frauen zu einander konnten, ohne anzuklopfen —, im nächſten Augenblick ging die Stubenthür auf, in der Stubenthür — ſo weiß im Geſicht, als wenn ſie mit Kalk übergoſſen geweſen wäre — ſtand die Mathilde Baumann. Als ſie Frau Wulkow ſitzen ſah und das Lieschen auf deren Schoße, hoben ſich ihre Arme, daß es ausſah, als bewegten

ſich die Arme von ſelbſt, ohne daß ein Wille ſie regierte, einen jappenden, ſchnappenden Laut gab ſie von ſich: „Das Kind!“ Dann fiel ſie mit dem Rücken an die Stubenwand, die Knie brachen ihr unter dem Leibe, ſo daß ſie nicht mehr aufrecht zu ſtehen vermochte; mit dem Rücken an der Wand rutſchte ſie zu Boden; man ſah, wie ſie ſich zu halten verſuchte und keinen Halt fand; bis ganz herunter rutſchte ſie, auf die Diele des Zimmers, wo ſie liegen blieb, halb ſitzend, halb kauernd, halb liegend, nicht ohnmächtig, aber ſo ganz von Kräften, ſo ganz zu Ende — wie ein Bündel Flicken, meinte Frau Wulkow für ſich —, daß ſie nicht einmal Kraft mehr hatte, das Haupt aufrecht zu halten, daß ihr der Kopf auf die Bruſt hing, ſo ſchwer atmend, daß es wie ein Röcheln klang, und aus dem Stöhnen, Ächzen und Röcheln kam ein Wort hervor und immer nur ein und dasſelbe Wort: „Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn! Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn!“

Eine Zeitlang, wie das ihre Gewohnheit war, hörte Frau Wulkow dem allen ſtillſchweigend zu. Dann richtete ſie die Augen auf das zuſammengeſunkene Weib. „Na aber, Mathilde,“ ſagte ſie, „Mathilde!“

Mathilde Baumann richtete das Haupt auf, aber es war wirklich, wie wenn ihre Knochen und Muskeln alle Kraft verloren hätten; ſchwer klappte ihr das Haupt wieder herab, ſo daß ihr das Kinn beinahe auf die Bruſt ſchlug.

„Ich — komme nach Hauſe,“ fing ſie alsdann mit einer Stimme an, die von einem zum anderen Worte immer zu erlöſchen ſchien, „gehe in die Stube — mache Licht — ſehe in das Bett von dem Kind — iſt das Bett leer — das Kind nicht da. Wie ich noch ſtehe — und nicht weiß, was ich denken ſoll — ſehe ich mit einem Male — das

Fenſter iſt offen. So denk' ich doch nicht anders — als — das Kind —"

Ein Froſtſchauder durchſchüttelte ihren Leib und ſchlug ihr die Zähne aufeinander, ſo daß ſie nicht weiter zu ſprechen vermochte.

„Sind Sie doch nur ruhig, Mathilde," mahnte Frau Wulkow, „Sie ſehen ja, das Kind iſt hier."

Mit einer jähen Anſtrengung raffte ſich das junge Weib aus ſeiner zuſammengekauerten Lage auf, warf ſich auf die Knie, rutſchte auf den Knien ein paar Schritte ins Zimmer hinein, ſtreckte beide Arme aus, und während eine Thränenflut über ihr Geſicht rann, ſchrie ſie mit einer Stimme, die gellend geweſen wäre, wenn die Thränen ſie nicht erſtickt hätten: „Lieschen, komm zu mir! Lieschen, komm zu mir!"

Das Kind aber, das mit weit aufgeriſſenen, ſchreckensvollen Augen dem ganzen Vorgange, vom Eintritt der Mutter an, gefolgt war, riß ſich jetzt, als es die Mutter nach ihm greifen ſah, kreiſchend aus den Armen der Frau Wulkow los, ſprang von ihrem Schoße herab, und ſchreiend, in ſinnloſer Angſt, wie ein gehetztes kleines Tier, rannte es an den Stubenwänden entlang, von einer Ecke in die andere, mit den Händen an die Mauern greifend, mit dem Kopfe dagegen ſchlagend.

„Aber du mein Gott, Lieschen! Lieschen! Lieschen!" rief Frau Wulkow. Sie ſtand vom Stuhle auf und ging dem kleinen Flüchtling nach. Erſt nach einiger Zeit gelang es ihr, des Kindes habhaft zu werden. „Sei doch vernünftig, Lieschen. Thut dir ja niemand 'was."

Sobald ſie ſie in Händen hielt, drängte ſich die Kleine wieder in ihr Kleid.

„Mutter nich gut zu Lieschen! Uh — uh — uh — Mutter nich gut!“

Als Mathilde Baumann das hörte, ſchleppte ſie ſich bis an den Stuhl, auf dem Frau Wulkow geſeſſen hatte, legte beide Arme darauf, das Geſicht in die Arme, und ſtieß einen Seufzer aus wie eine Sterbende. Und ſo, ohne Regung und Bewegung, blieb ſie liegen.

Frau Wulkow hatte die Kleine aufgenommen und ging mit ihr im Zimmer auf und ab. Weil ſie aber alt und ſchwächlich war, konnte ſie das nicht lange aushalten. Darum ſetzte ſie ſich, das Kind in den Armen, auf das Bett, dann wiſchte ſie dem Kinde, das ſich an der blau getünchten Wand, gegen die es mit dem Kopfe gerannt war, die Stirn blau gefärbt hatte, Stirn und Geſicht ab.

„Nu hör 'mal zu, Lieschen: nu geht Tante Wulkow mit Mutter 'rüber, und Lieschen bleibt hier, in Tante Wulkow ihrem Bett. Das wird 'mal ſchön ſein, nicht wahr? Da kommt niemand 'rein, und niemand thut Lieschen 'was, ſondern nachher kommt Tante Wulkow wieder und giebt Obacht. Und nun wird Lieschen artig ſein, nicht wahr? Und ſich nicht mehr fürchten und ſchlafen, ſchön ſchlafen.“

Von der furchtbaren Aufregung erſchöpft, war das Kind mit einem Male hinfällig müde geworden; halb taumelig ſank es in die Kiſſen des Bettes, wo Frau Wulkow es hinlegte, und als die alte Frau noch einmal zu ihm hinſah, überzeugte ſie ſich, daß es im nächſten Augenblick eingeſchlafen ſein würde.

„Mathilde,“ ſagte ſie dann leiſe, indem ſie die junge Frau, die noch immer regungslos am Stuhle lag, an der Schulter berührte, „hören Sie zu, was ich Ihnen ſage:

Das Kind ſchläft jetzt, das iſt das Beſte. Sie gehen jetzt zu Ihnen 'rüber, ich gehe mit Ihnen mit. Da können wir dann ſprechen."

Ohne ein Wort der Widerrede, in ſtummem Gehorſam erhob ſich Mathilde Baumann. Frau Wulkow nahm die Lampe vom Tiſche auf, und mit gedämpften Schritten gingen beide Frauen hinaus, in die Baumannſche Wohnung hinüber.

„Du Gott, iſt hier eine Luft," ſagte Frau Wulkow, als ſie mit Mathilde Baumann in deren Küche eintrat. Ein Dunſt von kalt gewordenem, ſchlechtem Cigarrenrauch erfüllte das Gelaß. Während Mathilde Baumann das Fenſter öffnete, um friſche Luft hereinzulaſſen, ſah Frau Wulkow ſich um. Ein paar geleerte Bierflaſchen ſtanden auf dem Herd; Gläſer waren nicht zu ſehen; wie es ſchien, hatte man alſo die Flaſchen ſelbſt angeſetzt und ausgetrunken.

Das alles machte auf die trotz ihrer ärmlichen Lebensbedingungen feinfühlige alte Frau einen widerwärtigen Eindruck. War das der Raum, wo ſie mit der netten, jungen Frau ſo manche gemütliche Stunde verplaudert hatte?

Und die junge Frau ſelbſt, die jetzt, ohne ſich zu ſetzen, mit untergeſchlagenen Armen, gegen die Wand der Küche gelehnt, ihr gegenüberſtand und mit dumpfem Blick zu Boden ſtierte — war das noch die von früher?

Ein peinliches Schweigen herrſchte; keine von beiden fand ein Wort.

„Wie war denn das alſo mit dem Fenſter?" fing Frau Wulkow endlich an.

„Ich weiß noch ſelbſt gar nicht," entgegnete Mathilde Baumann, „hatte ich das Fenſter nicht wieder zugemacht, von heute früh, wo ich wegging, oder hat — er es aufgemacht,

oder hat das Kind es aufgemacht — ich weiß nicht. Aber wie ich es offen ſtehen ſehe und das Kind nicht im Bett ſehe —"

„Da haben Sie gedacht, das Kind iſt durchs Fenſter gegangen," ergänzte Frau Wulkow ihre Worte mit einer Rückſichtsloſigkeit, die man an ihr ſonſt gar nicht gewöhnt war.

Mathilde Baumann mochte es gefühlt haben. Ihre blaſſen Lippen thaten ſich auf, aber es kam kein Wort hervor.

„Da muß doch aber dem Kind irgend etwas paſſiert ſein," fuhr Frau Wulkow fort, „wenn Sie haben denken können, daß es ſo 'was Schreckliches hätte thun können? — Hat jemand dem Kinde 'was gethan?" fragte ſie weiter, als keine Antwort erfolgte.

Auch jetzt blieb alles ſtill.

„Weil Sie doch mit — ihm vor das Bett von dem Kind gegangen ſind und — er geſagt hat, das Kind hätte einen zu großen Kopf? Könnte nicht leben bleiben?"

Sie hatte die Augen auf Mathilde Baumann gerichtet. Ein entſetzter Blick kam ihr von dort entgegen.

„Woher wiſſen Sie denn —"

„Weil's mir die Kleine doch ſelber geſagt hat. Das Kind hat alles gehört. Hat die Augen zugekniffen; Sie haben gedacht, es ſchläft. Hat aber nicht geſchlafen, hat alles gehört."

Dieſes alles ſagte Frau Wulkow langſam, in Abſätzen. Bei jedem Worte ſah ſie die Frau drüben zuſammenzucken, als wenn jedes Wort ein Hieb geweſen wäre, der ins Fleiſch ging.

„Darum iſt das Kind nachher aufgeſtanden," fuhr ſie fort, „nachdem Sie mit — ihm in der Küche hier geweſen

ſind, iſt fortgelaufen, hat ſich gefürchtet; wiſſen Sie, was es zu mir geſagt hat? Der Mann wollte es umbringen, hat es geſagt."

„Frau — Wulkow —? Das hat das Kind geſagt?"

Langſam, wie der belaſtete Atemzug aus einer erſtickenden Bruſt, ſo kam die Frage heraus, und in dem Blick, der die Frage begleitete, der ſich auf die alte Frau richtete, war ein durcheinander wühlendes Gemiſch von Staunen, Erſchrecken und finſterem, alle Tiefen der Seele erfüllendem Grauſen.

Noch einen Augenblick ſtand Mathilde Baumann wie erſtarrt, dann plötzlich kam ſie, rückte einen Schemel neben den Stuhl, auf dem die andere ſaß, legte den Arm um ihre Hüften und drückte das geſenkte Haupt an ihre Bruſt.

„Frau Wulkow," ſagte ſie mit unterdrückter Stimme, aber unter ſo ſchweren Atemſtößen, daß die alte Frau ihren heißen Atem durch das Kleid hindurch auf der Bruſt fühlte, „ſeien Sie ſtill, Frau Wulkow, ich muß Ihnen etwas ſagen. Daß das Kind das geſagt hat — Frau Wulkow, es giebt Dinge, die der Menſch nicht begreifen kann. Woher hat das Kind das gewußt?"

Das Geſicht, die Lippen an die Bruſt der alten Frau gedrückt, hatte ſie dieſe letzten Worte auf ſie eingeſprochen, als wollte ſie ſie ihr ins Herz hineinſprechen. Frau Wulkow griff nach ihrer Hand.

„Mathilde," ſagte ſie, „iſt denn wirklich von ſo 'was die Rede geweſen? Hat — der Mann ſo etwas geſagt?"

Die Hand der jungen Mutter zuckte in ihrer Hand, dann hob Mathilde Baumann den Mund an das Ohr der alten Frau empor.

„Frau Wulkow — es ist nicht anders — er hat es gesagt.“

„Um Gottes willen —“ Das war alles, was Frau Wulkow zu erwidern vermochte.

„Wie wir von da vorn hier 'rübergekommen sind,“ fuhr jene fort, „hat er wieder angefangen und gesagt, ich hätte es doch nun selber gesehen, das Kind hätte einen Wasserkopf; und solche Kinder könnten nun einmal nicht leben bleiben, das wüßte doch alle Welt. Darum wäre es das allerbeste für das Kind, wenn es bald — seiner Wege ginge.“

„Was hat er denn damit gemeint?“ fragte Frau Wulkow.

„Das hab' ich ihn auch gefragt,“ meinte Mathilde Baumann, „und darauf hat er gemeint, das wüßte ich doch von alleine. Und wie ich alsdann gesagt habe, daß wenn es das wäre, was er meinte, was es so schiene, daß es sein sollte, daß ich dann nur sagen könnte, daß man so etwas doch abwarten müsse, hat er wieder gesagt, dazu könnte man auch helfen.“

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie hatte gesehen, wie Frau Wulkow den Kopf zur Seite bog, als wollte sie ihren Mund nicht länger an ihrem Ohr haben, hatte gefühlt, wie sie ihre Hand losgelassen, sich steif gemacht hatte, als wollte sie ihren Leib nicht mehr an ihrem Leibe haben, als wollte sie hinwegrücken und fort von ihr. Mit beiden Armen, wie eine Verzweifelnde, hielt sie sich an der alten Frau fest.

„Frau Wulkow — seien Sie gut! Wie ich das gehört habe, hab' ich ja auch kein Wort nicht sagen können, so schrecklich ist mir gewesen —“

„Aber fortgeſchickt haben Sie ihn nicht," unterbrach hart und trocken Frau Wulkow.

„Glauben Sie denn, der wäre gegangen? Glauben Sie denn das? ‚Siehſte,' hat er zu mir geſagt, ‚daß du dich jetzt vor mir fürchteſt, das weiß ich natürlich ganz genau. Aber es hilft dir nicht, und du biſt nicht die erſte, die ich zwiſchen den Zangen habe, und ganz andere Köpfe, wie deinen, hab' ich ſchon klein gekriegt. Aber mit dir,' hat er geſagt, ‚ich weiß gar nicht, was das mit dir iſt, daß ich dich nun 'mal haben muß, nicht nur ſo für heut und morgen, ſondern für immer und als meine Frau! Verſtehſte? Verſtehſte?' Und damit is er auf mich zugekommen und hat mir ſeine beiden Hände an den Leib gelegt — ſehen Sie, ſo — unter den Achſeln, die eine an die rechte und die andere an die linke Seite von meiner Bruſt, und dazu hat er mir in die Augen geſehen, ganz von nahe, und ganz leiſe geſagt: ‚Siehſte,' hat er geſagt, ‚ſo macht man's; nu hab' ich dich in den Zangen, und da kommſt du nie wieder 'raus.' Dabei hat er gelacht, aber ein richtiges Lachen iſt es nicht geweſen, ſondern ſo 'was Merkwürdiges in ſeinem Geſicht, wie ich es nie bei einem Menſchen geſehen habe, daß ich gar nicht wo anders habe hinſehen können, ſondern immer nur in ſein Geſicht habe ſehen müſſen, und dabei hab' ich ein Gefühl gehabt — Gott — wie ſoll ich Ihnen ſagen —, wenn er zu mir geſagt hätte, ſteig aufs Fenſter und ſpringe 'runter, ich hätte es thun müſſen; alles, was er mir ſagte, ich hätte es thun müſſen. Und dann hat er mich losgelaſſen und Bier getrunken, das hatte er ſich mitgebracht, gleich zwei Flaſchen hintereinander. Darauf hat er noch einmal angefangen und geſagt: ‚Alſo dich will ich haben, verſtehſte?

Aber ſo wie du biſt und keinen Anhang daran. Und das, was jetzt an dir dran hängt, das nehm' ich nicht an, das muß fort!' Alsdann ſo iſt er gegangen, und ich hab' ihm die Treppe 'runtergeleuchtet. Und wie wir die Treppe 'runtergegangen ſind, hat er immer noch einmal geſagt: ‚Alſo denk dran, was ich dir geſagt habe, daß du's nicht vergißt. Denn daß da immer ſo etwas um mich 'rum ſein ſoll, was mich dran erinnert, daß ſchon jemand anders vor mir dageweſen is — das nehm' ich nich an! Und ſtatt daß ich's eines Tages in die Hände nehme und an die Wand ſchmeiße, iſt es ſchon beſſer, es geſchieht jetzt. Und morgen werd' ich wiederkommen und dir ſagen, wie daß wir's machen.' Und wie ich alsdann die Hausthür aufgeſchloſſen habe, hat er verlangt, ich ſollte noch mit ihm gehn, denn ſchlafen wollte er noch nicht gehn, ſondern irgendwohin und Bier trinken, und da ſollte ich auch mitkommen. Weil ich doch aber gar nicht zum Ausgehen mehr angezogen geweſen bin, hat er endlich nachgegeben. Und dann iſt er aber noch einmal in den Hausflur zurückgekommen und hat mir noch einmal die Hände an den Leib gelegt und hat geſagt: ‚So,' hat er geſagt, ‚nu nehme ich deinen Geiſt mit mir, verſtehſte? Den kriegſt du nich wieder vor morgen abend; da bring' ich dir ihn wieder. Und wenn du ihn dann wieder kriegſt, dann ſollſt du 'mal ſehn, wie er ausſieht, dann thut er alles, was ich will.'"

„Und wenn er morgen alſo wiederkommt, was wird dann?"

Die Stimme der Frau Wulkow war es, die Wort für Wort, wie Eistropfen nach Eistropfen, in die lange, dumpfe Stille fiel, die nach den letzten Worten von Mathilde Baumann eingetreten war.

Die junge Frau an ihrer Seite erwiderte nichts, ſie beugte das Haupt beinahe bis in den Schoß hinunter und ſchlang die Hände um die Knie, daß ſie ausſah wie ein formloſer Knäuel.

„Wenn er morgen wiederkommt," hob Frau Wulkow abermals an, „und Ihnen ſagt, wie Sie Ihr Kind umbringen ſollen, was wird dann?"

Mit einem gräßlichen Schrei ſchnellte Mathilde Baumann auf, griff ſich mit beiden Händen in das Haar; im nächſten Augenblick lag ſie kniend vor der alten Frau und vergrub das Geſicht in ihrem Schoße. „Frau Wulkow! Helfen Sie mir! raten Sie mir! Frau Wulkow! Ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe!"

Starr und ſteif ſaß Frau Wulkow. Als ſie auf das verzweifelnde Weib herabblickte und deſſen beinahe heulendes Weinen hörte, kam etwas wie eine weichere Regung über ſie. „Mathilde," ſagte ſie, „das alles iſt ſo etwas Schreckliches, wie ich gar nicht geglaubt hätte, daß es auf der Welt möglich ſein könnte."

Sie erlebte wirklich etwas ganz Unbegreifliches.

Als wenn ſie das Weib, das ihr im Schoß lag, aus einem fürchterlichen Traum wecken wollte, faßte ſie es an der Schulter und ſchüttelte es.

„Mathilde! Mathilde! Sie haben Ihr Kind doch lieb, ich hab's doch mit eignen Augen geſehen. Das einzige iſt doch, daß Sie den Menſchen fortſchicken? Können Sie dem Menſchen nicht die Thür zumachen, daß er nicht wieder an Sie 'ran kann?"

In troſtloſer Hilfloſigkeit ſchüttelte Mathilde Baumann den Kopf. „Sobald ich morgen aus der Waſchanſtalt 'raus-

komme, das weiß ich, steht er schon an der Thür und lauert mich ab. Dann nimmt er mich am Arm und sieht mir ins Gesicht, und sobald ich seinen Arm fühle und sein Gesicht sehe, bin ich so, als wäre ich gar kein eigner Mensch mehr. Sie verstehen das nicht — und ich verstehe es ja selbst nicht, aber es ist so, ich kann's Ihnen nicht anders erklären, und ändern kann ich's erst recht nicht! Erst recht nicht!"

Ratlos blickte Frau Wulkow über sie hin. Was war da zu thun? Alle möglichen Gedanken gingen durch ihren Kopf. Ob man zur Polizei gehn sollte? Ja — nicht wahr? Damit ein Schutzmann, wenn sie ihm die Geschichte erzählte und ihre Not klagte, ihr ins Gesicht lachte und sich solchen „Blödsinn" verbat?

„Mathilde," fing sie wieder an, „Ihre Kleine ist jetzt bei mir und bleibt auch vorläufig bei mir. Das einz'ge wäre, daß Sie auch zu mir kämen; dann sind Sie morgen abend nicht zu Hause, wenn er kommt. Geht das nicht zu machen, daß Sie morgen einmal gar nicht ausgehn und gleich zu mir 'rüberziehen?"

Mathilde Baumann überlegte. „Ich muß doch in meine Wäsche," sagte sie, „zu meiner Arbeit."

„Geht's nicht, daß Sie einmal einen Tag fortbleiben?"

„Ja, wenn morgen Sonntag wäre," erwiderte die andere, „aber so geht das nicht. Es sind ja hundert da, die auf so eine Stelle in der Waschanstalt lauern; wenn unsereins auch nur einen einzigen Tag 'mal aus der Arbeit bleibt, ist die Stelle mit einer anderen besetzt. Und dann — wovon sollen wir dann leben?"

Frau Wulkow seufzte aus tiefer Brust. Sie war mit ihrem Nachdenken am Ende. „Mathilde," sagte sie, „wir

können die Nacht hier nicht ſitzen; gehn Sie jetzt zu Bett, ich gehe auch zu mir 'rüber.“ Dann legte ſie die Hand auf das Haupt des jungen Weibes. „Mathilde, glauben Sie, daß es einen Gott giebt?“

Mathilde Baumann erwiderte nichts; mit dem Kopfe machte ſie eine unbeſtimmte Bewegung.

Frau Wulkow ſtand auf. „Sehen Sie, Mathilde, das iſt ſo ein Zuſtand, wo kein Menſch nicht helfen kann, ſondern nur Gott allein. Es ſteht geſchrieben: ‚Rufe mich an in der Not, ſo will ich dir helfen.‘ Sie ſollten ſich Mühe geben, daß Sie ihn anrufen — vielleicht, daß er Ihnen hilft.“

Ob Mathilde Baumann ihrer Aufforderung, zu Bett zu gehn, Folge leiſtete, vermochte Frau Wulkow, nachdem ſie hinausgegangen war, nicht feſtzuſtellen. Auch am nächſten Morgen, Vormittag und während des ganzen Tages bis zum Nachmittage hörte, ſah und erfuhr ſie von ihr nichts. Mathilde Baumann war fortgegangen, das hatte ſie am Klappen der Thür drüben gehört, aber zum „Guten Morgen!“ und Abſchiednehmen war ſie nicht herübergekommen. Die alte Frau und das kleine Kind blieben den ganzen Tag über allein. Mit eignen Händen hatte Frau Wulkow heute die Kleine waſchen müſſen, kämmen und anziehen, dann ſaßen beide faſt wortlos den ganzen langen Tag, das Kind zwar noch blaß, mit tiefen Rändern um die Augen, wie nach einer Krankheit, aber doch ruhiger; die alte Frau wie erdrückt unter einem von Stunde zu Stunde wachſenden, ſchweren Angſtgefühl.

Endlich wurde es Nachmittag, und endlich, endlich —

Frau Wulkow hatte heute nicht den Mut gefunden, hinauszublicken und zu ſehen, ob ſie allein oder zu zweien käme — endlich hörte man auf der Treppe und dem Flur

draußen einen Schritt, einen Frauenschritt. Einen Augenblick darauf erschien Mathilde Baumann in der Thür. Nicht hastig, nicht aufgeregt wie bisher, mit eigentümlich langsamer, fast schleppender Bewegung trat sie herein; ihr Gesicht war leichenblaß, die dunklen Augen weit geöffnet.

Mit einem beinahe scheuen Blick ging sie an dem Kinde vorüber, das in seinem hohen Stuhle saß, zu Frau Wulkow hin, zu deren Ohr beugte sie den Mund. „Frau Wulkow“ — ihre Stimme war ein kaum hörbares Flüstern — „ich wundere mich — er ist nicht gekommen.“

Wie erschöpft von einer Aufregung, die sie den ganzen Tag ertragen hatte, sank sie sitzend auf den Fenstertritt nieder, auf dem der Stuhl von Frau Wulkow stand, so daß sie dieser zu Füßen saß. Beide Frauen sahen sich in die Augen, keine sprach ein Wort. In beiden war ein und derselbe Gedanke, und keine von beiden wagte ihm Ausdruck zu geben: ob er nachher kommen und da drüben Einlaß begehren würde. So lautlos war die Stille, daß man hätte glauben können, man vernähme das Klopfen der Herzen in den beiden Frauenleibern. Das kleine Mädchen in seinem hohen Stuhle, als ahnte es, was auf den beiden da drüben lastete, unterbrach das Schweigen mit keinem Ton. So verging eine Stunde — das Dämmergrau des Nachmittags verdunkelte sich mehr und mehr — und noch eine Stunde — bei jedem Zuschlagen der Hausthür drunten zuckten beider Köpfe auf. Aber der Schritt auf der Treppe, der gefürchtete, schwere, schreckliche Schritt, ertönte nicht. Endlich, als es ganz finster geworden war, reckte Frau Wulkow sich auf wie ein Mensch, der aus der Erstarrung zu sich kommt.

„Ich will Licht machen,“ sagte sie.

Als ſie jedoch vom Fenſtertritt herunterſteigen wollte, fühlte ſie ſich an der Hand feſtgehalten — „Frau Wulkow, ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen“ — Mathilde Baumann blickte zu ihr auf, ihr Geſicht ſchimmerte in geſpenſterhaftem Weiß durch das Dunkel, in ihrer Stimme war ein ſo ſeltſamer Ton — ohne einen Laut zu erwidern, ſetzte die alte Frau ſich wieder hin.

„Ich hab's Ihnen vorhin nicht ſagen wollen“ — ganz nah am Geſicht von Frau Wulkow war das Geſicht der Mathilde Baumann — „ich weiß ſelbſt nicht, warum ich's nicht gethan habe — es war etwas in mir — ich hätt's nicht gekonnt. Frau Wulkow“ — an ihrer Wange fühlte die alte die eiskalte Wange der jungen Frau — „es könnte ſein — er kommt nie im Leben wieder.“

„Mathilde — was meinen Sie damit?“ Beinahe ziſchend vor Aufregung kam die Frage aus Frau Wulkow heraus.

„Heute mittag, in der Waſchanſtalt, hat ſich's 'rumgeſprochen, in der Steppdeckenfabrik um die Ecke von unſerer Straße 'rum, und Sie wiſſen ja, das iſt eben die, worin daß er arbeitet, hat's heute am Vormittag ein Unglück gegeben.“

„Ein — Unglück?“

„Es ſoll ein Keſſel entzweigeplatzt ſein, mit kochend Waſſer oder ſonſt etwas Heißem drin — und mehrere Menſchen ſollen verbrüht und tot ſein.“

„Sind Sie denn nicht hingegangen?“ — Frau Wulkow griff, wie in blinder Erregung, nach dem Weibe zu ihren Füßen — „ſind Sie denn nicht hingegangen nach der Fabrik und haben gefragt?“

„Ich hab' nicht gekonnt,“ erwiderte Mathilde Baumann.

„Sei'n Sie ſtill,“ fuhr ſie haſtig fort, als ſie Frau Wulkow

aufzucken ſah, „ſei'n Sie ſtill, ſagen Sie nichts, ich — bitte Sie auf den Knien! Ich will abwarten, hab' ich zu mir geſagt; denn wie ich die Leute habe reden hören, iſt mir geweſen, als wäre das etwas, wie ſoll ich's Ihnen ſagen — wie wenn Gott ſelber ſeine Hand hineingelegt hätte. Darum hab' ich zu mir geſagt: Du wirſt Gott nicht vorgreifen mit Fragen, du wirſt abwarten. Kommt er heute nachmittag — na — dann kommt er eben — kommt er aber nicht — dann — Frau Wulkow — und er iſt nicht gekommen."

Nach dieſen Worten wurde es wieder ſtill zwiſchen den beiden Frauen, und wieder wurde es ein langes Schweigen. Dann ſagte Frau Wulkow: „Es wird nun Zeit, daß das Kind zu Bett kommt. Was meinen Sie, Mathilde? Es iſt beſſer, wenn es die Nacht heut noch einmal bei mir bleibt?"

„Behalten Sie's hier," entgegnete Mathilde Baumann. „Morgen werde ich mich erkundigen, und dann — wenn ich Beſcheid weiß — werden wir weiter ſehen." Sie drückte die Hand der alten Frau, und ohne ein weiteres Wort, wie ein Schatten, verſchwand ſie aus dem Zimmer. Am darauf folgenden Tage geſchah etwas, was noch nie geſchehen war: kaum daß es Mittag geſchlagen hatte, nicht erſt am Nachmittag, kam Mathilde Baumann bei Frau Wulkow an. Wie eine Erſcheinung ſtarrten Frau Wulkow und das Kind ſie an, und wirklich wie eine Erſcheinung ſah ſie aus, als ſie zu den beiden hereintrat. Als wenn die Bläſſe, in die ihr Geſicht getaucht war, wie ein flimmernder Schleier ſie umflöſſe, ihr Antlitz und ihre ganze Geſtalt, ſo ſah ſie aus. Starr aufgereckt, mit einer beinahe feierlichen Bewegung ſchritt ſie auf das Kind zu, das ſich wimmernd, erſchreckt im Stuhle zurückbog. Aber die Bewegung der Arme, mit der ſie

es aus dem Stuhle heraus und an die Bruſt hob, war diesmal ſo ſanft, die Stimme, mit der ſie ihm liebkoſend zuſprach, ſo weich, daß das Kind allmählich aufhörte, ſich zu fürchten, und ſich langſam, langſam an die Bruſt der Mutter ſinken ließ.

Auf dem linken Arme trug Mathilde Baumann ihr Kind, mit der rechten Hand drückte ſie deſſen Geſicht an ſich, und indem ſie das that, ſagte ſie mit lauter, hallender Stimme, die wie die Stimme eines ganz neuen Menſchen aus ihr hervorkam: „Sei ruhig, Lieschen, er thut dir nichts mehr; er kommt nie wieder.“

Über den Kopf des Kindes hin hatte ſie dieſe Worte geſprochen, auf Frau Wulkow zu, und dieſer dabei mit weiten, offenen Augen in die Augen geblickt. Frau Wulkow ſtand lautlos, regungslos — ſie wußte Beſcheid. Noch einen Augenblick blieben die drei Menſchen in dieſer Weiſe einander gegenüber, dann jählings, ihr Kind mit beiden Armen an ſich drückend, um es vor dem Fallen zu bewahren, ſank Mathilde Baumann in die Knie, der alten Frau vor die Füße.

„Frau Wulkow“ — und ein Thränenſtrom, der in ihrer Kehle emporſchwoll, erwürgte ihr die Worte — „Sie haben an uns gethan wie eine Mutter! An mir und meinem Kind! Sagen Sie, daß Sie uns gut ſind und gut bleiben wollen! Legen Sie Ihre Hände auf uns, Frau Wulkow, auf meinem Kind ſeinen Kopf und auf meinen auch!“

„Aber Mathilde — aber Mathilde —“ und während ihr die Thränen über die faltigen Wangen rannen, beugte die alte Frau ſich herab, nahm das Haupt des Kindes und das der Mutter in beide Hände und küßte eines nach dem anderen, aber die Mathilde Baumann noch einmal und dann noch und wieder noch einmal.

Mit einem langen Seufzer, der wie das erste Wiederaufatmen eines Genesenden klang, richtete sich die junge Frau von den Knien auf, stellte ihr Lieschen auf die Füße und trocknete sich die Augen. „Jetzt muß ich wieder zu meiner Wäscherei," sagte sie; „ich habe heute nur einmal die Mittagspause benutzt, um 'rauszukommen; mit der Pferdebahn muß ich fahren, sonst komm' ich zu spät."

Noch einmal, bevor sie ging, blieb sie stehn, sah sich um, nach dem Kinde um, unwillkürlich wartend, ob das Wort, nach dem sie sich sehnte, „Mutter" nicht von den Lippen des Kindes, ob es nicht selbst kommen würde. Aber das Kind kam nicht; stumm, an das Kleid von Tante Wulkow gehängt, blickte es zu ihr hinüber wie fragend, wie staunend. Es war nicht mehr der angstvolle Blick der letzten Tage, aber auch nicht der vertrauend hingegebene von früher, sondern ein Ausdruck darin, als sähe das Kind von weit, weit her eine Gestalt heranschreiten, die wohl so ähnlich aussah wie die Mutter, von der es aber doch nicht sicher wußte, ob sie es wirklich war.

So stumm, nachdenklich und beinahe träumerisch verblieb die Kleine auch, nachdem die Mutter hinausgegangen war, und als Frau Wulkow sie in ihren Stuhl gesetzt hatte, verfiel sie in einen bleiernen Schlaf. Wie in einem tiefen Brunnen, so versank das Kind in dem Schlaf, immer tiefer, immer schwerer, daß kein Wecken half, auch wenn man es hätte wecken wollen, als erhöben Leib und Seele des jungen Geschöpfes nachträglich stillschweigenden Protest gegen die Überanstrengungen, die man ihm zugemutet hatte. Schlafend fand Mathilde Baumann, als sie am Nachmittag zurückkam, ihr Lieschen vor; schlafend wurde das Kind hinübergetragen und neben dem Bett der Mutter in seiner Lagerstätte gebettet.

Am nächsten Morgen aber — herrlich schien die Sommersonne zum Fenster herein —, als Lieschen endlich die schlaftrunkenen Augen aufthat, beugte sich ein Antlitz über sie her — und das Antlitz kannte sie —, eine Stimme sprach — und die Stimme kannte sie —, und plötzlich wurde ihr klar, daß „der fremde Mann" und „daß Mutter nicht gut gewesen", all das Schreckliche, Gräßliche, Unbegreifliche, daß alles, alles, alles nur ein böser, schwerer, fürchterlicher Traum gewesen und jetzt die Wirklichkeit wieder da war, die Wahrheit, die Mutter — und beide Arme um den Hals der Frau schlingend, die sich über sie beugte, mit einem Jauchzen, wie es noch nie aus ihrem kleinen Leibe gekommen war, schrie sie: „Mutter! Mutter! Mutter!"

Dann wurde sie gewaschen — so sauber war sie noch nie gewaschen worden — und das Haar ihr gemacht — so sorgfältig war ihr noch nie das Haar gemacht, noch nie das Zöpfchen geflochten worden.

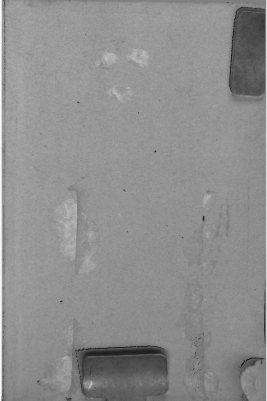
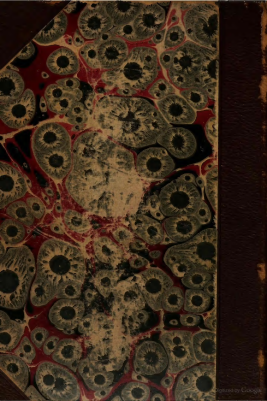
„Und das weißt du doch, daß heute Sonntag ist," sagte alsdann die Mutter. „Also heut' nachmittag, weil's so schönes Wetter ist, geht Lieschen mit Mutter spazieren, bis nach'n Tiergarten, und in den Zelten, da trinken wir Kaffee."

Und so geschah und begab es sich denn, daß am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages die Thür der Wäscherin, unverehelichten Mathilde Baumann, sich aufthat, während gleichzeitig die gegenüberliegende Thür der alten Frau Wulkow aufging, daß aus jener die Mathilde Baumann im Sonntagsstaat, ihr Töchterchen an der Hand, heraustrat, und daß dieses Töchterchen sich umwandte und der Tante Wulkow, die ja am liebsten selbst mitgegangen wäre, ihrer „schlechten Beine" wegen aber leider nicht konnte, zukrähte:

„Lieschen geht ſpazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee.“

So geſchah und begab es ſich, daß Frau Wulkow, über das Treppengeländer gelehnt, den beiden nachſah, wie ſie Stufe nach Stufe hinunterſtiegen, mit einem leiſen, ſtaunenden, aber alles andere als unwilligen Kopfſchütteln und „Das iſt ein Wunder, wie je eines dageweſen iſt,“ in ſich hineinſprach, „ein wahres, wahrhaftiges Wunder.“

Und damit wäre die Geſchichte zu Ende, wenn nicht noch zu erzählen bliebe, daß auf dem erſten Treppenabſatz die Mathilde Baumann ſtehn blieb, das Geſicht mit den dunklen, heut' ſo wunderbar blickenden Augen zu der alten Frau emporrichtete und ſagte: „Aber zu heute abend, Frau Wulkow, wenn Sie 'rüberkommen zu mir, daß ich da aus den Zelten ein bißchen Kuchen zum Kaffee mitbringe — nicht wahr, das erlauben Sie doch? Was denn wohl am liebſten? Vielleicht ein Stückchen Braunſchweiger?“

Das war noch zu berichten geweſen und dann noch dies, daß, als Mathilde Baumann ſolches ſprach, ein Licht über das Geſicht der alten Frau ging, daß es ausſah, als lächelten und lachten alle Falten in dem alten Geſicht bei dem Gedanken, daß ſie heute abend wieder mit ihrer Mathilde in der gemütlichen Küche zuſammenſitzen würde. Noch ein bißchen weiter lehnte ſie ſich über das Treppengeländer, und: „Um meinetwegen, liebe Mathilde,“ ſagte ſie, „iſt es ja keineswegs nötig — aber wenn Sie durchaus wollen — was Sie mitbringen, es ſoll mir recht ſein.“

Digitized by Google